This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

f 5.–

S. H. Gem

93 a 24
Presented to
the

by
the Rev. S. H. Soon
M. A. of University
College, 1914

Pugsei zum I Bd.

Lebens-Bilder.

ERZÄHLUNGEN

aus dem

Leben sittlich-guter Kinder.

Zur

Beförderung der Tugend

aus der

Geschichte gewählt und bearbeitet

von

Johann Nepomuk Müller,

Doctor der Philosophie und Theologie, Dompräbendar an der Metropolitankirche zu Freiburg, mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede.

Zweite mit 6 Lithographien vermehrte Auflage.

Erster Band.

Freiburg im Breisgau.

Gedruckt und im Verlag bei Friedrich Wagner.

1836.

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
8 JUN 1939
OF OXFORD

Vorwort.

Es ist die Aufgabe des Erziehers für die Cultur des moralischen Gefühls, das Unbestimmte und Unsichere der ersten sittlichen Empfindungen des Kindes bestimmter und sicherer zu machen, den unordentlichen Neigungen der sinnlichen Natur entgegen zu arbeiten, die Keime der Tugend in das zarte Herz zu legen, und so dem sittlichen Charakter auch im Gefühl eine Unterstützung zu geben, daß dieses mehr und mehr in Gesinnung und That übergehe. Das erste und wichtigste Hilfsmittel ist das Beispiel. Was Kinder von ihren Vorgesetzten hören und sehen, prägt sich sehr tief in ihre zarten Herzen, welche gleich platten, von dem Grabstichel des Künstlers noch unberührten Tafeln sind. Wie groß des Beispieles Macht sey, wer wüßte dieses nicht? — Beispiele versinnlichen sittliche Wahrheiten, verschaffen ihnen mehr Eingang und Interesse, als schulgerechte, trockene Begriffs-Entwickelungen, Aufzählen von Grundsätzen, Lehren und Vorschriften; nur durch Beispiele wird die Lehre lebendig, erhält Geist und Leben; die Eindrücke edler Grundsätze werden dadurch stärker, das Herz wird für Tugend empfänglich gemacht, die moralische Thatkraft wird angeregt, gesteigert. Beispiele sind die willkommenen Lehrerinnen des Schönen, Wahren und Guten. Schon der große Philosoph von Stagira, Aristoteles, sagte: wir bedienen uns der Beispiele, damit um so leichter verstanden werde, was gesagt wird; und Roms großer Redner bemerkte

ſehr richtig: daß zwei Dinge große Gewalt über uns ausüben, — Gleichniſſe und Beiſpiele. Die Geſchichte, das große Buch lebendiger Beiſpiele, hat darum, von dem Standpunkte des praktiſchen Lebens aufgefaßt, einen ſo großen Werth, und iſt ein vorzügliches Organ der Menſchen-Erziehung, durch welches der menſchliche Geiſt bald die freundlichen Höhen der Tugend, bald die düſtern Abgründe niedriger Leidenſchaft, die ſchaudervollen Tiefen der Laſterhaftigkeit lebendig anſchaut.

Niemand wird in Abrede ſtellen, daß deßwegen die vorzüglichſten Erzieher älterer und neuerer Zeit wünſchen, recht früh den Kindern Bilder des Guten und Schönen vor die Seele zu führen, damit ſie dieſe ſchauen, ihr Glanz ſie erfreue, ihr Licht und Leben ſie erwecke, erwärme, zum Guten hinziehe. Wie viel iſt daran gelegen, daß die erſten Eindrücke in des Kindes Seele nur gute, reine, ſittliche ſeyen! Wie wünſchenswerth iſt es, daß ihm die Keime der Tugend, aus freundlichem Bilde, aus dem wirklichen Leben genommen, in die Seele gelegt werden, aber auch zugleich ihm gegönnt werde, durch Fühlen, Nachdenken, Selbſturtheil dieſe Keime in ſich aufgehen und Wurzel faſſen zu laſſen! Die Einkleidung religiöſer, ſittlicher Wahrheiten in Erzählungen iſt das ſicherſte Mittel, ihnen bei der Jugend, die noch nicht gewohnt iſt, einen zuſammenhängenden Vortrag zu faſſen, Eingang und Eindruck zu verſchaffen. Jener, der der Menſchen Herzen ſo gut kannte, unſer göttlicher Erlöſer und Heiland Jeſus Chriſtus, kleidete deßwegen auch die ſchönſten Wahrheiten in Erzählungen ein.

Um nun den Erziehern hierin an die Hand zu gehen, bearbeitete man ſeit längerer Zeit eine große Menge Erzählungen, welche reiche und ſchöne Materialien zur Beförderung ſittlicher Bildung der Jugend enthalten: allein, es wird dabei oft zweierlei außer Acht gelaſſen. Entweder ſind die Erzählungen erdichtet, dann greifen ſie nicht tief in des Kindes

Seele ein, weil gewöhnlich seine erste Frage nach Beendigung der Erzählung lautet: ob dies eine wahre Geschichte sey? Wird dieses nun in Zweifel gezogen, oder in Abrede gestellt, so ist der Eindruck nur ein oberflächlicher, und wird von dem nächsten leicht wieder verdrängt. Oder aber stehen die Erzählungen der Fassungs- und Nachahmungskraft des Kindes zu hoch, und es ist gewiß nur Verschwendung des Herrlichsten, wenn man Kindern zu erhabene Beispiele aufstellt. Große Männer und Frauen, die man in Kinderschriften zur Nachahmung für Kinder aufgestellt findet, stehen oft auf einer solchen Höhe, daß nur gereifte Jünglinge und Töchter ihre Größe ahnen können. Einer der ersten Pädagogen Deutschlands spricht dies aus.*) Nebst diesen Fehlern haben die meisten Sammlungen von Erzählungen noch einen anderen: daß sie meistens ohne durchdachte Auswahl und gehöriges System, nur durcheinander geworfen sind.

Diese Erfahrungen erweckten schon vor vielen Jahren in mir die Idee, eine Sammlung wahrer Züge aus dem Leben sittlich-guter Kinder zu versuchen, und sie gehörig zu ordnen. Wahrheit geht über alle Dichtung, und geschichtlich begründete Thaten ergreifen jugendliche Gemüther immer mit höherer Gewalt, machen immer einen tieferen Eindruck auf dieselben, und versprechen edlere Früchte, als Alles, was die Phantasie des Dichters schafft, und was auch die allerglücklichste Erfindung erzählt. Erzählungen wirklicher Handlungen der Tugend aus dem Leben von Kindern behaupten gewiß immer den Vorrang vor den nur erdichteten, weil jene, selbst Leben, das Leben lebendiger ansprechen und kräftiger zur Nacheiferung ermuntern. Mit nicht geringem Fleiße wählte ich daher aus der Geschichte älterer, mittlerer und neuerer Zeit das Schönste aus dem Leben guter

*) Dr. A. H. Niemeyer's Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts. 7te Aufl. Halle 1818. I. Thl. S. 262 — 63.

Kinder, wählte Bekanntes und Unbekanntes, vermied aber biblische Züge, weil diese ohnehin den Kindern bekannt werden, oder schon sind, und nahm nur Wahres auf, oder was mir als wahr erschien und angegeben wurde.

Bei der Bearbeitung dieser Schrift ging ich von dem Grundsatze aus: daß, je freier die Seele bei der Reflexion über ein Beispiel ist, desto kräftiger es wirke. Darum erzählte ich ganz einfach, ohne mit moralischen Bemerkungen zu überhäufen; ich wollte nur Stoff zum Nachdenken, Anregungen zum Selbsturtheil der Kinder geben, und blieb daher mit zu vielem Lobpreisen zurück. Es wird mir angenehm seyn, wenn man dies erkennt, und die Jugendfreunde das Material sorgfältig benützen, nicht, um durch immerwährendes Lesen oder Erzählen die Seele des Kindes mit sittlichen Wahrheiten gleichsam zu überfüllen: sondern nach gehöriger Vorbereitung und schicklicher Veranlassung, die That selbst zu seinem Herzen sprechen, das Kind selbst über das Gehörte oder Gelesene urtheilen zu lassen, und nur so viele Winke zu geben, als nöthig sind, um das Kind durch eigenes Nachdenken zur Ueberzeugung zu führen. Zu häufiger Gebrauch der Beispiele gewöhnt die Kinder zu sehr, sich nur aus Vergleichungen zu schätzen, statt in ihrem Urtheile mehr von sich selbst abhängig und dadurch selbstständig zu werden; und überall, ohne Auswahl gegebene Erzählungen verlieren ihren Werth und werden am Ende gleichgültig. Darum wünsche ich sehr, daß diese Erzählungen nur zur schicklichen Zeit, am rechten Orte und sparsam den Kindern mitgetheilt werden, und der Erzähler den Geist der Handlungen und Gesinnungen vom Kinde erfassen, in dessen Gemüth übergehen, und es durch Nachdenken und Selbsturtheil zur Ueberzeugung kommen lassen möchte. Die ohnehin große Zahl der Kinderschriften wollte

ich durch dieſe Schrift keineswegs vermehren aus unlauterer Abſicht, ſondern nur einem längſt gefühlten Bedürfniſſe in Stadt und Land abzuhelfen, und Gutes zu verbreiten ſuchen. Freundliche Bilder der Tugend, Bilder eines edlen Lebens wollte ich aus der Geſchichte ziehen, einfach ſie zeichnen, damit Aeltern und Jugendfreunde ſie wieder unter die lieben Kinder austheilen möchten bei Belehrung und Unterricht über die wichtigſten Wahrheiten der Tugendlehre; austheilen in der Erholungsſtunde des Kindes. Was iſt dienlicher, ſelbſt die Stunde der Erheiterung nützlich dem Kinde zu machen, als Wahrheit im Gewande der Erzählung? Wo ſammeln ſich Kinder freudiger, als um den freundlichen Erzähler, und was ſpricht ſie dann mehr an, als wahre Geſchichten, lebendige Bilder aus dem Leben edler, tugendhafter Jugendſeelen? Sie ſind eine reiche Quelle, aus der ſchon viel Heil, mancher wohlthätige Wink, manche tiefwurzelnde Ermahnung und Ermunterung floß, und die ſelbſt den Weg zur Selbſtthätigkeit und Selbſtveredlung öffnete. Aeltern, Catecheten, Lehrern und Erziehern will ich ein Handbuch in die Hände geben, das ſie unterſtützen ſoll im großen und ſchwierigen Werke der Menſchen-Erziehung und Menſchen-Bildung. Ich wählte, nach langer Ueberlegung, die alphabetiſche Form, damit dieſes Buch bei jedem Religions-Handbuche und Catechismus benützt und immer mit leichter Mühe angewendet werden könne, wenn von irgend einer Tugend im Vaterhauſe, in der Kirche oder Schule die Rede ſeyn wird. Ich ſuchte immer den richtigen Begriff der einzelnen Tugend genau anzugeben in der vorausgeſchickten Einleitung, ohne ſtreng ſchulgerechte Definitionen, ſodann die Erzählungen nach den verſchiedenen moraliſchen Beziehungen und Modificationen zu ordnen, am Ende die belegenden Stellen der heiligen Schrift anzugeben, und ſchließlich, als Inbegriff

des Erzählten, einen kurzen Denkſpruch beizuſetzen, damit Geiſt und Herz, Glaube und Gedächtniß des Kindes ihre Nahrung finden.

Ich trage die angenehme Hoffnung in mir, daß dieſe Lebensbilder durch ihre Bearbeitung einen vielfachen Nutzen bringen, nämlich: die guten Beiſpiele ſollen der moraliſchen Anſchauung der Jugend ſich als ſchöne Vorbilder darſtellen, daß ſie copiren könne; ſie ſollen den Reitz des moraliſchen Schönen, die Würde und Seligkeit der Tugend, vor dem Auge der Jugend enthüllen, daß ſie copiren wolle; ſie ſollen erhaben und erhebend die Einwendungen der Eigenliebe und ſinnlichen Natur in der Jugend niederſchlagen, daß ſie wirklich copire, daß das Beiſpiel ihr Herz rühre, ergreife, ermuntere, und ſie die geſchauten Bilder eines edlen Lebens mit ſelbſtthätiger Kraft aus Ueberzeugung im eigenen Leben nachahme. Zugleich ſollen aber auch dadurch die Jugendfreunde das Vertrauen und die Herzen der Kinder gewinnen; der Unterricht ſoll erleichtert, die Stunde der Belehrung und Erholung nützlich und angenehm verwendet werden. Dem Kinde ſoll nach jeder Erzählung die Frage lebendig vor der Seele ſchweben: Konnten es dieſe Kinder, warum nicht auch ich?—

Und nun glaube ich, daß die Erſcheinung dieſer Schrift ihre Rechtfertigung in ſich trage. So viel wir auch Erzählungen für die Jugend haben, ſo vortrefflich viele derſelben bearbeitet ſind, ſo kenne ich doch keine ſolche Schrift, welche in dieſer Form, von dieſer Brauchbarkeit wäre, und nur von kindlichen Tugenden handelte; keine, welche zweckmäßige Auswahl und Ordnung, verſtändliche Kürze und Eigenthümlichkeit der Bearbeitung mit geſchichtlicher Wahrheit durchaus verbände; keine unter dieſem Geſichtspunkte und ſo reichlich an Material. Dem Jugendfreunde und Erzieher dürfte dieſe Schrift daher willkommen ſeyn. Können wir wohl des Guten und

Nützlichem zu viel haben? Könnte wohl Jemand meine Absicht mißdeuten oder verkennen? — Genug für mich, wenn ich nur nützlich bin; Niemand wird dem arbeitsamen Fleiße der Biene das Lob versagen, wenn sie auch nur Nützliches gesammelt und bearbeitet hat.

Daß ich nicht für jede Tugend- oder Sittenlehre geschichtliche Belege vorfand, bedauere ich sehr, und spreche hiemit öffentlich den Wunsch und die Bitte aus, daß Aeltern und Erzieher mich mit noch unbekannten Zügen aus dem Leben guter Kinder erfreuen möchten; getreu werde ich das Mitgetheilte benützen und recht dankbar dafür seyn. Ebenso muß ich hier noch bemerken, daß der Begriff eines Kindes im weitesten Sinne genommen wurde, und daher auch Erzählungen von solchen edlen Menschen vorkommen, welche erst im reiferen Alter gewisse kindliche Pflichten erfüllen konnten und mußten.

Herzlich wünsche ich nun, daß diese Schrift mit Wohlwollen und Nachsicht anfgenommen werden und bald in den Händen vieler Jugendfreunde und Erzieher seyn möchte; ebenso, daß die darin ausgestreuten Samenkörner der Tugend und Weisheit in dem Herzen der Jugend ein gutes Erdeich finden, und durch ihrer Vorgesetzten treue Pflege kräftige Wurzel fassen, Blühten und Früchte bringen mögen. Möge der Glanz der Tugend, der aus diesen Bildern strahlt, auf die Herzen der theuren Jugend fallen, sie erwärmen, entzünden für alles Gute, Schöne und Edle! Möge diese Schrift bei der Jugend solche Gefühle, Gesinnungen und Entschlüsse erregen und befestigen, auf deren Anwendung und Ausübung zuletzt der ganze Werth des Lebens beruht, nämlich: Gottesfurcht, Weisheit, Tugend, Menschenliebe. Dann wird, unter dem Segen des Allerhöchsten, der allein unserem Wollen das Vollbringen verleihen kann, mancher Nachkomme seine Be-

stimmung richtiger ins Auge fassen, wird verständiger, zufriedener, in seinem Berufe thätiger, edler, tugendhafter, vollkommener werden, und des Lebens wahre Glück genießen, das Glück und die Seligkeit, der Tugendhaften Tugenden sich eigen gemacht zu haben. Ich aber werde dann die Stunden der Muße, welche ich für die Sammlung und Bearbeitung dieser Schrift verwendete, unter die angenehmsten und glücklichsten meines Lebens zählen, und mich erfreuen, dasjenige gethan zu haben, was unser großer vaterländischer Dichter wünscht:

Gib der Welt, auf die du wirk'st, die Richtung zum Guten;
Dann wird der ruhige Rhythmus der Zeit die Entwickelung bringen.

Freiburg im Breisgau, am 12 August 1830.

J. N. Müller.

Einleitung.

Es ist mit dem menschlichen Leben, wie mit einer Reise. Man tritt den Weg an, setzt ihn fort, und vollendet. Bald sieht sich der Wanderer auf schönen Fluren, bald auf öden Steppen; bald wandelt er über Felsen und Abgründe, bald im Schatten kühler Bäume. Auch der Gefahren giebt es viele, die den Wanderer bedrohen. Jede Reise hat ihr Ziel, sey es das geliebte Vaterhaus, die theure Heimath, oder die Wohnung eines längst ersehnten Freundes, vielleicht auch ein Ort, an welchem man Ruhe, Freude, und für eine mühselige Wanderschaft Lohn und Ehre genießen kann.

Unsere irdische Wanderschaft hat auch ihr Ziel und Ende. Es ist aber nicht das kühle Grab. Wie traurig wäre es, wenn mit diesem Leben Alles vollendet wäre! Für ein besseres, ewiges Leben sind wir bestimmt; diesem entgegen zu gehen, ist das Ziel unserer Wanderschaft. Damit wir aber den Weg sicher finden, und nicht in den vielen Irrgängen des menschlichen Lebens uns verlieren, hat der Allweise, der liebe Vater im Himmel, durch seinen eingebornen Sohn, Jesus Christus, uns belehren lassen, wie wir wandeln, welche Wege wir gehen sollen. Wie lieb hatte uns doch der Sohn des Allerhöchsten! Er wurde selbst Mensch, und wandelte die Wege der Liebe, der Gottesfurcht und Tugend. Schon in früher, zarter Jugend suchte er Alles das kennen zu lernen, was er thun oder unterlassen müsse, um das Wohlgefallen Gottes

und die Achtung und Liebe der Menschen sich zu erwerben. Wer hört oder liest nicht gerne vom göttlichen Knaben Jesus? Er war die Liebe selbst, und wandelte in unverbrüchlichem Gehorsam die Wege, die ihm vom himmlischen Vater vorgezeichnet waren. Ein so schönes Vorbild hinterließ er uns Allen, gewiß nur, daß wir ihm nachfolgen; und seine größte Freude war es, mit jedem Tage besser, Gott wohlgefälliger zu werden. Alles, was gerecht, was ehrbar, gut, schön und liebenswürdig war, liebte und that er. Darum wurde er auch vollkommen in allem Guten, und unendlich heilig.

Geliebteste Kinder, Knaben, Jünglinge, Töchter! Ihr habt angetreten die Reise durch das Leben. Wie ein Garten, voll der schönsten Blumen, einladend zum Genuß und zur Freude, steht die Welt vor euch. Der Glanz der Gegenwart vergoldet euch die Wolke der Zukunft. Welch' eine namenlose Wonne muß euer jugendliches Herz durchströmen, wenn ihr euch selbst, wenn ihr die vielen und schönen Kräfte und Fähigkeiten überdenket, die Gott, der Vater der Liebe, in euch legte, Er, der Allmächtige, dessen Geist, dessen Odem euch belebt, der nach seinem Bilde euch schuf! Auf der ersten Stufe der Schöpfung, erhaben über alle sichtbare Wesen, steht der Mensch. Verstand, Urtheilskraft, Vernunft, der feinste, weiseste Körperbau zeichnet ihn aus vor Allem, was auf Erden lebt und wandelt. Er empfindet, wirkt, handelt, denkt, nicht nach thierischen Trieben, sondern nach einem freien Willen, nach Grundsätzen. Die Erde, mit all ihren Schönheiten und Reizen ist nicht seine Bestimmung; sondern nur ein Vorbereitungsort für ihn. Jenseits ist sein Vaterland, seine Heimath, das Land der Ruhe und Freude, dem er hienieden entgegen wandeln soll; ein ewiges Leben ist sein Ziel. In ihm lebt und denkt ein unsterblicher Geist, der nie vergehen kann. Er ist Gott näher, als jedes andere Wesen. Sein Schöpfer will auch zugleich sein Freund, sein Vater, sein Alles seyn. Und immer näher will dieser unendlich liebenswürdige Gott zu sich den Menschen bringen, dadurch, daß dieser seinen Willen thue, und ihm ähnlich zu werden suche, nach dem Vorbilde, das Jesus, sein göttlicher Sohn, hinterließ.

Welch' eine erhabene Bestimmung, welche Würde der Menschheit! Unsterblich zu seyn, wie Gott, bestimmt zur Theilnahme an seiner höchsten Herrlichkeit, ausgesöhnt, verbunden mit ihm durch Jesus! Erhebet euern Geist, geliebte Kinder, empfindet euere Würde und Bestimmung, erkennet euere Größe, euer Glück, euere Kräfte. Ihr seyd ja verbrüdert mit Engeln, mit Unsterblichen. Möchtet ihr denn nicht niedersinken in den Staub vor euerem Gott und Schöpfer, dankvoll ihn anbeten, daß er euch solcher Vollkommenheit, solcher Glückseligkeit fähig machte! Möge euch doch euere hohe Menschenwürde heilig seyn, heilig jede Kraft, die in euch liegt, heilig jeder Augenblick eueres Lebens, besonders heilig die schöne Zeit der Jugend. Vollkommen sollt ihr zu werden suchen durch den lebendigen Vorsatz und das eifrige Streben, stets gut und fromm zu seyn, und es immer mehr zu werden. Jede euerer Pflichten müßt ihr unbedingt achten, mit steter Treue in allem Guten ausharren, und nur an dem, was recht und gut, was Gott wohlgefällig ist, euere Freude haben, dagegen aber alles verabscheuen, was böse ist. Und immer fertiger und geschickter sollt ihr darin werden, die durch die christliche Lehre erlernten Gesetze zu beobachten; dann werdet ihr tugendhaft, vollkommen. Das eifrige Bestreben, alle unsere Gesinnungen und Handlungen immer nach Jesu Lehre und Beispiel einzurichten, nennt man christliche Tugend.

Aber nur dann sind alle euere Gesinnungen und Handlungen wahrhaft gut, nur dann handelt oder denkt ihr wirklich tugendhaft, wenn euer Wille gut ist, d. h. wenn ihr immer nur das wollet, was Gottes Wille ist, und zwar deßwegen, weil es Gottes Wille ist. Wer eine gute That aus andern Absichten erfüllt, als, weil es Gottes Wille ist, wer nicht das Gute vollbringt, weil es gut ist, der ist nur dem Scheine nach tugendhaft. Würde Eines von euch, geliebteste Kinder, irgend eine schöne Handlung nur darum ausüben, um den Menschen zu gefallen, Lob oder irgend einen andern Vortheil zu gewinnen, so wäre dies keine wahre Tugend, und der Spruch sagt:

Siehst du auf Vortheil mehr, als auf die Pflicht:
So liebst du nur dich selbst, du liebst die Tugend nicht.

Daher erfüllet euere Pflichten aus reiner Liebe zu Gott, suchet immer mehr vollkommen zu werden, weil es Gottes Wille ist, der durch seinen Sohn, Jesus Christus, uns das Gebot gab: Seyd vollkommen, wie euer himmlischer Vater vollkommen ist. Matth 5. 48. Wie der Blumen Schmuck die Annehmlichkeit der so schön unter einander spielenden Farben verliert, wenn die Sonne ihr goldenes Licht entzieht: so sind auch alle Tugenden nichts, und haben keinen Werth, wenn sie nicht von der Liebe, als der Sonne der Tugend, erwärmt und beleuchtet werden.

Es ist aber keine so ganz leichte Sache um die Tugend. Viel Mühe und Anstrengung kostet es, um sich nach und nach die Fertigkeit zu erwerben, immer nur das Gute zu thun und Alles Böse zu fliehen. Oft muß man sich etwas versagen, was einem Freude machen, oder einen Genuß darbieten würde; und oft muß man willig und freudig etwas thun und übernehmen, was unangenehm ist und Ueberwindung kostet. Darum werden auch wenige Menschen wahrhaft tugendhaft, weil sie die Mühe und Anstrengung scheuen, die sie verlangt. Lieber folgen sie den sinnlichen Lüsten, und leben in einem beständigen Taumel des Genusses, vergessen ihre schöne Bestimmung, durch Tugend für ein besseres, ewiges Leben sich vorzubereiten, und stürzen sich so — ins Verderben. Nur Jener erlangt wahre Freude und Seligkeit, welcher den unheiligen Begierden des Herzens ernstlich widersteht, die Lockungen und Genüsse der Welt flieht, und immer nur, im Andenken seiner hohen Würde und Bestimmung, und aus treuer Liebe zu Gott, dann auch das Gute übt und das Böse flieht, wenn es ihn schweren Kampf und harte Entsagung kostet. Darum sagte auch unser göttlicher Heiland: «Gehet ein durch die enge „Pforte; denn weit ist die Pforte und breit der Weg, der „zum Verderben führt, und Viele giebt es, die darauf wan„deln: aber enge ist die Pforte, und schmal der Weg, „der zum Leben führt, und Wenige sind, die denselben finden.„

Matth. 7. 13 — 14. Tugend koſtet Mühe, aber ſie lohnt auch der Mühe.

Der Tugend Weg iſt Anfangs ſteil,
Läßt Müh' und Arbeit blicken:
Doch ſicher führet er zum Heil,
Und endlich zum Entzücken.

Seyd aber nicht muthlos, liebe Kinder. Der Menſch kann Alles, wenn er nur ernſtlich will. Wenn ein Kind von ſeinem Vater den Auftrag erhielte, einen großen Berg zu beſteigen, um auf deſſen Gipfel die reitzendſte, angenehmſte Ausſicht zu genießen, und die blühendſten Landſchaften zu überſehen: würde es nicht thöricht handeln, wenn es immer am Fuße des Berges ſtehen bleiben und ſagen würde: Ach! es iſt ein ſo ſteiler, hoher Berg, ich gelange nie auf ſeinen Gipfel! — Würde daſſelbe nicht beſſer thun, wenn es ſich in Bewegung ſetzen, und Schritt vor Schritt unausgeſetzt ſich bemühen würde, ſein Ziel zu erreichen? Wer ſagen würde: „ich werde auf dieſer Welt doch nie vollkommen, daher lebe ich, wie es mir gefällt", der wäre wohl ein rechter Thor. An unſerer Vervollkommnung müſſen wir mit ernſtem und unausgeſetztem Willen arbeiten; der liebe Gott fordert gewiß nicht mehr, als wir zu leiſten im Stande ſind, und läßt uns nicht über unſere Kräfte verſuchen. I. Korinth. 10. 13. Wer freudig und ernſtlich das Seinige thut, gelangt gewiß zum Ziele; er wird mehr Freude am Guten haben, immer mehr Kraft in ſich fühlen, es zu thun, und wirklich tugendhaft, vervollkommnet, glücklich und einſt heilig und ſelig werden.

Darum, liebe Kinder, nehmt es nur einmal zuerſt ernſtlich vor, tugendhaft werden zu wollen, und der erſte Schritt iſt ſchon gethan. Ermahnet euch ſelbſt zum Guten. Treibet euch ſelbſt ſtets voran. Ihr ſprecht und thut ſchon ſehr viel, wenn ihr zu euch ſelbſt in vollem Ernſte ſaget: „Ich kann, ich will, ja ich will tugendhaft werden." Laßt euch aber nicht abſchrecken, wenn euch das Gute ſchwer ankommt. Es iſt nur Anfangs ſchwer, und wird immer leichter. Suchet die böſe Luſt gleich im Anfange zu unterdrücken. Je mehr ihr nachgebet, deſto weniger werdet ihr

dann noch widerstehen können. Selbst auf die kleinern Fehler seyd wachsam; suchet sie abzulegen, und an deren Stelle Gutes zu setzen. Wer kleinere Fehler nicht achtet, der wird nach und nach in große Sünden fallen. Wer nicht auf den kleinen Funken sieht, läuft Gefahr, durch einen großen Brand sehr unglücklich zu werden. Glaubet aber ja nicht, daß ihr schon ganz tugendhaft seyd, wenn ihr eine oder die andere gute Handlung ausübet: nur dann seyd ihr es, wenn ihr eine Festigkeit zu allem Guten euch eigen gemacht habet.

Stellet euch die hohen Eigenschaften Gottes öfters recht nachdrücklich vor; sie fordern euch ja Alle auf, ihm ähnlich zu werden, und heilig, weil er es ist. 1. Petr. 1. 15 — 16. Denket besonders öfters an seine Allwissenheit und Allgegenwart. Wenn ihr euch Gott öfters lebhaft als den allgütigen, liebenswürdigsten Vater gegenwärtig denket, dessen Mißfallen ihr fürchten, und nach dessen Willen, ihm zu gefallen, ihr leben müsset und wollet: so wird euch diese Vorstellung gewiß zur Ausübung der Tugend williger machen. Fasset mit jeder neu aufgehenden Sonne wieder neue Vorsätze, neuen Muth. Wie erfreulich ist es, daß unsere heilige Religion uns versichert: der Allerhöchste stehe uns bei, und unterstütze uns in allem Guten! Ja, der liebe Vater im Himmel hilft uns, wenn wir auf den Wegen der Tugend ermatten; er giebt uns Kraft, muthig und getreu fortzuwandeln, um sicher zum Ziele zu gelangen. Das heilige Evangelium erzählt uns, daß ein Jüngling, der sehr reich war, einmal zu Jesus kam, von dessen himmlisch schönen Lehren und liebevollen Werken er gehört hatte. In seinem Herzen war die Sehnsucht, eines bessern, ewigen Lebens sich würdig zu machen. Er trat also hin zum göttlichen Heilande, und fragte ihn, was er wohl thun sollte, um das ewige Leben zu erlangen? Freundlich verwies ihn Jesus, der den frommen Wunsch auch in seinem Herzen las, auf die Gebote Gottes, und forderte liebreich ihn auf, diese zu erfüllen. Da aber der Jüngling versetzte, er habe diese schon von Jugend auf erfüllet, so sagte Jesus weiter: „Wenn du vollkommen seyn willst, so verkaufe Alles, was „du hast, und gieb es den Armen; du wirst Schätze im Himmel

„haben, dann komme, und folge mir nach.“ Als dies der Jüngling hörte, wurde er sehr traurig. Da sagte Jesus: „Wie hart werden die, welche viel Geld haben (d. h. der Welt „angehören und für diese leben), in das Himmelreich eingehen, „denn es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, „als ein Reicher (ein Weltmensch) in das Reich Gottes.“ Hierauf sprachen Jene, die dies hörten: Wer kann nun selig werden? Und Jesus erwiederte: „Bei den Menschen ist dies „unmöglich; bei Gott aber sind alle Dinge möglich.“ Luk. 18. 26 — 27. Der Heiland wollte damit sagen: daß es Mühe, Selbstverläugnung und manches Opfer koste, um in das Reich Gottes zu gelangen, daß auch der beste Wille des Menschen nicht stark genug sey, um das Ziel zu erreichen: was wir aber aus eigenen Kräften nicht können, das vermögen wir durch die Hilfe und den Beistand des allmächtigen Gottes, welche er Jedem zu verleihen bereit ist, der ihn herzlich darum bittet, und in dessen Herzen er den ernstlichen Willen sieht, wahrhaft gut und wirklich tugendhaft zu werden. Erhebet also euere Herzen zu Gott, liebe Kinder, und betet herzlich und innig zu ihm: daß er euch in allem Guten mit seiner göttlichen Gnade unterstützen, und euerem guten Willen auch das Vollbringen verleihen möchte. Mit väterlichem Wohlgefallen wird er das Gebet um Weisheit, Kraft zum Guten und Gnade annehmen, euch segnen, und durch Ihn werdet ihr Alles vermögen, durch ihn, der euch stärket. Phil. 4. 13. Erwartet aber auch nicht immer den zeitlichen Lohn von einem tugendhaften Leben, sonst könntet ihr, wenn er nicht immer folgte, der Tugend gar leicht untreu werden. Bedenket immer: „der liebe Gott hat sein Wohlgefallen am frommen Herzen und reinen Leben; und wenn er dasselbe auch nicht immer hienieden belohnet: so wird doch gewiß im bessern Leben der Tugend ewiger Lohn zu Theil.“ So denkt, so handelt das christliche Kind, denn:

Wer immer das, was recht und gut
Nach Jesu Lehr' und Beispiel thut,
Und thut, weil's Gottes Wille ist:
Der ist ein tugendhafter Christ.

Keines unter euch, geliebte Kinder, denke: es ist zu viel von einem Kinde gefordert, wenn man von ihm Tugend verlangt; das ist von großen Menschen zu erwarten! Sehet in dieses Buch; es enthält lauter Züge aus dem Leben solcher Kinder, die durch viele schöne Gesinnungen und Handlungen sich das Wohlgefallen Gottes und die Liebe und Achtung der Menschen erworben haben. Konnten diese die Wege der Tugend wandeln, durch edle Gesinnungen und Thaten sich auszeichnen: warum solltet ihr es nicht auch vermögen? Für euch sammelte ich diese schönen Züge; euch will ich erzählen, was feine sittlich guten Kinder dachten und thaten, von denen in diesem Buche steht. Ihr hört ja Erzählungen so gerne, und freudig sammelt ihr euch da, wo es etwas Angenehmes zu erzählen giebt. Höret also folgende Erzählungen aufmerksam an, oder leset sie, und denket: auch ich will tugendhaft werden, und sittlich gut seyn in Gesinnung und Handlung. Beispiele der Tugend aus dem Leben guter Kinder will ich euch vor euere jugendliche Seele führen, damit ihr nachahmet, was ihr gehört oder gelesen habet, und fromme Gefühle, edle Gesinnungen und Entschlüsse in euch erweckt, belebt und gestärkt werden. Der gütige Schöpfer legte ja den mächtigen Trieb zur Nachahmung in die Natur des Menschen, also auch in euere Herzen; diese sind gleich einer platten, von dem Grabstichel des Künstlers noch unberührten Tafel; sie nehmen daher jeden Eindruck leicht und schnell an. Darum wünsche ich so herzlich, daß durch sittlich gute Beispiele, durch Beispiele der Tugend euer Gedächtniß, euere Einbildungskraft, euer Herz frühe schon belebt, geweckt, gestärkt, und zur Nachahmung des Guten gewöhnt werde, damit ihr in zarter Jugend schon die Pfade der Tugend wandeln, zur Reinheit des Herzens und Wandels durch schöne Vorbilder euch aufgemuntert, angezogen, hingerissen fühlen möget. Möget ihr also recht oft in diesem Tugend-Spiegel euch beschauen, und erkennen, was auch ihr zu denken und zu thun habet, um tugendhaft zu werden. Mögen diese Beispiele euch zur Ueberzeugung und zum Entschlusse führen: „Ja — „so muß auch ich handeln; dies ist wahrhaft schön „und gut, des Christen würdig, Gott und den

„Menschen wohlgefällig. Es ist nicht unmöglich.
„Kinder, wie Du, haben es wirklich vollbracht.
„Konnten es diese, warum nicht auch ich?“

Sehet in diesen Tugendbeispielen, wie glücklich all die Kinder waren, die tugendhaft handelten und dachten. Ja, geliebte Kinder! nur die Tugend allein macht glücklich. Sie allein giebt euch wahre Seelenruhe; sie allein giebt euch Muth in Leiden, Standhaftigkeit und Trost in den Widerwärtigkeiten des Lebens; sie allein erwirbt euch das Wohlgefallen des lieben Vaters im Himmel, die Achtung guter und rechtschaffener Menschen; Tugend allein giebt euch einen Frieden, den kein Gut der Erde geben kann, einen Frieden, der euch selbst die Stunde des Todes versüßet. Durch sie allein könnt ihr euch des Daseyns auf der Erde freuen; durch sie allein werdet ihr vollkommener, dem Urbilde Gottes ähnlicher. Sie, nur sie macht euch empfänglich, fähig für die reineren Freuden eines bessern Lebens. Je tugendhafter, oder was eines ist, je vollkommener ihr schon hier werdet, desto höher ist im bessern Vaterlande auch der Grad euerer künftigen Seligkeit. Ihr entfernet euch aber von dem Genusse des ewigen, reinsten Glückes in eben dem Grade, in welchem ihr euch von der Tugend entfernet. Wie glücklich ist der Tugendhafte hier und jenseits über dem Grabe!

So sey euch, geliebte Kinder, heilig euere Menschenwürde, heilig der hohe Ruf zur Vollkommenheit und ewigen Glückseligkeit. Heilig sey euch die schöne Jugendzeit, die Vorbereitung für die Ewigkeit. Verbannet aus euerer Seele alles Unheilige, jede Leidenschaft, welche das Ebenbild Gottes zum sinnlichen Thiere erniedrigen, die schöne Harmonie mit dem Schöpfer zerstören, und das Emporstreben des Geistes nach Vollkommenheit schwächen könnte. Ferne sey von euch jeder unheilige Gedanke, jede unedle That, jede Versäumniß euerer Pflichten. Seyd unbeweglich, standhaft, wenn das Laster unter lockenden, reitzenden Gestalten euch winkt; aber seyd rasch und schnell und feurig zu den Thaten der Tugend, der Menschenliebe, der Frömmigkeit und Weisheit.

Nur nicht der Tugend Pfad verlassen;
Sey er auch steil, — er führt zum Glück;
Ob dich auch viele Frevler hassen,
Halt muthig aus, weich' nie zurück.
Wer von der Tugend weicht, entsaget seinem Glücke,
Und beugt sein Engelsrecht zu eines Thier's Geschicke.

Streben nach Vollkommenheit sey euere Ehre, und Gottes Beifall und das Bewußtseyn eines reinen, sittlich guten Lebens euer höchster Stolz, euere einzige Belohnung; erwäget die Worte des großen Apostels, welcher sagt: „was wahrhaftig, „was wohlanständig, was gerecht, was keusch, was liebens„würdig und rühmlich ist, was irgend eine Tugend und ein „Lob ist, darauf seyd bedacht.“ Philipp. 4. 8. Gott ists, der einem jeden nach seinen Werken vergelten wird, und zwar denen, die in standhafter Ausübung des Guten Ruhm, Ehre und Unvergänglichkeit suchen, das ewige Leben. Röm. 2. 6 — 7.

Und wenn ihr wanket auf der Bahn der Tugend, so vergegenwärtiget euch lebhaft euere Würde und Bestimmung, euere Vorzüge; denket des hohen Lohnes, welcher der Tugend und Rechtschaffenheit bestimmt ist, und ihr werdet euch gestärkt fühlen. Rufet an im herzlichen Gebete den Geber alles Guten, und er wird euch neue Kraft verleihen, für seine Ehre, euer Wohl und das Heil der Mitmenschen eifrig zu arbeiten.

Getreu den Pfad der Tugend geh'n
Des Lasters Wege meiden,
Fest, wie ein Fels im Guten stehn,
Von Gott sich niemals scheiden:
Das nur ist Seligkeit für's Herz,
Und sichert uns vor Reu und Schmerz.
Es folgt der Lohn
Hienieden schon,
Und reinen Kinderseelen
Kann nie die Freude fehlen.
Drum, Kinder, seyd an Gutem reich;
Auf! werdet hier den Engeln gleich;
Dann lacht euch auf der Erdenbahn
Das Leben, wie ein Himmel, an.

Das Bild eines guten Kindes.

Wenn man euch, geliebte Kinder, zu Hause oder in der Schule ein schönes Bilderbuch zeigt, da versammelt ihr euch freudig um dasselbe, um all das Schöne zu beschauen, was in demselben ist. Auf allen Gesichtern glänzt die Freude. Nun will ich es auch versuchen, euch ein Bild zu zeichnen; es ist zwar nicht von Farben gemacht, die wohlgefällig euch in die Augen leuchten: aber es soll deßwegen doch euere ganze Aufmerksamkeit fesseln; denn es ist das Bild eines guten Kindes, wie es denkt und lebt. Sehet dieses Bild aufmerksam an; betrachtet alle Züge genau, und präget sie in euere Herzen. Zug für Zug — suchet auch in euch zu bilden, jede Tugend, die des Kindes Schmuck verschönert, euch eigen zu machen, um wahrhaft gute, liebenswürdige Kinder, glückliche Menschen zu werden. Sehet und höret also aufmerksam an.

Hold und freundlich, wie der Frühling, wandelt das gute Kind durch die schönen Tage der Jugend. Wie ein schöner, blumenreicher Garten steht ihm die Welt offen. Mäßig sind seine Wünsche, leicht befriedigt seine Bedürfnisse. Froh ist es und gut. Mit jeder neu aufgehenden Sonne ist seine jugendliche Brust mit neuem fröhlichen Muthe erfüllt; Tage und Stunden lächeln ihm freundlich entgegen; es leuchten aus himmlischer Ferne die Sonne, der Mond, die Gestirne, die

in der Andachtsstunde, die es unbemerkt verrichtet, und auf dessen Stirne die Liebe, Demuth, Andacht und Unschuld einer frommen Seele sich vereinigen?

Die Liebe beseelt des guten Kindes Herz, leitet alle Schritte, stimmt alle Wünsche. Und Wem sollte sie diese mehr schenken, als Jenen, von welchen es das Daseyn erhalten hat, den Aeltern? Des Heilandes Gebot ist ihm über Alles theuer.

Stets ehren sollst dein Aelternpaar,
Sollst, wenn des Alters Silberhaar
Ihr Haupt bekränzt, sie dankbar nähren,
Sollst ihnen lindern die Beschwerden,
Damit du lange leb'st in Ehren
Und es dir wohl ergeh' auf Erden.

Freudig gehorcht es ihnen, ihr Wille ist auch der Seinige. Auch wenn es nur bemerkt, daß ihnen etwas Freude verursache, thut es dies sogleich, um selbst den leisesten ihrer Wünsche zuvorzukommen. Als die von Gott ihm gegebenen Freunde und Wohlthäter ehrt es dieselben, und begegnet ihnen immer mit kindlicher Achtung. Nie vergißt es, wie viel des Guten es von ihnen empfangen habe; auch wenn es Fehler an ihnen bemerkt, verdeckt es sie liebevoll, beurtheilt sie schonend, und denkt: es sind doch meine lieben Aeltern. Immer schwebt ihm der Gedanke vor der Seele: „wegen mir durch„wachten meine Aeltern manche sorgenvolle Nacht, wenn ich „ohne Kummer schlief; sie versagten sich manche Freude, um „sie mir aufzusparen; sie vergoßen manchen Schweißtropfen, „um mir in der Welt ein gutes Loos zu bereiten; sie beteten „für mich, wenn ich freudig meinen Spielen nachjagte, wiesen „liebevoll mich zurecht, wenn ich fehlte. Sollte ich ihnen „wohl diese Liebe, diesen Kummer, diese Thränen, diese An„strengung nicht vergelten? Sollte ich die vergessen, an deren „Brust ich einst hilflos lag, die mich so liebevoll pflegte, die „besorgt meine wankenden Tritte lenkte, die keine Mühe für „mein Leben und für meine Gesundheit sich sauer werden ließ„die so Manches sich abdarbte, um mir Freude zu machen„die so manche Kummerthräne um mich vergoß, wenn mein

„Leichtsinn mich verlockte, durch Muthwillen oder kindischen „Trotz ihre Hoffnung zu trüben?“ — Dieser Gedanke zieht das gute Kind unwiderstehlich zu seinen lieben Aeltern hin; Liebe, Vertrauen und Dankbarkeit sind die heiligen Bande, welche dasselbe an die kleine Welt seiner Familie so fesselt, daß es der Aeltern Leitung willig folgt, und nirgend lieber weilt, als bei den Seinigen. Sogar dann noch achtet, ehrt und liebt es dieselben, wenn es auch weiß, daß sie vielleicht einst ohne sein Verschulden ihm hart und ungerecht begegnet waren. Und sind sie in den Jahren vorgerückt, so fordert ihr Alter seine Hülfe, ihr graues Haar seine Ehrfurcht, das viele Gute, welches ihm aus ihrer Hand zufloß, seine Dankbarkeit und Liebe. Mehr bedarf es nicht, um sein Herz zu bewegen, daß es seinen Aeltern Alles werde, wie sie ihm einst auch Alles waren. „Vielleicht, denkt das gute Kind, ist diese unver„diente Härte meinem Wohle zuträglich; ich wäre vielleicht „ohne sie nicht geworden, was ich bin: es sey daher ferne „von mir, sie unbescheiden daran zu erinnern, oder ihnen gar „Vorwürfe zu machen. Jede solcher Erinnerungen wäre ein „Dorn in der lieben Aeltern Herz. Nichts soll mich abhalten, „im Alter meinen Aeltern durch kindliche, liebevolle Pflege „und Fürsorge zu zeigen, daß ich ihrer werth bin. Wenn „der greise Vater, die betagte Mutter in die Hülflosigkeit der „Kindertage zurückkommen, und nicht mehr im Stande sind, „für sich selbst zu sorgen, so will ich es thun, ihre Freude, „ihre Stütze seyn; dann besonders will ich ihnen das Gute „vergelten, ihnen die frohen Stunden zurückgeben, womit sie „meine Kinderjahre verschönern.“

Das gute Kind ehrt seine Aeltern durch frommes Andenken, wenn sie längst nicht mehr auf der Erde weilen; es ehrt sie noch durch sein erbauliches Leben nach ihrem Tode; ihre stille Ruhestätte, ihr Grab ist ihm ein Heiligthum; von Zeit zu Zeit besucht es dasselbe, und erneuert die Weihe desselben durch kindliche Thränen der Sehnsucht nach beseligendem Wiedersehen, und betet aus tief bewegter Seele für das Heil ihrer Seelen fromme Segenswünsche.

Mit Entsetzen und Abscheu sieht es undankbare Kinder,

welche, durch Glück oder Zufall emporgehoben, ihrer geringen Herkunft sich schämen, und vor dem Namen ihrer Aeltern erröthen; Undankbare, welche ihren alten, kränklichen Aeltern nur mit Unwillen und Härte das letzte Brod reichen, und ihren Tod fast nicht erwarten können; gewissenlose Kinder, die kein Bedenken tragen und schlecht genug sind, die gutmüthigen, oft zu schwachen Aeltern um das wohl und sauer erworbene Ihrige zu betrügen; Unempfindliche, welche gleichgültig sind bei der Mutter Leiden, die doch so manche Schmerzensnacht für sie am Krankenbette durchwacht hatte, unempfindlich bei des Vaters Noth, der ehmals nicht Sorge und Mühe, nicht Frost und Hitze scheute, um ihnen ein ruhiges, ehrenvolles Auskommen zu erwerben; Rasende sieht es mit Entsetzen, welche durch Laster aller Art sich in Schimpf und Schande stürzen, indem sie nicht achten die heißen Mutterthränen, und gleichgültig sind gegen des Vaters Seufzer und gerechten Zorn, gleichgültig, wie unter Schmerz, Gram und getäuschten Hoffnungen das Haar der tief gekränkten Aeltern erbleicht, gleichgültig, wie der Kummer jene ins Grab drückt, die ihnen einst Alles waren.

Innig, herzlich, treu und ewig liebt das gute Kind seine Aeltern, treu im Leben, treu im Tode. Und wie es die Aeltern achtet, ehrt und liebt, ebenso denkt und handelt es auch gegen die Lehrer. In ihnen erkennt es die großen Wohlthäter, welche Licht in seinen Geist und Wärme in sein Herz zu bringen, zum guten, glücklichen Menschen und Bürger es zu erziehen und zu bilden suchen. Innig liebt es den Mann oder die Frau, welche die Kinder so lieb haben, sie gleichsam im Herzen tragen, und in ihrem Garten, der Schule, wie zarte Bäumchen sie pflegen; es ehrt den Lehrer, die Lehrerin, die so viele Mühe, Arbeit, so viele Geduld haben, um ihrer Saat mit immer treuem Fleiß zu warten; durch Ehrfurcht, Gehorsam und Fleiß sucht es ihnen Freude zu machen, und dadurch ihnen einigermaßen das Beschwerliche ihres Berufes zu erleichtern und zu versüßen. In stetem Andenken ist dem guten Kinde der Spruch:

O Kinder! das vergesset nicht,
Was ernstlich das Gesetz ausspricht,
Das Gott euch vorgeschrieben:
„Gehorcht den Lehrern, folget treu;
„Sie wachen, daß ihr froh und frei
„Das Gute möchtet lieben.“
Nein, nicht vergeß ich diese Lehren:
Den Lehrer will ich treulich ehren.

Darum ehrt das gute Kind auch die Schule wie einen Tempel; freudig und fleißig besucht es dieselbe, um nützlicher Wissenschaft und der Tugend sich zu weihen; es ehrt die Schule, wo der Lehrer liebend lehrt, und wo es fromm und sittig seyn lernt, und treulich Kenntnisse einsammelt zum Nutzen jeder Art, besonders jene Weisheit, die dem Schöpfer wohlgefällig ist, und zu ihm führt.

Weil die Liebe und die Religion die Begleiter des guten Kindes sind, so ist es auch voll Liebe gegen seine Geschwister. Allen seinen Geschwistern will es gleich wohl, und freut sich ihres Glückes, wie des eigenen. Jede Veranlassung ist ihm willkommen, ihnen durch Gefälligkeiten aller Art Beweise zu geben, daß es sie herzlich und treu liebe. Das Zanken und Streiten ist ihm von ganzer Seele zuwider; es ist bei kleinen Zwistigkeiten, die auch im traulichsten Familienkreise nie ganz zu vermeiden sind, stets nachgiebig, sanft und sinnreich, die zerworfenen Gemüther einander wieder näher zu bringen, und den verlorenen Frieden wieder herzustellen. Mit Jedermann verträglich, will es durchaus nie den stillen süßen Hausfrieden stören, und eben so wenig mit Jenen grollen, die nach den Aeltern auf seine Liebe den ersten Anspruch haben. Bemerkt das gute Kind an seinen Geschwistern Vorzüge, so beneidet es sie gar nicht. Sieht es, daß die Aeltern zu irgend einem derselben eine gewisse Vorliebe haben, so wird es darum nicht eifersüchtig. Selbst wenn es schuldlos ihnen nachstehen muß, wenn es von den Aeltern mit Unrecht nachgesetzt wird: benimmt es sich still duldend, und erwartet ruhig von der Zeit, es einst dafür zu entschädigen. In liebender Eintracht geht es mit seinen Geschwistern zur angewiesenen Arbeit, und wird nicht dabei verdrüßlich, wenn es Lasten

übernehmen muß, während Andere mit Schonung derselben enthoben werden. Es ist weder trotzig gegen Aeltere, noch gegen Jüngere anmaßend und befehlend; es thut ohne Widerrede das, was der ihm befiehlt, dem die Leitung des Ganzen übertragen ist. Sieht es, daß Fehler begangen wurden, so kommt es nicht aus der Fassung, noch weniger aber tritt es bei den Aeltern als Ankläger auf. Seine erste Regel ist in diesem Falle: brüderliche Warnung und Zurechtweisung unter vier Augen, und was es damit weder verhüten, noch bessern kann, darüber wirft es schonend den Schleier der Bruderliebe. Nie hört seine Liebe auf, zu bitten mit Sanftmuth; Liebe erwirbt Liebe, und hat schon manchen vom Rande des Verderbens zurück gebracht. Nur im Nothfalle, wenn entweder Schande der Familie, oder sicheres Verderben dem Fehlenden droht, ist es ihm nicht ferner mehr rathsam, zu schweigen. Wenn es nun anzeigen muß, so geschieht dies nur in Liebe und aus Liebe, und jedes seiner Worte spricht die lautere Absicht aus, dem fehlenden Kinde nicht der Aeltern Liebe zu entwenden, sondern mit brüderlich liebevollem, besorgtem Herzen den letzten Versuch zu machen, daß durch die Hülfe, die Warnung und Lehre der Aeltern des Bruders oder der Schwester Herz wieder gewonnen werde für Tugend und Rechtschaffenheit, und ihrem Vergehen ein fester Damm entgegen gesetzt werde. Und wenn dann einst das Schicksal es von den Geschwistern getrennt hat, wenn es bereits seinem eigenen Hauswesen vorsteht, wenn eigene Kinder seine nähere Fürsorge fordern, bleiben ihm doch noch seine Brüder und Schwestern lieb und theuer. Auch in späterer Zeit freut es sich noch im Andenken der mit ihnen so glücklich durchlebten Jugendzeit. Mit zärtlicher Theilnahme ist es für derselben Wohl und Weh besorgt; jeder Unfall, der sie trifft, verwundet sein Herz, zu allen Zeiten und nach allen Kräften geht es ihnen mit brüderlichem, schwesterlichem Rathe, mit uneigennütziger Hülfe an die Hand, und freuet sich von ganzem Herzen, wenn es seiner Verwendung, seiner Sorge gelingt, ein besseres Fortkommen ihnen zu bewirken. Der theuern, geliebten Aeltern Blut, das in den Adern seiner Geschwister, wie

in den seinen, wallt, zieht es unwiderstehlich selbst dann zu ihnen hin, wenn sie der freundlichen Hülfe und dargebotenen Rettung unverständigen Eigensinn, empörenden Undank, und kränkende Wegwerfung entgegen setzen. Die Gluth treuer Geschwisterliebe, kann mit unverdienter Schmach bedeckt, aber nicht erstickt werden.

O Einteacht, Liebe!
Laß stets dich finden,
Wo Brüder wohnen,
Wo Schwestern sind!
Verlasse sie
Im Leben nie;
Daß sie sich nie entzwei'n,
Und führ', daß sie sich ewig freu'n,
Sie einst zum Himmel ein.

Ein Kind, welches in seinem Herzen eine so innige Liebe zu seinen Aeltern und Geschwistern fühlt, ist daher auch gegen seine Anverwandte voll Liebe. Es schätzt dieselben sehr, und begegnet ihnen mit aller Achtung und Ehrerbietung; und weiß es, daß jene an Etwas eine Freude haben, was ehrbar und erlaubt ist, so macht es ihm selbst Freude, dies zu thun.

Ganz besonders aber fühlt das gute Kind in sich Liebe, Achtung und Dankbarkeit gegen seine Wohlthäter. Wohl weiß es, daß Jener, der gefühllos gegen die Wohlthaten eines guten Menschen ist, gewiß auch gegen die Gutthaten des besten, unsichtbaren Wohlthäters, die Segnungen Gottes, es seyn werde, und nie ein tugendhafter Mensch seyn könne. Es erkennt auch die Schändlichkeit des Undankes, weil nichts so sehr die Menschen abschreckt, Andern wieder wohlzuthun, als dieser, und der Undankbare daher der Beförderung des allgemeinen Wohles sehr schade. Daher erkennt das gute Kind die empfangenen Wohlthaten, denkt nicht, daß man sie ihm habe erweisen müssen, sondern daß die Liebe und die Menschenfreundlichkeit sie erwieß, vergißt sie nie, gebraucht sie zweckmäßig, legt seine dankbaren Gesinnungen durch ein reines, sittliches Leben, durch Worte und Handlungen an den Tag, und sucht, so viel es vermag, die Wohlthat wieder zu vergelten.

Die frohen Genossen seiner Jugend liebt das Kind herzlich, ganz besonders aber Jene, welche durch ein reines Herz und schönen Wandel seiner Freundschaft sich würdig gemacht haben; ja es sucht sogar solche gute Genossen und Freunde sich, um an ihrer Seite die schöne Jugendzeit weise, nützlich, froh und gut zubringen zu können; liebevolle gutgesittete Gespielen sucht es sich, deren ganzes Leben und Wandeln nur Unschuld und Herzensgüte ausdrückt. Es ist ihm wohlbekannt, daß wahre, treue Freundschaft zu den größten Seligkeiten des menschlichen Lebens gehöre, und ein sehr wirksames Mittel sey, seine Pflichten getreuer zu erfüllen. Gegen einen sorgfältig gewählten Freund benimmt sich das gute Kind aufrichtig, offenherzig, zutraulich, aber immer mit Klugheit und Vorsicht, daß die Gränzen des Wohlstandes und der wechselseitigen Achtung nicht überschritten werden. Liebreich ist es im Umgange mit ihm, leutselig, bescheiden, friedfertig, nachsichtig gegen seine Fehler, Schwachheiten oder Launen, und vermeidet sorgfältig alle Beleidigungen. Durch seinen Umgang sucht es besonders immer besser zu werden; es nimmt den wärmsten Antheil an seinem Schicksale, und sucht durch gegenseitige Hülfe, Trost, Rath, Ermunterung, Unterstützung und selbst durch Aufopferung die Leiden des Freundes zu vermindern, oder seine Lebensfreuden zu vermehren. Und treu bleibt es dem guten Freunde bis ins späteste Alter.

Weil die Liebe des guten Kindes Handlungen beseelt, so ist bei ihm ein rohes, hartes, wegwerfendes Benehmen gegen Dienstboten, gegen arme Leute, welche um den Taglohn arbeiten, gegen Handwerker, die vom älterlichen Hause Bestellungen übernehmen, oder gegen Nachbarn, mit denen man beinahe alle Tage in Berührung kommt, gar nicht gedenkbar. Es ehrt auch im Geringsten, im Aermsten den Menschen; ist gegen Alle schonend, bescheiden, wohlwollend, gefällig und dienstfertig. Als Kind vom Hause nimmt es sich niemals Freiheiten heraus, die es Andern, besonders Armen, fühlbar machen, daß sie tiefer stehen, und ihnen die ohnehin drückende Last ihres abhängigen Berufes noch mehr erschweren. Dienstbote und Taglöhner sind dem guten Kinde ehrwürdige Namen,

weil sie einen Beruf bezeichnen, welcher in der bürgerlichen Gesellschaft so unentbehrlich, als jeder andere, ist. Nur unverständige Kinder verachten jene Menschen, welchen unter Ihresgleichen die Vorsehung einen tiefern Platz anwies. Das Herrenkind ist an sich nicht mehr werth, als das Bettlerkind; die Tugend allein entscheidet und giebt wahren Werth; sie ist ein Gemeingut für Alle.

Menschenfreundlich gegen Jedermann ist das wahrhaft gute Kind, und sucht, so gut es kann, nützlich zu werden. Wo die Thräne eines Unglücklichen glänzt, sucht es dieselbe zu trocknen; wo ein Verlassener ist, bietet es ihm seine Hülfe an; wo ein Trostloser jammert, gießt es mit sanften Worten der Liebe Trost in das wunde Herz; reine Freude wohnt auf seiner Stirne, die es Jedermann zu empfinden giebt, wie süß es sey, einander zu lieben. Sich und seine Güter und Gaben verwendet es zum Wohle der Mitmenschen, und verlangt dafür weder Lob, noch Dank oder Wiedervergeltung; darum thut es Gutes sowohl öffentlich, als im Verborgenen, denn seine Absicht ist nur: zu lieben und zu helfen. Es läßt sich also nie bitten, sondern kommt dem Nothleidenden lieber mit Wohlthun zuvor, und jeder Tag verursachet ihm Betrübniß, den es nicht mit irgend einer guten, menschenfreundlichen That bezeichnet hat. Es beleidiget keinen Menschen, und leget die Handlungen derselben jedesmal auf die beste Art aus. Und so hat es seine Freude, wenn es Andern Freude bereiten, Schmerzen und Leiden lindern, und Friede und Liebe erhalten und befördern kann.

Helfend Andern sich erzeigen
In des Wohlthuns edlem Triebe,
Ueber fremdes Weh sich neigen,
Das ist wahre Menschenliebe.
Und in welcher Menschenbrust
Diese schöne Tugend wohnet,
Da ist's, wo mit Himmelslust
Jede That sich selbst belohnet.

Sorgfältig flieht das gute Kind den Müssiggang, welcher die Quelle aller Laster und alles Elendes ist. Einst soll es

als ein guter Bürger, als wackere Hausfrau sein Brod verdienen, und ein eigenes Hauswesen führen. Darum haltet es für Sünde, die kostbare Zeit mit Tändeln und Spiel, mit Putz oder andern weiblichen Kleinigkeiten zu vertändeln, und gewöhnt sich an Fleiß und Arbeitsamkeit, an Fertigkeit in Besorgung häuslicher Geschäfte, geht in Allem unermüdet den Aeltern an die Hand, damit es einst nicht ohne Vorbereitung in seinen Beruf hinein trete. Es hat eine rechte Freude daran, und gefällt sich recht, wenn es in Fleiß und nützlicher Geschäftigkeit vom Morgen bis zur Nacht Allen im Hause ein anziehendes Beispiel seyn kann. Man sieht es nie müßig; immer thut es etwas, und weiß nützlich sich zu beschäftigen. Besonders geht des weiblichen Kindes Streben dahin, sich Fertigkeit und Geschicklichkeit in Besorgung und Verfertigung alles dessen zu verschaffen, was zum häuslichen Leben gehört, z. B. in Besorgung der Leinwand, in Verfertigung der Bekleidung, in Zubereitung der Speisen u. s. w. Geschäftig, ohne zu ermüden, und begeistert für seinen künftigen Beruf, kennt das Mädchen nichts Höheres, als einst durch Fleiß und Gewerbsamkeit, durch Reinlichkeit und Ordnung ihr Haus zum Tempel des Friedens und stiller Glückseligkeit zu machen. Es ist überzeugt, daß auch die Armuth reinlich seyn könne, und auch in kleinen Hütten Ordnung nothwendig sey, und so läßt es keinen Anlaß unbenutzt, zur Ordnung und Reinlichkeit durch eigenes Beispiel den Dienstboten Lust zu machen. Und hat das gute Kind Ueberfluß, so lernt es sparen, um nothleidenden Familien einst wohlthun, oder in den Tagen der Noth oder Krankheit den Sparpfennig benützen zu können.

Die Unschuld des Herzens und seine Tugend rein zu erhalten, ist des Kindes angelegenste Sorge; daher ist es so behutsam in der Wahl seiner Vergnügungen. Kummer und Elend, Verzweiflung und Armuth sind der Unschuld nicht so gefährlich, als der Genuß der Freude, wenn er übermäßig ist, die Sinne berauscht, und Ursache ist, daß man die Besonnenheit verliert. Wie oft schon bereute, nach verflüchtigtem Rausche übermäßiger, unbändiger Vergnügungen, ein Unglücklicher mit bitteren Thränen und hohlen Wangen sein früheres

Leben! — Das gute Kind ehrt Tugend und Rechtschaffenheit überall und allezeit, und freut sich nur unter Guten, weilt nur bei Reinen gerne. Es haßt jene Kreise, in welchen man thöricht tändelt, mit unanständigen Worten, frechen Gebärden, oder anstößigen Zweideutigkeiten spielt. Leichtsinn, Frechheit und Ueppigkeit sind nicht seine Fehler. Sein größtes Vergnügen ist, entweder allein, oder in Gesellschaft unschuldiger, frommer Kinder in einem guten Buche zu lesen oder lehrreiche Erzählungen zu wechseln; besonders gerne liest es aber im großen Buche der Natur; es hat keine größere Freude, als wenn es in Flur und Hain, auf Wiese und Berg die unzähligen Beweise der Allmacht, Größe, Weisheit und Güte Gottes bewundern, und freudig-dankbaren Gefühlen sich hingeben kann. Ueberall leuchtet ihm, das mit frommem Gemüthe zu schauen und zu genießen gewohnt ist, die Liebe Gottes entgegen, aus der Blume und vom Felsen, vom Thautropfen am Grashalme und dem schimmernden Käfer, vom bunten Schmetterlinge und aus dem Bache, der sanft sich über die Wiesen schlängelt, und gerührt denkt es in seinem Gemüthe:

In jedem Blümlein zart und fein,
In jedem Werke groß und klein,
In Freud' und Leid, in Wohl und Weh',
Wohin ich geh' und wo ich steh',
Find' ich Gott, der zu mir spricht:
„Liebes Kind, vergiß mein nicht!"

Froh und freudig genießt es nur reine, unschuldige Freuden, und sammelt heiter der Jugend holde Frühlingskränze; aber schüchtern zieht es überall sich zurück, wo es über verletzte Gesetze der Sittlichkeit und Ehrbarkeit erröthen müßte. Nie redet es etwas, oder duldet ein Gespräch, welches auch nur im geringsten anstößig wäre, und schnell ist sein Schritt zur Flucht, wenn es in Gesellschaft geräth, in welcher Böses gesprochen, oder ein Versuch gemacht wird, zu irgend etwas Bösem es zu verführen. Je feiner und gewählter solcher Menschen Worte sind, je mehr sie schmeicheln und versprechen, desto mißtrauischer wird es, und nimmt neuerdings sich wieder vor, ge-

treu der Tugend zu bleiben, und nie den Pfad der Unschuld und Gottesfurcht zu verlassen. Und mit heiterm, schuldlosem Angesichte wandelt daher ein solches unschuldiges Kind umher, geliebt vom himmlischen Vater, geliebt und geachtet von allen guten Menschen, und es trägt in jenen glücklichen Tagen der Kindheit und Jugend einen Himmel in seiner Brust, denn:

In schuldlos-reinen Seelen nur,
Die immer deiner Segensspur,
O Tugend, folgen, wohnt mit heiterm Blick
Ein reines, wahres, unnennbares Glück.

Soll es dem wahrhaft guten Kinde nicht auch daran liegen, daß alle Menschen das Beste von ihm denken, es ehren und achten? Allerdings, und eben darum vermeidet es sorgfältig alles, was die gute Meinung anderer Menschen von ihm schmälern könnte. Es ist höflich und zuvorkommend gegen Jedermann, sittlich, sanft, ehrbar und bescheiden auf der Straße, anständig, erbaulich und fromm im Hause des Herrn. Auf das Vermögen der Aeltern bildet es sich nichts ein, ist nicht eitel auf bessere Kleider, noch weniger sieht es mit Verachtung auf solche Kinder oder Mitmenschen herab, welche vom Glücke weniger begünstigt sind. Des Kindes wahrer Reichthum ist ja nicht das, was Aeltern ihm geben oder hinterlassen, sondern nur das, was sie aus ihm machen, — ein gottesfürchtiges, weises, liebevolles Kind. Nicht das bessere Kleid, oder der Schmuck, oder die künstlichen Haargeflechte ist sein Mittel, sich Würde zu verschaffen und die Achtung der Menschen, sondern nur dasjenige, was das Herz verschönert und ihm innern Werth giebt. Nur Gott will das gute Kind gefallen und guten Menschen, und darum kleidet es sich auch einfach, ohne Putzsucht, und ohne eigensinnig dem üblichen Gebrauche der Bekleidungsart sich zu widersetzen, wenn sie unschuldig ist. Besonders sieht es darauf, daß die Kleidung weder zu modisch, noch frech, oder der Gesundheit nachtheilig sey, und erscheint selbst im einfachen Gewande mit aller Reinlichkeit.

Reiner Sinn will reines Kleid:
Aeuß'res muß dem Innern gleichen.

Reiner Leib ist auch ein Zeichen;
Wie die Seele fleckenrein,
Soll auch ihre Hülle seyn.

Wie das Kleid, das ein gutes Kind trägt, so ist sogar seine Stimme der Ausdruck seines sanften, liebevollen Charakters. Es redet nicht träge, hastig oder übereilend, drückt sich nie trotzig, gebieterisch, weichlich oder frech aus. Alles ist Wohllaut, alles deutet darauf hin, daß in seiner Seele ein lieblicher und liebenswürdiger Einklang seiner Empfindungen und Neigungen herrsche. Schon aus dem Ton seiner Rede leuchtet kindliche Liebe, Bescheidenheit, Sanftmuth, Aufrichtigkeit, Leutseligkeit, Unschuld und Frohsinn hervor, wodurch es Allen unendlich lieb und werth wird, die Herzen Aller gewinnt, Allen aber auch das Leben versüßt, die in seinem Kreise leben; dieser sanfte, liebevolle Ton sagt Jedem, der das gute Kind sieht und hört, daß mürrisches Wesen und üble Laune kein Zug sey, der sein Bild entstelle.

Dem guten Kinde schwebt immer das schöne Vorbild vor der Seele, welches der göttlich-holde Knabe Jesus allen Kindern hinterließ. Ihm, dem Bilde jugendlicher Anmuth, Weisheit und Unschuld, sucht es nachzuahmen, um mit jedem Tage, wie an Alter, so auch an Weisheit und Gnade zuzunehmen bei Gott und den Menschen. Engelreine Güte, holde Freundlichkeit, kindliche Unschuld und Bescheidenheit, Sanftmuth, Milde, jede Tugend zeigt der Blick, der Wandel, die Rede, und aus seinen Augen strahlt der Himmel der Unschuld, auf seinen Wangen glüht die sanfte Röthe der Anmuth und und des Frohsinns. Es steht wohl ein, daß die Jugend der Frühling sey, in welchem man aussäen müsse. Mit rastlosem Eifer benützt es daher weise die schönen Tage derselben, um den Geist anzubauen mit nützlicher Kenntniß und Wissenschaft, das Herz zu bilden und zu veredlen durch die beseligenden Grundsätze der heiligen Religion Jesu, und jeden Keim des Guten sorgsam zu pflegen und zu nähren, um sich auf den künftigen Beruf sorgfältig vorzubereiten, zum nützlichen, gebildeten Bürger und Christen.

Sehet da, geliebte Kinder, das Bild eines guten Kindes! Freut euer Herz ſich nicht ob dem lieblichen Gemälde? Wünſchet ihr nicht auch, ihm ähnlich zu werden, und alle jene Tugenden euch anzueignen, die den einzig wahren Schmuck des Kindes ausmachen, und ihm die Gnade und das Wohlgefallen Gottes, die Liebe und Achtung aller guten Menſchen erwerben? Wie ſchön iſt es doch, tugendhaft zu ſeyn; welche Freude, welche Wonne genießt das chriſtliche Herz, das reine, thätige Leben!

O ſo faſſet Muth, geliebteſte Kinder! Leſet, beherziget die folgenden Beiſpiele der Tugend. Es ſind einzelne Züge aus dem Leben ſolcher Kinder, denen die Tugend lieb und theuer war, und die ſich angelegen ſeyn ließen, nach Jeſu heiliger Lehre zu denken und zu handeln, um immer beſſer, tugendhafter, vollkommener zu werden. Selbſt von ſolchen Kindern will ich euch zuweilen erzählen, die nicht das Glück hatten, Chriſten zu ſeyn, um euch zu zeigen, daß nur Tugend dem Menſchen wahren Werth gebe, und ganz beſonders den Chriſten beglücke. Machet nach und nach jede einzelne Tugend euch eigen; arbeitet mit Eifer und beharrlichem Willen an euerer Veredlung, Vervollkommnung, und ſcheut keine Mühe, fürchtet keinen Kampf; der Herr wird euch ſchützen, euch mit ſeiner Gnade helfen, Er, der uns zur Aufgabe dieſes Leben gab: nach Vollkommenheit zu ſtreben. Selig ſind die, welche weder Gefahr, noch Mühe ſcheuen, um treu der Tugend zu ſeyn; Selig, wer früh aus jugendlicher Bruſt den Hang zum Böſen rottet, und ſich beſtrebt, rein und gut zu denken und zu handeln; Selig, wer Gott, den Herrn und Vater, liebt und ehrt von Jugend auf, und ſeine Wege wandelt, die ſein Sohn Jeſus uns bezeichnete und vorangieng. Wer muthig der Tugend Bahn betritt, auf den ſieht ſegnend des Allvaters Auge; von ferne ſtrahlt ihm die Krone des ewigen Lebens. Darum, Kinder! ſteht nicht ſtille; freudig tretet an die Bahn der Beſſerung, der Vervollkommnung durch Tugend; hier folgt dann jeder guten,

edlen That der ſüße Segen der Hoffnung; wie grüne Waizenſaat reift alles Gute der Erntezeit entgegen. So ehret dann und liebet und übet euer Lebelang die Tugend; ihr weihet euer Herz, euer Leben. Heil euch dann: hier und jenſeits legt ſie einen Schatz von Seligkeiten, des Lohnes ſchöne Krone, in euere Hand.

Kind! nimm noch meinen Segen hier,
Und reich' mir deine Hand;
Befolg' den Rath; dann ſehen wir
Uns dort im beſſern Land.

Abhärtung.

Der Leib ist die Hülle, in welcher der Geist des Menschen lebt und wirkt, er ist die Wohnung des Menschen. In ihm wirkt der unsterbliche Geist, mit welchem der Mensch beseelt ist, damit er hienieden, als ein Tempel des heiligen Geistes, rein lebe, sich vervollkommne in allem Guten, und für ein besseres, ewiges Leben würdig sich vorbereite. Alle Sorge müssen wir daher für unsern Körper tragen, daß jeder Theil desselben gesund bleibe, ja sogar immer stärker und kräftiger werden. Dauer und Festigkeit muß der Körper haben, wenn in ihm eine gesunde Seele leben und wirksam seyn soll. Nur mit einem festen Körper können wir mehrere Pflichten erfüllen, und länger ausdauern, als mit einem schwächlichen; kein Stand, den ihr einmal antreten müsset, ist frei von großen und vielen Beschwerlichkeiten, unter denen ein Schwacher erliegt. Daher ist Verweichlichung, zu langes Schlafen, überflüssiges Essen und Trinken, Trägheit so sehr nachtheilig, schwächt die Kräfte, bringt frühes Siechthum herbei, und macht zur Erfüllung der Pflichten unfähig.

Es ist daher nothwendig, ja sogar Pflicht, daß wir unseren Leib durch alle zweckmäßigen Mittel gleich in der ersten Jugend stufenweise abzuhärten und zu stärken suchen. Einfach muß man leben, gerne in freier, reiner Luft weilen, und viele starke Bewegung machen. Man muß die ungünstigen Einflüsse der Natur, z. B. Hitze, Kälte, Regen, Wind ꝛc. ertragen lernen, um sich zur Ertragung von Ungemach vorzubereiten. Alles

muß man verbannen, was den Sinnen zu sehr schmeichelt, und besonders einen heitern Geist und ein fröhliches Gemüth zu erhalten suchen. Nur in einem gesunden Leib wohnt auch eine gesunde Seele. Jedoch soll die Abhärtung nicht zu frühe geschehen, sondern dann erst, wenn der Körper schon einige Festigkeit hat, auch muß man vorsichtig seyn, um sich nicht zu schaden, statt zu nützen. Nur eine vernünftige Abhärtung erhält gesund, macht stark und kräftig, und verlängert das Leben.

Viele Völker der Vorzeit haben die Nothwendigkeit eingesehen, daß die Jugend abgehärtet werden müsse, wenn der Staat gesunde und kräftige Bürger haben soll; und haben daher gesucht, alle Weichlichkeit zu verbannen, und die Kinder nach und nach durch Abhärtung zu stärken.

Dies thaten die Spartaner oder Lacedämonier, welche im Peloponnesus, dem jetzigen Morea, wohnten. Sie erhielten, etwa 130 Jahre vor Romulus, Gesetze, die sehr bewundert sind, und in mancher Hinsicht bewundert zu werden verdienen. Lycurgus hieß ihr Gesetzgeber, ein Mann, der sich durch seine Weisheit und Gerechtigkeit allgemeine Achtung bei seinen Landsleuten erworben hatte. Da er wohl wußte, daß auf die Erziehung der Menschen sehr viel ankomme, wenn sie nützlich und brauchbar werden sollen; so gab er darüber auch besondere Verordnungen. Vorzüglich suchte er die Spartaner gesund, stark und abgehärtet zu machen, und ihnen mancherlei körperliche Fertigkeiten zu verschaffen. Die Kinder wurden, wenn sie auf die Welt kamen, nicht eingewickelt, und von ihren ersten Jahren an gewöhnt, Kälte, Hunger, Hitze, und andere Unbequemlichkeiten auszuhalten, Alles ohne Unterschied zu essen, sich vor Niemand, auch nicht im Finstern, zu fürchten, und ohne Widerwillen allein zu bleiben. Von ihrem siebenten Jahre an erhielten sie eine öffentliche Erziehung in gemeinschaftlichen Häusern; da wurden sie noch mehr abgehärtet, um Alles ertragen zu lernen. Sie giengen mit geschornen Köpfen, in bloßen Füßen, und alle ihre Leibesübungen und Spiele waren Arbeiten zur Stärkung des Körpers. Bald mußten sie nackend mit einander fechten, um dem Körper rechte Biegsamkeit und Gewandt-

heit zu verschaffen, bald an steile Orte klettern, sich im Werfen, und in der Wurfscheibe, oder mit eisernen Stangen üben. Man glaubte sogar, es für nothwendig halten zu müssen, um ihnen die Erduldung von Schmerzen in ihrem künftigen Leben zu erleichtern, daß sie jährlich in einem Tempel von ihren Aeltern und allen Einwohnern der Stadt gegeißelt wurden; und derjenige Knabe, welcher sich dabei am standhaftesten betrug, wurde als Ueberwinder der Uebrigen angesehen. Es geschah auch mehrmals, daß ein Knabe unter den Streichen, die er hier bekam, starb, ohne auch nur einen Seufzer hören zu lassen. Die anwesenden Aeltern selbst ermahnten ihre Kinder, wenn diese ihre Kräfte zu verlieren anfingen, muthig bis ans Ende auszuharren.

Eine solche Abhärtung ist in unsern Zeiten nicht mehr nöthig, die auf Kosten der Gesundheit, oder gar des Lebens ginge. Aber, um ein nützlicher Bürger des Staates zu werden, ist es nothwendig, daß die Kinder nach und nach sich abhärten, mit Vorsicht und Vernunft. Dies thaten folgende Kinder.

1. Markus Cato, der römische Censor, lebte etwa 200 Jahre vor Christi Geburt. Er suchte schon in früher Jugend seinen Körper durch Arbeitsamkeit, mäßige Lebensart und Abhärtung gesund und dauerhaft zu machen. Er hatte ein kleines Landgut ohnweit Rom; von diesem gieng er des Morgens in die Stadt, und stand den Partheien, wenn sie es verlangten, vor Gericht bei; nachher begab er sich auf seinen Acker, arbeitete zur Winterszeit in einer Jacke, wie die Sklaven trugen; im Sommer aber ohne Rock mit seinen Knechten, und aß mit ihnen einerlei Kost. Schon früh that er Kriegsdienste; seine Jugend fiel gerade in die für Rom so gefährliche Zeit der Anwesenheit Hannibals in Italien. Immer mehr suchte er seinem Körper Dauerhaftigkeit zu verschaffen. Darum trug er auf den Märschen seine Waffen immer selbst, und blos ein Knecht trug seine Lebensmittel. Im Felde trank er beständig Wasser, bei heftigem Durste Essig, und nur, wenn seine Kräfte zu sehr erschöpft waren, und er eine Schwächlichkeit bemerkte, ein wenig Wein. — So wurde er sehr stark und ausdauernd,

und nur die frühe Angewöhnung an die Mühseligkeiten eines thätigen Lebens machten ihn fähig, seinen vielen Geschäften nachzugehen und sie zu erfüllen. Er stieg von Stufe zu Stufe bis zu den höchsten Ehrenstellen.

2. Der Grieche Philopömen lebte ungefähr 150 Jahre vor Christi Geburt. Er erkannte die Wahrheit: daß man ohne einen gesunden und ausdauerndern Körper zu den meisten Verrichtungen untauglich sey. Daher übte er schon als Jüngling seinen Leib durch manche Mittel zur Abhärtung. Er gieng auf die Jagd, streifte durch Berg und Thal, und erlegte die Thiere mit seinen Pfeilen; oder er beschäftigte sich mit dem Gartenbau, pflanzte nützliche Kräuter und Bäume, und dadurch wurde sein Körper zugleich gelenkig, und dauerhaft und stark. Täglich pflegte er nach dem Essen auf sein Landgut zu gehen, wohin nicht selten ihn sein edler Erzieher, Cassander, begleitete, der nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters mit aller Sorgfalt ihn erzog. Ohnweit seiner Vaterstadt Megalopolis in Arkadien lag jenes Landgut. Dort arbeitete er, bewegte sich in der frischen, freien Luft, und schlief dann auf eben so schlechter Streu, als seine Arbeiter, stand sehr früh wieder auf, und half seinen Weingärtnern so lange arbeiten, bis er sich wieder in die Stadt begab, um die öffentlichen Geschäfte für seine Freunde vor den Gerichtsstühlen zu betreiben. Kriegerischer Ruhm war seine Leidenschaft, und kaum konnte er die Waffen tragen, als er sich muthig zu denen von seinen Landsleuten gesellte, welche Einfälle in das spartanische Gebiet machten. Er machte große Fortschritte, wurde Oberfeldherr, und starb als einer der größten Helden und Feldherrn Griechenlandes, den die Alten dem Scipio und Hannibal an die Seite setzen. Er lebte und starb ganz seinem Vaterlande. Die meisten Städte Griechenlands errichteten dem Helden Bildsäulen mit Inschriften, und Megalopolis, seine Vaterstadt, brachte an seinem Grabe jährlich ein Opfer. Hätte er wohl diese Stufen des Ruhms erreicht, wenn er ein Weichling gewesen wäre? —

3. Cajus Julius Cäsar wurde im Jahre der Stadt Rom 654 geboren. Schon als Knabe zog er durch die außerordentlichsten Talente allgemeine Bewunderung auf sich. Er

hatte einen durchdringenden Verstand, ein ungewöhnlich starkes Gedächtniß, und eine lebhafte Einbildungskraft; aber er hatte einen schwächlichen Leib, sah blaß und zärtlich aus, und war oft mit Kopfschmerzen, ja sogar mit der schrecklichen Krankheit, der fallenden Sucht, beschwert. Aber er machte die Schwächlichkeit seines Leibes zu keinem Vorwande einer Weichlichkeit, wodurch er nur noch schwächer geworden wäre; sondern suchte vielmehr seinen schwächlichen Körper durch vieles Reisen, mäßige Lebensart, und häufigen Aufenthalt in freier Luft gesünder und stärker zu machen. Er schlief meistens im Wagen oder in der Sänfte, wenn er unterwegs war, und scheute keine Beschwerlichkeiten. Als er einst durch übles Wetter genöthiget wurde, in der Hütte eines armen Mannes zu übernachten, und er darin nicht mehr, als eine einzige Schlafkammer, die kaum für einen einzigen Menschen zureichend war, antraf, sagte er zu seinen Freunden: „Die vornehmsten Plätze gehören den vornehmsten „Männern, die nothwendigsten aber den schwächsten;“ und er ließ den Appius in jener Kammer schlafen, er selbst aber schlief mit den Andern in dem Vorhofe.

Durch seine Lebensweise verstärkte er seine Gesundheit, und brachte es dahin, daß er, nach des ältern Geschichtschreibers Plinius Zeugniß, zugleich schreiben, lesen, hören, dictiren konnte, und zwar vier bis sieben verschiedene Briefe. So sehr hatte er auch seine Denkkraft und seine Gedächtniß geübt. Er erhielt großen Ruhm als Staatsmann, Feldherr und Geschichtschreiber, und starb als der Würdigste und Beste, der je in Rom nach der Alleinherrschaft gestrebt hatte, im 56sten Jahre seines Alters, nachdem er 50 Schlachten gewonnen, und 1000 Städte erobert hatte, unter den Dolchen von Verräthern.

4. Isaak Newton (Neuten) wurde den 25sten Dezember 1642 zu Walstrope in Linkolnshire geboren. Er verlor früh seinen Vater; allein seine Mutter, ungeachtet sie sich zum zweitenmale verheirathete, ersetzte ihm diesen Verlust durch die Sorgfalt, die sie seiner Erziehung widmete. Von Jugend auf gewöhnte er sich an eine leichte Kleidung, um nach und nach alle Veränderungen der Luft, und alle Grade der Wärme und Kälte ertragen zu lernen, ohne daß sein Körper darunter litte.

Er trug im Winter ohne Bedenken Sommerkleider. Dies läßt sich nun freilich in unseren Gegenden nicht nachmachen, weil der Winter in England viel gelinder ist, als bei uns; aber man sieht doch daraus, daß man sich, wenn es nur mit der gehörigen Vorsicht geschieht, gegen jede Witterung abhärten könne. Und Newton's Beispiel lehret auch, daß man sich abhärten müsse, wenn man gesund bleiben und alt werden will. Denn er starb im 85sten Jahre, ohne je krank gewesen zu seyn, als einer der größten, scharfsinnigsten und berühmtesten Naturkundiger und Mathematiker. In der Westminster-Abtei zu London wurde er begraben, und ihm dort ein treffliches Ehrendenkmal errichtet.

*

Ein gesunder Körper ist besser, als großes Gut. Sir. 30. 15. Wer mäßig und enthaltsam ist, wird sein Leben verlängern. Sir. 37. 34. Die Sünde herrsche nicht mehr in euerm Leibe, so daß ihr in den Gelüsten desselben ihr Folge leistet; gebet euere Glieder nicht der Sünde hin zu Werkzeugen des Bösen; sondern wie Neubelebte vom Tode weihet euch Gott, und bietet euere Glieder zu Werkzeugen der Tugend dar. Röm. 6. 12 — 13.

Flieh', liebes Kind, die Weichlichkeit;
Sie schwächt dir alle Kräfte;
Abhärtung giebt dir Tauglichkeit
Zu jeglichem Geschäfte.
Die eine vernünftige Abhärtung nicht scheuen,
Die werden dauerhafter Gesundheit sich freuen.

Achtung.

Als ein Ebenbild Gottes und das Meisterstück des Schöpfers hat der Mensch einen sehr großen Werth; Jeder darf und soll sich daher selbst achten und hochschätzen. Allein dies darf nicht so geschehen, daß die Würde der Menschheit in der Person eines Andern leidet, oder mit Nichtachtung des Nebenmenschen. Auch in unseren Nebenmenschen müssen wir ihren Werth er-

kennen, all ihr Gutes billigen, und es zum Grundsatze machen, besonders die Vorzüge Jener anzuerkennen, die unsere Oberen sind, und auch große Verdienste haben; wir müssen sie achten.

Wenn wir jedem Menschen die ihm gebührende Achtung erweisen, besonders den Obrigkeiten, so gefällt dieses dem lieben Gott gar sehr, der den Menschen nach seinem Bilde schuf, und ihn liebet, und die Obrigkeiten angeordnet hat. Durch die schuldige Achtung gewinnen wir die Herzen Anderer; sie lieben uns, helfen uns, und befördern gewiß unser Bestes. Wir erwerben uns die Gunst und Gewogenheit der Obern, seyen es nun Aeltern, oder Lehrer, oder sonstige geistliche oder weltliche Obere; während Nichtachtung, oder wohl gar Verachtung, die man Andern fühlen läßt, auch wieder Verachtung, Haß und Kränkung zuziehet.

Darum, liebe Kinder, begegnet Allen mit Achtung; besonders aber euern Aeltern, Lehrern und Oberen. Stellet euch vor, daß jeder Mensch ein Meisterstück des Schöpfers, so gut wie ihr, ein Mitglied der großen Familie des Allvaters, ein Miterlöster Jesu sey, und mit euch gleiche Bestimmung habe. Erwäget öfters, welche Wohlthäter euch die Aeltern, Lehrer und Oberen seyen, die Gottes Diener sind, denen Gott gleichsam seine Rechte übergeben hat. Ueberzeuget euch, welch ein schweres Geschäft es sey, obrigkeitliche Würden zu bekleiden. Vergesset aber auch nie, daß euere Obrigkeiten Menschen sind, die fehlen können; daß aber ihre Fehler euch nie berechtigen, euch von euren Pflichten loszuzählen. Freudig erweiset einem Jeden die ihm gebührende Achtung. Höret von solchen Kindern, die achtungsvoll gegen ihre Mitmenschen waren.

I. Sey voll Achtung gegen die Befehle deiner Aeltern.

1. Ferdinand, König von Arragonien, der Großmüthige genannt, war der Vater Alphons des V, und regierte in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts. Immer war Alphons seinem Vater mit aller Hochachtung begegnet, und liebte ihn innig. Sein theurer Vater wurde krank, und lag auf dem

Sterbebette. Da bat der König dieſen ſeinen älteſten Sohn: er möchte doch ſeinem jüngern Bruder, Johann, das Königreich Kaſtilien überlaſſen. Dies war zwar ſehr viel gefordert; aber der achtungsvolle Sohn erwiederte: „Mein lieber Vater! „der Ruhm, Ihre Befehle geachtet zu haben, und Ihnen gehorſam geweſen zu ſeyn, wird mir weit lieber ſeyn, als das „Recht meiner Erſtgeburt. Wenn Sie glauben, daß mein Bruder „Ihre Stelle beſſer erſetzen werde, als ich, ſo bin ich es gern „zufrieden, daß Sie ihm alle Ihre Königreiche hinterlaſſen. „Ich werde Ihre Anordnungen ſo heilig befolgen, als wenn „ſie von Gott ſelbſt kämen.“ — Dieſe Worte kindlicher Achtung rührten Ferdinanden ſo ſehr, daß er noch im Sterben Thränen der Freude über ſeinen guten Sohn weinte und ihn ſegnete. Das war doch eine rechte ſchöne Geſinnung und Handlung des jungen Alphons.

2. Eliſe W — war die Tochter eines Kaufmanns in Baiern. Der liebe Gott hatte ihr einen klaren Verſtand gegeben und ein zartfühlendes Herz. Angeleitet durch dieſe und die freundlichen Ermahnungen ihrer Lehrer erkannte ſie den vorzüglichen Werth ihrer Aeltern; ſie ſah ein, daß ſie die von Gott ihr gegebenen erſten Oberen, und nach Gott auf der Erde ihre größten Wohlthäter ſeyen, und ſie fühlte eine rechte kindlich-innige Ehrfurcht gegen Sie. Immer begegnete ſie denſelben mit liebevoller Achtung, und heilig waren ihr deren Befehle. Nie fragte ſie: warum ſoll ich dies thun? Es war ihr genug, wenn ihre Aeltern befohlen hatten. Auch außer dem Hauſe begegnete ſie ihren Aeltern mit aller gebührenden Achtung. Sie ging ihnen immer zur linken Seite, wie der Anſtand es erfordert, redete nie darein, wenn ſie mitsinander ſprachen, dankte herzlich für Alles, was ſie ihr reichten oder ſchenkten, und hatte ſie etwas zu reden, ſo bat ſie vorher immer erſt um Erlaubniß dazu. Ebenſo begegnete ſie allen übrigen Mitmenſchen mit Achtung, und war daher auch von Allen ſehr geliebt, und als ein liebes Kind wieder geachtet.

Einſt, an einem Feſttage, erlaubten ihr die Aeltern, mit ihnen auf ein benachbartes Dorf ſpazieren zu gehen. Es war ein gar ſchöner Nachmittag und eben die herrliche Frühlingszeit.

Tausend Blumen erfreuten sie, und verbreiteten ihre stärkenden Wohlgerüche. In einem Gasthause wurde eingekehrt, und einige Erfrischungen im Garten desselben genossen. Bald gesellten sich noch mehrere Kinder aus der Stadt zu Elisen. Da fing ein Mädchen mit nicht geringem Grolle von seinen Aeltern zu reden an, und sagte unter Anderm: „Ich bin meinen Aeltern nicht „mehr gut; immer wollen sie mir befehlen, und ich weiß doch „schon, was ich zu thun habe!“ Elise erschrak, als sie diese und noch mehr ähnliche Reden hörte, welche einen gänzlichen Mangel an Achtung gegen die Aeltern bewiesen. Sie faßte sich, und sprach freundlich zu jenem Kinde: Wollen wir nicht miteinander zu jenem schönen Bache gehen? Das Mädchen willigte ein. Als sie daselbst angelangt waren, nahm Elise eine schöne Blume, zeigte sie dem Mädchen, und sprach: Wer hat dieses Blümchen so schön gemacht? Das Mädchen erwiedete: der himmlische Vater. Elise fragte: ob sie wohl den himmlischen Vater auch lieb habe? Und das Mädchen bejahte es. „Aber wie kannst du das sagen, fragte Elise, da du so undank„bar gegen ihn bist, deine Aeltern nicht liebst, die er dir gegeben „hat, ihnen nicht gehorchen willst, die er dir vorgesetzt hat „zu deinem Wohle? Sieh, liebes Kind, willst du glücklich „seyn, so mußt du deine Aeltern achten, hoch schätzen über „Alle Menschen, und durch Gehorsam ihnen Freude machen. „Sie sind ja so gut, sorgen für dich, und wollen ein recht „gutes Mädchen aus dir erziehen. Wie kannst du sagen, daß „du Alles wissest, da du noch so unerfahren bist? Siehe, ich „bitte dich, begegne deinen lieben Aeltern mit Achtung, und „erkenne sie für deine größten Wohlthäter, und du wirst, nach „des göttlichen Heilandes Worte, lange leben, und es wird dir „recht wohl ergehen. Willst du dies thun?“ — Weinend stand das Mädchen da, denn auch Elisen glänzten Thränen im Auge, und es gelobte, hinfort mit aller Achtung seinen Aeltern zu begegnen, und gewissenhaft ihnen zu gehorchen. Dann kehrten sie, unter freundlichen Gesprächen, zur Gesellschaft zurück.

Die Aeltern Elisens sahen ihre verweinten Augen, und sprachen bekümmert: wo es ihr fehle, was ihr begegnet sey? Aber Elise bat, sie nicht zu fragen, und versicherte, daß ihr nichts

geschehen sey. Aber in einigen Tagen kam ihr die Mutter entgegen, als sie eben aus der Schule kam, umarmte und küßte sie, und sagte: „Gott segne dich, liebe Tochter, und lasse „es dir wohl ergehen, denn du achtest deine Aeltern und „Mitmenschen, und hast einem Verirrten den Weg zur Tu„gend gezeigt!“ Die Mutter hatte nämlich Elisens schöne Handlung erfahren.

*

Wer den Herrn fürchtet, der ehret auch den Vater, und dienet seinen Aeltern, und hält sie für seine Herren. Sir. 3. 8. Du sollst Vater und Mutter ehren. Matth. 15. 4.

Für uns wachen fromme Triebe;
Für uns sorget treue Liebe;
Mit uns fühlet Freud' und Schmerz,
Stets ein Vater-, Mutterherz.
Aeltern ehren, achten, lieben,
Folgsam seyn, sie nie betrüben,
Dies gebeut des Dankes-Pflicht,
Kinder, ach versäumt sie nicht!

Die Aeltern sind auch Menschen, und daher ist es leicht, daß sie auch fehlen. Aber ein wahrhaft gutes Kind achtet und liebt auch solche Aeltern, die bisweilen fehlen und etwas hart sind, und gehorcht ohne Widerrede den Befehlen derselben. Höret von solchen Kindern, denen das Gebot heilig war:

II. Achte auch die Befehle harter Aeltern, und ehre sie.

1. Ein römischer Volkstribun, Namens Pomponius, lud den Lucius Manlius, der wegen seiner Strenge Imperiosus hieß, unter dem Vorwande vor Gericht, als behandelte dieser Patrizier (Edle) einen seiner Söhne zu hart. Dieser Sohn, Titus genannt, war von Geburt aus ein Stammler, und da sich in den ersten Jahren seiner Jugend von seinen Geistesfähigkeiten wenig hoffen ließ, so verwies ihn sein Vater in eines seiner Landhäuser, wo er sich mit der Landwirthschaft beschäf-

tigte, so wie es damals bei den Römern noch Sitte war. Darum wollte Pomponius dem Lucius Manlius daraus ein Verbrechen machen, besonders da dieser, wegen seiner Strenge, die er ehmals als Obrigkeit ausübte, und wegen seiner Härte gegen Verwandte und Freunde, dem Volke nicht angenehm war. Mit allem Eifer warf ihm also der Tribun vor; daß er seinen jungen Sohn, Titus Manlius, aus der Stadt, vom Hause, von den Seinigen und von dem Umgange mit seines Gleichen, seines langsamen Kopfes und seiner schweren Sprache wegen, verstoßen hätte. Jedermann war über das harte Verfahren dieses Vaters aufgebracht, und die Sache wurde so lebhaft betrieben, daß man gar nicht zweifelte, daß er zu einer beträchtlichen Geldstrafe werde verurtheilt werden. Titus Manlius hörte, in welcher Verlegenheit sich sein Vater befinde. Obschon ihn sein Vater wirklich zu strenge behandelte, und ihn, den Sohn eines Patriziers, zum bäuerischen Leben verurtheilte, so achtete er ihn dennoch sehr; er war über das Harte Verfahren seines Vaters gar nicht aufgebracht; es gieng ihm vielmehr zu Herzen, daß er die Beschuldigungen veranlassen sollte, die man seinem Vater machte, und wodurch man demselben einen allgemeinen Haß zuzuziehen suchte. Damit also Jedermann erfahren möchte, daß er seinen Vater achte, und ihm lieber geholfen wissen, als dessen Feinden beistehen wollte; so faßte er einen Entschluß, der zwar ein ungestümmes, ungebildetes Gemüth verräth, aber doch ein Zeugniß seiner kindlichen Achtung und Liebe war.

Eines Morgens ging er ganz früh, ohne daß es ein Mensch wußte, nach Rom, und sobald er ins Thor gekommen war, lief er geraden Weges nach dem Hause des Tribuns Pomponius, und sagte dem Thürhüter: daß er seinen Herrn nothwendig sogleich sprechen müßte; er möchte nur sagen, daß er Titus Manlius, des Lucius Sohn, wäre; es beträfe eine Angelegenheit, die keinen Aufschub litte. Der Tribun, welcher noch im Bette lag, ließ ihn vor, in der Ueberzeugung, er käme, ihm zu danken, daß er sich seiner im Unglücke angenommen hätte; vielleicht hoffte er auch, daß ihm Manlius neue Beweise von der Härte seines Vaters entdecken, oder neue Wege anzeigen würde, die angefangene Klage wieder ihn auszuführen.

Nachdem sie sich von beiden Seiten bewillkommt hatten, sagte Manlius: er hätte mit ihm allein zu sprechen. Die Leute des Tribuns erhielten sogleich den Befehl, abzutreten. Nun trat Manlius an das Bette, worauf Pomponius lag, zog den Dolch, den er unter seinem Gewande verborgen hatte, hervor, setzte ihn dem Tribun auf die Brust, und drohete, ihn auf der Stelle zu tödten, wenn er ihm nicht eidlich zusagen würde, daß er das Volk nicht mehr in der Absicht versammeln wolle, um seinen Vater vor demselben zu verklagen, und von dem Prozesse ganz abzustehen, den er gegen seinen Vater angefangen habe.

Der Tribun, der den bloßen Dolch vor seinen Augen blitzen sah, für sich unbewaffnet war, und mit einem starken jungen Menschen zu thun hatte, gerieth durch diese Drohung in den größten Schrecken, und schwur, was Manlius von ihm verlangt hatte. Kaum war er des jungen Manlius los, so bezeigte er überall, daß er durch seinen Eid genöthiget wäre, von der angefangenen Klage gegen den Vater des Manlius abzustehen; er erzählte, wie er durch dessen Sohn dazu gezwungen worden sey, und bat, man möchte ihn seines Schwures entledigen. Aber das Volk traf hierüber eine ganz andere Verfügung. Man lobte die That des jungen Manlius als einen Beweis, daß die Härte des Vaters die kindliche Achtung und Liebe in dem Herzen des Sohnes nicht ausgelöscht habe, und verbot zu Gunsten dieses herrlichen Zuges es nicht nur dem Tribun, seine Klage gegen den Vater fortzusetzen, sondern der junge Manlius wurde zum Legiştribun ernannt, und erhielt die Benennung des Frommen. In der Folge zeichnete er sich auch im Kriege aus, und erwarb sich den Beinamen Torquatus, weil er die Halskette des großen Galliers trug, den er in einem Zweikampfe erlegt hatte.

Wie edel und achtungsvoll ist dies Betragen eines Sohnes, der wirklich von seinem Vater etwas zu hart gehalten wurde! Kleine Unbilligkeiten von Menschen, denen wir so viel, wie den Aeltern, verdanken, zu vergessen und zu verdecken, ist ein sicheres Mittel, diese zur Erkenntniß zu bringen, und uns die Achtung der Menschen zu erwerben.

2. Die Kinder, sagt ein Weiser, müssen nicht allein die strenge Behandlungsweise, welche sie nöthig haben, von ihren Aeltern zu erfahren, nicht merken lassen, sondern sich auch ohne Widerrede derselben unterwerfen.

Ein junger Athenienser hatte lange Zeit die Schule Zeno's, eines Weltweisen des Alterthums, besucht. Endlich kam die Zeit, in welcher er zum väterlichen Hause zurückkehren sollte. Als er daselbst angekommen, sprach sein Vater zu ihm: „Nun denn, hast du auch viel Gutes bei jenem Weltweisen „gelernt?" — Bald, erwiederte der Sohn, will ich es dir in Werken zeigen, mein Vater! Dann schwieg er. Betroffen durch dieses Stillschweigen, und es für ein stillschweigendes Bekenntniß ansehend, daß sein Sohn wenig Vortheil von der Weisheit jenes Mannes gezogen hatte, rief der Vater aus: „Ach! Unglücklicher, so hast du also deine Zeit verloren! So ist es also umsonst, daß ich so viele Ausgaben hatte, um dich erziehen und zu einem rechten Menschen bilden zu lassen!" — Bei diesen Worten trat er gegen seinen Sohn, und schlug ihn tüchtig mit einem Stocke. Ohne sich aber zu bewegen, oder nur einen Laut des Schmerzens auszudrücken, duldete der Sohn die ungerechte, harte Behandlung, und als der Zorn seines Vaters sich hinlänglich abgekühlt hatte, sprach er mit aller Achtung zu ihm: „Das ist es, lieber Vater, was ich in Zeno's Schule erlernte, die harte Behandlung von meinem Vater geduldig zu ertragen." Erstaunt drückte der Vater den edlen Sohn an seine Brust, und bat ihn um Vergebung.

3. Johann Cicero war der Sohn des Churfürsten Albrecht von Brandenburg, der der deutsche Achilles genannt wurde. Er mußte in seiner Jugend, die andere Prinzen oft in Lust und Vergnügen zubringen, mancherlei Beschwerden, Lasten und Unannehmlichkeiten ertragen. Er war kaum 15 Jahre alt, als sein Vater ihn zum Statthalter in der Mark ernannte. Das war nun für Johann nicht so glänzend, als ihr wohl glauben möget; denn während sein Vater in Franken, wo er auch die Fürstenthümer Anspach und Bayreuth besaß, im Ueberflusse lebte, mußte Johann mit drückendem Mangel kämpfen. Der Vater wollte ihm nichts geben; er mußte ihm, der sehr eigensinnig

war, ohne Widerrede folgen, und oft Verfügungen ausführen, die weit besser hätten seyn können. Aber dennoch hörte er nicht auf, mit aller Achtung seinem Vater zu begegnen. In den Briefen an diesen, die noch aufbewahrt sind, schildert er seine kümmerliche Lage auf eine rührende Art. Er wisse oft nicht, schreibt er einmal, wie er sich vor seinen Gläubigern retten, woher er zur Bestreitung der nöthigsten Ausgaben und dringendsten Bedürfnisse Geld nehmen solle; er müsse sich in seinem Hauswesen auf das Kümmerlichste behelfen; es fehle ihm an Allem, was in der Haushaltung sollte gebraucht werden, an Bettzeug, an Tischzeug, Silbergeschirr, ja selbst an standesmäßiger Kleidung. Und bei dem Allem zeigte er doch die größte Hochachtung und tiefste Bescheidenheit gegen seinen Vater. Als er demselben einst einen weisen Rath in irgend einer Angelegenheit ertheilt hatte, setzte er in seinem Briefe wohlbedächtig hinzu: „Wir „bitten Euer Liebden in kindlicher Treue, uns dergleichen Vor„schläge für keine Vermessenheit oder Eigendünkel auszulegen, „da wir wohl wissen, daß Euer Liebden durch eigene Klugheit „und große Uebung in Geschäften besser wissen, was zu thun „ist, als wir und unsere Räthe.»

Das war doch gewiß ein schönes Benehmen eines Sohnes, der von seinem Vater so hart behandelt wurde.

4. Ein gutes Kind erduldet auch die härteste Behandlung seiner Aeltern, ja selbst den Tod geduldig, und beweist sterbend noch seine Hochachtung gegen sie.

Iwan Basilowitsch, Kaiser von Moskau, überließ sich, nachdem er ungeheure Eroberungen gemacht, und sein Reich bedeutend vermehrt hatte, einer Unthätigkeit und Gleichgültigkeit, welche die Russen mit ihm unzufrieden machten. Die Bojaren oder Großen des Reiches versammelten sich daher, und baten ihn, die Regierung seinem Sohne abzutreten. Diese Vorstellung und Bitte erbitterte den Kaiser außerordentlich; am folgenden Tage erschien er ohne alle Wache auf dem Markte, warf seine Krone mitten unter das Volk, legte seinen kaiserlichen Mantel ab, und redete mit heftigem Unwillen die Umstehenden also an: „Gebet diese Krone und diesen Mantel Jemanden, „der besser zu regieren versteht, als ich, und dem ihr besser

„zu gehorchen wisset, als mir. Ich habe die Königreiche Ca-
„san, Astrachan und Liefland erobert, und die Türken besiegt;
„ich habe stets den Ruhm meines Volkes aufrecht erhalten;
„nie sind die Russen unter meiner Regierung ungestraft ge-
„schmäht worden; zum Danke für alle diese Dienste verlanget
„ihr nun einen andern Kaiser; suchet euch also einen, der euch
„beherrschet.“

Die in Erstaunen versetzte Menge erwartete stillschweigend das Ende dieses sonderbaren Auftrittes. Einige Großen schrien: „Du bist unser Herr; wir wollen keinen Andern,
„als Dich.“ — Dieser Zuruf wurde mit vieler Begeisterung wiederholt, und man beeilte sich, die Krone und das kaiserliche Gewand ihm wieder zu überreichen. Er aber sagte: er nehme sie nur darum wieder an, um die Anstifter dieses Aufruhrs zu bestrafen. Nun wandte er sich gegen seinen Sohn, Iwan, und gab ihm Schuld, daß er im Geheimen die Empörung angestiftet habe. Iwan, der gute Sohn, warf sich zu den Füßen seines Vaters, und wollte sich mit aller Hochachtung verantworten. Allein der Vater, statt ihn anzuhören, versetzte ihm mit einem Stocke einen tüchtigen Streich über den Kopf; der gute Iwan, weniger empfindlich über den Schmerz der Wunde, als den Zorn seines Vaters, stand auf, um sich zu entfernen; allein da er durch Mund und Augen Blut verlor, so sank er, wenige Schritte vom Kaiser entfernt, ohnmächtig nieder.

Der Zorn des Vaters räumte bald den Empfindungen der Natur die Stelle ein; er erblickte seinen guten, unschuldigen Sohn bleich und sterbend. Er erkennt, aber zu spät, das Uebermaß seines Zornes, und ruft aus: „Gerechter Himmel!
„so bin ich denn selbst der Mörder meines Sohnes! Unmensch,
„unglücklicher Fürst, der ich bin, ich beraubte mich selbst der
„Frucht der Sorgen und Mühen, die seine Kindheit mich
„kosteten!“ — In seiner Verzweiflung wirft er sich auf seinen sterbenden Sohn, indem er händeringend ruft: „O mein Sohn!
„du bist glücklicher, als ich, du stirbst, und ich lebe nur dar-
„um fort, um dich zu bedauern, und mich zu verabscheuen;
„ach! von nun an sind alle Augenblicke meines traurigen Lebens

„grausamer, als der Tod selbst.“ — Bei diesen Worten öffnete Iwan noch einmal seine fast erloschenen Augen, sah seinen Vater zärtlich an, und sprach im Gefühle der höchsten kindlichen Liebe und Hochachtung: „Ruhig sterbe ich, mein „lieber Vater, weil ich sehe, daß Dein Herz mir noch offen „ist, und Du aus Liebe zu mir Thränen vergießest. Der „Himmel ist Zeuge von der Wahrheit dessen, was ich sage: „niemal hatte ich auch nur einen Gedanken von dem Anschlage, „dessen Du mich beschuldiget hast. Gott ist mein Zeuge! „Nach seinem heiligen Willen muß ich jetzt auf diese Art mein „Leben endigen; aber mache Du Dir keine Vorwürfe wegen „meinem Tode; Dein treuer Sohn bleibe ich auch sterbend, „wie im Leben, aber lieber hätte ich mein Leben im Kampfe „verloren, gegen die Feinde Dich vertheidigend.“ — Nach diesen Worten küßte Iwan die Hand seines Vaters ehrerbietig, und wurde weggetragen. Fünf Tage darauf starb der edle Sohn. Der Kaiser führte von da an ein sehr trauriges Leben; nichts konnte ihn bei seinem Schmerze zerstreuen. Auch bei Unterredungen ganz andern Inhalts vergoß er oft Thränen, und unterbrach sie mit den Worten: „O mein Sohn, „mein lieber Iwan!“ Er fürchtete wegen dieser That die Strafe des Himmels, und verurtheilte sich selbst zu einer traurigen Einsamkeit. Den 18ten Mai 1584 unterlag er endlich dem Kummer, der an seinem Leben nagte, und sterbend segnete er noch seinen treuen, lieben Sohn Iwan. — So starb ein guter Sohn, und sterbend noch achtete und liebte er den harten Vater.

5. Das wahrhaft gute Kind sucht die erzürnten Aeltern zu gewinnen auf eine liebevolle Art. Dies that das Kind des Chinesen Minsum. Minsum war ein Mann von geringem Stande in China; er verlor durch den Tod sein braves Weib, die ihm einen Sohn geboren hatte. Einige Zeit darnach verheirathete er sich wieder, und bekam von dieser zweiten Frau wiederum zwei Kinder. Das Kind erster Ehe wurde nun von seiner Stiefmutter sehr mißhandelt; aber es ertrug alles geduldig, ohne sich nur im Geringsten zu beklagen. Einst aber hatte diese dasselbe so sehr mißhandelt,

daß es seinem Vater ohnmächtig zu Füßen fiel. Dieser, da er die Sache untersucht, und gefunden hatte, daß das Kind unschuldiger Weise so sehr mißhandelt worden sey, wollte die grausame Stiefmutter sogleich aus dem Hause jagen. Da bat unter Thränen der gute, mißhandelte Knabe: „Thue dies „nicht, mein Vater! siehe, wir sind drei Kinder; jetzt leide „nur ich allein; verstoßest du aber unsere Mutter, so werden „wir alle drei leiden, und wer wird dann dich nachher ver„pflegen? Verstoße sie nicht, lieber Vater!" — Der Vater, bis zu Thränen gerührt, erstaunte über die Großmuth und Einsicht des Kindes, und nahm seinen Entschluß zurück. Aber auch die Stiefmutter wurde durch diese schöne Handlung und Gesinnung so gerührt, daß sie von dieser Stunde an ganz andern Sinnes, und die beste Mutter wurde.

Schon manches Herz wurde durch die Liebe erweicht, und auch christlich liebend.

*

Ihr Kinder, seyd euern Aeltern in allem gehorsam; denn daran hat der Herr sein Wohlgefallen. Koloss. 3. 20. Denn Gott hat geboten: Du sollst Vater und Mutter ehren; und: Wer Vater oder Mutter lästert, der soll des Todes sterben. II. Mos. 20 12 und 21. 17, und Matth. 15. 4.

Und sollte es euch auch schwer ankommen, den harten Befehlen der Aeltern zu gehorchen, so thut es doch aus Liebe zu Gott, auf dessen Hülfe ihr bauen sollet, und denket:

In deinem Kummer hoff' auf Gott,
Dir wird geholfen werden;
Auf ihn vertrau' in jeder Noth,
Er führt dich durch Beschwerden:
Er wird dir Kraft und Muth verleih'n,
Bald sollst du wieder fröhlich seyn.

Wunderbar fügt es oft die göttliche Vorsehung, daß Kinder ihr Glück machen, oder zu hohen Ehrenstellen gelangen.

Da giebt es denn nicht selten solche, die im Wohlstand oder Glücke ihre guten Aeltern vergessen, oder sich ihrer gar wohl schämen. Das ist aber gar nicht schön: denn ein gutes Kind wird seine Aeltern immer lieben, und ganz besonders dann ihnen alle Beweise der Hochachtung geben, wenn es das Glück gehabt hat, sich gut versorgt zu sehen. Da wendet es dann seine ganze Aufmerksamkeit auf dieselben, sucht von aller falschen Schaam sich fern zu halten, und hat seine Freude daran, ihnen durch Wort und That seine Achtung und Dankbarkeit zu beweisen. Dergleichen gute Kinder gab es auch viele, von einigen will ich euch erzählen, denen der Grundsatz heilig war:

III. Achte auch deine armen Aeltern.

1. Dävas war der Sohn eines unbemittelten Bauern in Frankreich. Das Loos traf ihn zum Soldaten. Mit weinenden Augen verließ er zwar sein theures Vaterhaus; aber er dachte: Gott hat es nun einmal so beschlossen, daß du in diesem Stande wirken sollest! Dadurch erhielt er Muth und Freude an dem angetretenen Stande, und durch Fleiß, Tapferkeit, sittliches Betragen und alle, dem Soldaten nothwendigen, Tugenden hatte er sich bald von der untersten Stufe bis zum Grade eines Hauptmannes empor geschwungen. Sein alter, guter Vater hatte darüber eine gar große Freude, und beschloß, seinen Sohn in der Garnisons-Stadt zu besuchen. Müde von der Reise kam der Greis daselbst an, und vergoß die Thränen der Freude an der Brust seines allgemein geachteten Sohnes. Der gute Sohn stellte nun seinen lieben Vater dem Obersten des Regiments bei der versammelten Parade vor, ohne sich um das Lächeln seiner Kameraden zu bekümmern, welche ihn bisher für den Sprößling einer angesehenen Familie gehalten hatten.

Der Oberste freute sich ob diesem Benehmen des edlen Dävas, und wußte seine kindliche Achtung und Liebe zu schätzen. Er berichtete diesen Vorfall an den König — Ludwig XIV., — welcher den Hauptmann nach Hofe berief.

„Braver Dävas, redete ihn der König an, ich freue mich, „den rechtschaffensten Mann in meinem Lande kennen zu ler„nen, und bewillige Ihnen einen Jahrgehalt von tausend „Thalern, um Ihre Aeltern besser pflegen zu können. Ver„heirathen Sie sich bald; denn ich wünsche, daß Sie Kinder „erhalten, welche ihnen ähnlich werden, und ich will für die„selben Sorge tragen.“

Bei diesen Worten umarmte er den guten Sohn im Angesicht des ganzen Hofes, und entließ ihn sehr gnädig.

Wie muß ein solches Benehmen Kinder beschämen, die ihrer Aeltern vergessen, wenn es ihnen wohlergeht, oder wohl gar in ihrer Vornehmheit sich ihrer schämen!

2. Ein armseliger Wasserträger in Paris, Namens Heinrich Leonhardt, hatte sich, seiner außerordentlichen Armuth ungeachtet, sehr jung verheirathet, und wurde Vater vieler Kinder. Der älteste Sohn, welcher Carl hieß, verschwand auf einmal, und untröstlich war darüber der arme Heinrich. Man fragte ihn nach der Ursache seines Kummers. Ach! habe ich nicht alles verloren? antwortete er; mein Sohn Carl, wir wissen nicht, was aus ihm geworden ist. Die Weltmenschen, welche eben nicht sehr gefühlvoll sind, und kein anderes Glück kennen, als reich zu seyn, konnten kaum begreifen, wie ein armer Wasserträger seinen Sohn lieben und bedauren könne, den Sohn eines Wasserträgers! Ihr sollt euch nicht betrüben, sagte man zu ihm, sondern vielmehr dem Himmel für des Ereigniß danken; ihr habt ja eine Last weniger. — Ach, versetzte Heinrich, Sie wissen denn wohl nicht, was es heißt, Vater seyn! Dies mildert alle Leiden, und meine Bürde möchte zwanzigmal schwerer seyn, so würde sie mir dennoch leicht scheinen, wenn ich nur meinen Carl an meiner Seite hätte. — Man hörte den klagenden Heinrich zuletzt gar nicht mehr an, wenn er über den Verlust seines Kindes trauernd sich ausdrückte; der unglückliche Vater fuhr länger als dreißig Jahre hindurch fort, seinen Eimer zu tragen, und sich mit seiner Frau von seinem lieben Carl zu unterhalten. Oft sagte er: ich gewöhne mich nicht an seinen Verlurst; ich sehe

ihn immer da an unserer Seite; er muß recht groß seyn! Die Mutter starb, so wie mehrere seiner Kinder; die, welche noch am Leben blieben, entfernten sich weit von ihrem Vater, ihr trauriges Daseyn hinzuschleppen. Heinrich veränderte oft seine Wohnung, ohne seine Gemüthsstimmung zu verändern. Man sah ihn zuletzt, ganz entkräftet durch Arbeit und Jahre, seinem Elende beinahe unterliegen.

Als er einst aus dem Brunnen der Straße Richelieu (Rischeliö) Wasser schöpfte, hatte ein Gedränge, das durch mehrere Wagen verursacht wurde, ein glänzendes Fuhrwerk genöthiget, still zu halten. Drei Herren, prächtig gekleidet, zogen die Blicke jenes gemeinen Volkes auf sich, welches Leute ihrer Art kaum bemerken. Der gute Heinrich vergaß, was ihn zum Brunnen hingeführt hatte; er betrachtete sie gleichfalls, indem er in seinem Herzen sprach: Die sind doch recht glücklich! Plötzlich dringt ein Geschrei aus der Kutsche; einer der drei Herrn befiehlt lebhaft dem Bedienten, ihm die Thür zu öffnen; er eilt mit Heftigkeit heraus, stürzt auf den armen Wasserträger los, wirft sich ihm um den Hals, indem er ausruft: „Nein, ich irre mich nicht, es ist mein Vater, es ist „mein Vater, den ich umarme! Herr Markis, Herr Graf! „sagte er, sich zu den Personen wendend, die im Wagen „geblieben waren, ich habe meinen Vater wieder gefunden, „den ich so lange gesucht habe! Ja, das ist er, das ist er! „Ja, meine Freunde, fuhr er fort, indem er sich zu armen „Leuten wandte, die ihn umgaben, das ist mein Vater!“ Heinrich war anfangs bestürzt, sich von einem so vornehmen Manne umarmt zu sehen, den er so wenig kannte. „Ei, „rief er, was thun Sie, gnädiger Herr? womit habe ich „dies verdient? — ein Unglücklicher, wie ich — o Himmel! „wäre es möglich — es ist mein Sohn Carl! — Mein Herr, „welches Glück, Sie erweisen mir viele Ehre. — Dich sehe „ich wieder lieber Carl! Du bist mir wieder geschenkt! Du „bist recht stattlich geschmückt — und ich bin nur ein armer, „elender Wasserträger; — allein, Du bist sehr glücklich! —“

Vater und Sohn genossen unbeschreibliche Wonne, und benetzten sich mit ihren Freudenthränen; dieser kommt endlich

aus der Fülle seiner Gefühle, um in wenig Worten seine Geschichte zu erzählen. Weil er nicht das Gewerbe seines Vaters treiben wollte, war er aus seiner kleinen, elenden Kammer entwischt, was freilich sehr unrecht war; denn ohne der Aeltern Vorwissen soll ein Kind sein Vaterhaus nie verlassen. Umstände hatten ihn nach Amerika geführt, wo er sich außerordentliche Reichthümer sammelte. Vergeblich hatte er sich nach seinen Aeltern erkundigt, man konnte ihm nicht die geringste Nachricht von ihnen geben; er hielt sie für todt. — Er wirft sich wieder an die väterliche Brust, wendet sich darauf zum Markis um, und spricht: „Sie erlauben wohl, daß „mein Vater einen Platz in meinem Wagen erhält?“ Und sogleich läßt er den Wasserträger hineinsteigen, der von seinem Erstaunen gar nicht wieder zu sich kommen konnte. Der Stolz des Markis schien ein wenig verlegen; einen elenden Wasserträger neben sich im Wagen zu sehen, war viel; doch er mußte der Natur weichen, dies war ein Tag ihres Triumphes. Was den Grafen betrifft, so zollte er der Freude seines Freundes lauten Beifall, und von eben diesem Tage an liebte er ihn noch mehr; die dankbare Achtung, die Carl gegen seinen armen Vater so schön ausgesprochen hatte, gewann ihm sein ganzes Herz.

Tausende der Einwohner strömten nun nach Heinrichs Wohnung, und wollten den glücklichen Vater, und den edlen, dankbaren Sohn sehen. Wo Carl sich zeigte, wurde er mit Frohndeuruf empfangen, und bald hing sein Bild und das des armen Wasserträgers in jedem Hause, im Pallast und in der Hütte; denn Groß und Klein ehrt den Sohn, der seine Aeltern achtet und liebt, und dankbar gegen sie sich erzeigt. Es ist nicht nöthig, hinzuzufügen, daß Heinrich, so wie die andern Kinder, den Reichthum mit dem glücklichen Sohne theilten; die ganze Familie nahm Antheil an dem Glücke. Noch mehr erhöhte es die Achtung, und man kann wohl sagen, die Ehrfurcht für den gefühlvollen und tugendhaften Carl, daß es ihm Vergnügen gewährte, diese Begebenheit selbst zu erzählen, wobei er jedesmal Thränen der Rührung vergoß.

Heil dem Kinde, das seiner Aeltern nicht vergißt, wenn es ihm wohlergehet!

3) In B — lebte vor mehreren Jahren ein würdiger Staatsmann. Er war von niedriger Herkunft, von armen aber ehrlichen Aeltern geboren; allein er ward seiner Geschicklichkeit, Gelehrtheit und großen Verdienste wegen von seinem Könige zu einem seiner vornehmsten Minister erhoben. So erhaben und vornehm jetzt sein Stand war, so blieb er doch edelgesinnt, und weit entfernt von dem Stolze, welcher nicht selten diejenigen begleitet, die aus dem Staube erhoben werden. Dieser wackere Mann vergaß nie die Niedrigkeit seiner Herkunft, und schämte sich weder der Armseligkeit seiner Aeltern, noch derjenigen Anverwandten, die er, wenn sie ihn besuchten, oft an der Thüre seines Hauses umarmte.

Einst hatte er ein Gastmahl angestellt, und eine große Gesellschaft von großen und vornehmen Leuten zu sich gebeten. Die Tafel war prächtig gedeckt, und alle saßen daran, um es sich schmecken zu lassen. Da kam sein Bedienter, und meldete, daß ein alter Mann in dem Vorzimmer sey, der ihn zu sprechen verlange. Sogleich stand er, unter Entschuldigung gegen die Gegenwärtigen, von der Tafel auf, ging ins Vorzimmer, und fand in der angemeldeten Person seinen Vater. Er äußerte seine größte Freude über diesen unerwarteten Besuch sehr freundlich, umarmte seinen geliebten Vater auf das Zärtlichste, und führte ihn sogleich in das Speisezimmer. Er wies ihm die oberste Stelle an, und bat die Vornehmern um Verzeihung, indem er sagte: «Dies ist mein Vater! Verstatten Sie ihm diese Freude und Ehre, die nicht ich, sondern «sein Alter verdient!»

Ein recht wackerer Sohn war dies, den die Achtung, die er seinem alten Vater auf eine so schöne Art erwieß, mehr schmückte, und ihm einen größeren Werth gab, als seine Titel und Ehrenstellen.

*

Verachte das Alter nicht, denn wir gedenken auch alt zu werden. Sir. 8. 7. Ein Sohn soll seinen Vater ehren und die Mutter, und er wird in seinem Gebete erhört werden, und lange leben. Wer Gott fürchtet, ehrt die Aeltern, und

dienet jenen, die ihm das Leben gaben, wie hohen Herrn, achtet in Wort und That und aller Geduld dieselben. Sir. 3. 5. — 9.

Was kann die Sorgen je vergelten,
So Aeltern tragen bis ins Grab? —
Nur Liebe kann's! — Der Herr der Welten
Zahlt Liebe gleich mit Liebe ab.
Wo Achtung vor ergrauten Aeltern wohnet,
Weilt segnend Gottes Aug', der Tugend lohnet.

Ihr habt, geliebte Kinder, auf eurer Reise durch das Leben Freunde, die euch zu allem Guten die Hand bieten, euch leiten die Wege der Tugend; es sind dies euere Lehrer. Sie machen die Lehren des ewigen Lebens euch anschaulich, führen euch in den Tempel der Tugend ein; sie bringen euch der Erkenntniß der Wahrheit näher, zeigen euch in einem helleren Lichte den Ewigen, als die schöne Natur ihn euch zeigen kann. Ohne sie würdet ihr wohl schwerlich den Weg zum Heile finden. Begegnet ihnen daher mit aller Achtung; sie sind euere Freunde, euere Wohlthäter, euere Leiter zum Heile; Gott gab sie euch als die liebevollen, unermüdeten Obern. Unvergeßlich bleibt dem guten Kinde der Grundsatz:

IV. Achte deine Lehrer.

1. Man fragte einst den Alexander, den Sohn Philipps von Macedonien, als er noch ein Knabe war: ob er mehr seinen Vater, oder seinen Lehrer und Erzieher Aristoteles achte und liebe? — Ruhig erwiederte er: «Den Lehrer Aristoteles; «denn jener ist der Urheber meines Lebens, dieser aber meiner «Tugend!» — So achtete Jener schon als Knabe seinen Lehrer, und erkannte in ihm den Urheber seines Glücks, der in der Folge Welttheile sich unterwarf, und den Beinamen, der Große, erhielt.

2. Epaminondas wurde von armen Aeltern geboren; aber sie sorgten dafür, daß ihr Sohn guten Unterricht erhalte. Er hatte nun den Lysis von Tarent zum Lehrer, und

genoß seinen Unterricht. Diesem war er so ergeben, daß er als Jüngling den ernsthaften und strengen Greis allen seinen jungen Freunden vorzog. Mit innigster, kindlicher Hochachtung begegnete er ihm überall, und Lysis ließ ihn auch nicht eher von sich, als bis er in Kenntnissen alle seine Mitschüler so weit übertraf, daß man wohl schließen konnte, er werde alle einst auch an Thaten übertreffen. Es geschah dieses auch; und Epaminondas wurde ein berühmter thebanischer Feldherr, der die großen Schlachten bei Leuktra und Mantinea gewann. Die Alten rühmten eben so sehr die Reinheit seiner Sitten, seine Güte und Sanftmuth, wie sein Feldherrntalent; seine Wahrheitsliebe war so groß, daß er auch nicht im Scherze eine Lüge sagte. Er war ein Mann, wie Nepos sagt, den alle Tugenden schmückten, und kein Laster befleckte.

3) Marcus Aurelius Antonius, der römische Kaiser, bezeigte seinen Lehrern die größte Hochachtung, und ehrte ihr Andenken. Dem Fronto und Rustikus, die ihn in der Jugend unterrichtet hatten, bat er von dem Rathe Ehrensäulen aus, und den Julius Prokulus erhob er zu der Bürgermeisterwürde. Als des Letztern Dürftigkeit dieser Würde hinderlich zu seyn schien, gab er die erforderlichen Kosten dazu aus seinen eigenen Mitteln her, damit sein Lehrer mit Anstand jene Stelle behaupten könne. Den Mann aber hielt er so werth, daß er ihn, so oft er ihn sahe, mit einem Kuß beehrte, und eher, als alle übrigen Vornehmen, zu begrüßen pflegte. Seine Hochachtung gegen seine Lehrer bewies er am meisten dadurch, daß er ihre Namen mit großen Lobsprüchen vor seine erbaulichen Betrachtungen über sich selbst, die er schrieb, setzte, und es öffentlich bekannte, wie vortreffliche Männer sie in ihren Gesinnungen gewesen, wie rechtschaffen sie an ihm in seiner Jugend gehandelt, wie viele Verdienste sie um die Tugend und Glückseligkeit seiner Seele hätten. Nachdem er sie mit Ehren und Gütern überhäuft hatte, so lange sie lebten, so ließ er ihre Bildnisse, da sie gestorben waren, aus Gold verfertigen, setzte dieselben unter die Hausgötter in seine Kapelle, besuchte ihre Gräber, beehrte dieselben mit Opfern, und bestreute sie mit

Blumen. Er weinte bei ihrem Tode recht sehr, obwohl dies sonst wider seine Gewohnheit war.

Eine solche Achtung bewies ein heidnischer Kaiser seinen Lehrern.

4. Wer seine Lehrer achtet und liebt, weiß mit Klugheit Leiden von ihnen abzuwenden, und bietet allem auf, um Unangenehmes von ihnen ferne zu halten. Das that Carl Friedrich Gottlieb von Castell in Franken. Am sechszehnten Februar 1694 hatte er das Unglück, von seinem Hofmeister aus Unvorsichtigkeit mit einer Pistole in den Unterleib linker Seite geschossen zu werden. Der junge Graf behielt die Fassung, war mehr wegen den Folgen für seinen unglücklichen Lehrer besorgt, als für sich selbst, und rieth diesem, schleunigst die Flucht zu ergreifen, um dem Zorne des Vaters, des alten Grafen, auszuweichen. Der junge Graf achtete seinen Hofmeister so sehr und war so großmüthig, daß er die Schußwunde so lange mit der Hand verbarg, bis er aus dem obersten Stockwerke des Schlosses den flüchtigen Hofmeister weit genug entfernt sah. Nun erst entdeckte er seinen Aeltern die Verwundung. Als der Wundarzt die Schußwunde untersucht hatte, fand sich, daß zum Glücke kein Eingeweide im Unterleibe verletzt war; die Kugel stak im Rücken, wo sie durch einen Schnitt vom Wundarzte herausgenommen, und hierauf die Wunde glücklich geheilt wurde. Graf Carl Friedrich lebte noch lange, und gedachte öfters mit Rührung der unglücklichen Lage seines ehemaligen Lehrers. Er starb den 9ten März 1743, im vier und sechzigsten Jahre seines Alters, als königlich polnischer und churfürstlich sächsischer General der Infanterie, Gouverneur der Festung Pfleissenburg, und der Stadt Leipzig, wie auch des heil. Heinrich's Ordens Ritter.

5) Eine ganz besondere Hochachtung hat das gute Kind vor den geistlichen Lehrern und Obern, welche ihm die heilsamen Lehren der Religion beleuchten, verständlich und anschaulich machen, und dasselbe näher zur Erkenntniß der Wahrheit führen. Ehrfurchtsvoll beträgt es sich gegen sie, denn sie sind weiser, als es selbst ist; dankbar ist es gegen sie, denn es erkennt in ihnen seine großen Wohlthäter.

Salomon, Abt des Klosters zu St. Gallen im 9ten Jahrhundert, wurde von den Studierenden im Kloster ungemein geliebt und geachtet. Seine Menschenfreundlichkeit gewann ihm die Herzen Aller, seine Gelehrtheit vorzügliche Achtung. Einst kam er am Feste der unschuldigen Kinder in die Schule, als die Studenten einen frohen Tag hatten. Sie waren an diesem Tage, nach einem alten Gebrauche, allemal berechtigt, jeden, der die Schule betrat, gefangen zu nehmen. Sie machten also auch hier von ihrem Rechte Gebrauch, umgaben den ehrwürdigen Salomon, jedoch nicht als ihren Abt, sondern als Bischof, und setzten ihn aus Achtung und Liebe auf den Stuhl ihres Lehrers. Nun sagte ihnen der Bischof: wenn er die Stelle eines Lehrers einnehmen müßte, so hätte er auch die Gewalt eines Lehrers; sie sollten sich hiemit alle anschicken, die Ruthe zu erhalten. Dies that er aber nur, um den Sinn der Kinder zu prüfen.

Die Achtung, welche die Kinder vor ihrem geistlichen Oberen hatten, ließ sie keinen Augenblick zögern; sie zogen die Röcke aus, baten aber achtungsvoll um Erlaubniß, sich von der Ruthe so auslösen zu dürfen, wie dieses ihnen ihre Lehrer gestatteten. Salomo erlaubte dies; da fingen nun die Kleinsten einiges Latein aus dem Stegreife zu reden an, die Größern sprachen Latein in Reimen, und die Größten machten sogar lateinische Verse. Viele hielten ganze Reden an den Bischof, in welchen sie ihre kindliche Hochachtung, innige Liebe und Dankbarkeit gegen ihn ausdrückten. Salomo war über die Beweise ihres Fortganges im Lernen, ihrer Hochachtung und kindlichen Zuneigung zu ihm sehr erfreut, umarmte jeden Schüler, gab ihm seinen Segen, und machte auf der Stelle die Verordnung, daß ihnen an den drei Vakanztagen, die vorhin König Konrad für sie angeordnet hatte, das Fleischessen erlaubt, und jedem, während denselben, täglich aus der Küche des Abts drei Speisen und ein Trunk sollte gegeben werden.

So belohnte der fromme, menschenfreundliche Abt kindliche Achtung und Gehorsam.

6) Auch im Tode noch achtet der gute Mensch seine Lehrer, und begegnet der entseelten Hülle, oder dem

Grabe derselben mit Ehrerbietung, eingedenk mit dieser Rührung, wer die Entseelten, Schlummernden ihm waren.

Der Professor Thummann lehrte zu Halle mit unermüdetem Fleiße und großer Menschenfreundlichkeit. Er wußte sich die Achtung und Liebe aller Zuhörer zu erwerben. Der Engel des Todes überraschte ihn, und er sank entseelt nieder. Ein studirender Grieche, der sein Zuhörer gewesen, und dem er die russische Sprache gelernt hatte, näherte sich, bevor der Leichenzug sich fortbewegte, schweigend und mit gesenktem Haupte und den Händen auf der Brust, in dem feierlichen Ernste des Morgenlandes, dem Sarge, in welchem Thummann lag, küßte ehrerbietig die Stirne des Leichnams, betete still, und schweigend ging er durch die Gassen zurück. So gab er selbst noch der Leiche des verstorbenen Lehrers öffentlich die Beweise seiner tiefsten Hochachtung.

7. Konrad Heidegger von Zürich, der nachmals Bürgermeister daselbst wurde, zeigte schon in frühester Jugend große Aufmerksamkeit auf die Lehren seiner Mutter, welche sie auf die biblische Geschichte gründete, ebenso Empfindung des Wahren und Falschen, des Guten und Bösen, und richtige Anwendung des empfangenen Unterrichts. Besonders anziehend war für ihn die Geschichte des egyptischen Josephs. Ein verdienstvoller Nachbar seines Vaters, der bekannte wackere Ludwig Hirzel, hatte den hoffnungsvollen Knaben gerne um sich. Spielend brachte er ihm die weisesten Lebensregeln, und sehr viele nützliche Kenntnisse bei. Der Knabe fand auch in der Gesellschaft seines Lehrers seine frohesten Stunden, und er zog seinen Umgang allen andern Gesellschaften vor. Mit inniger Hochachtung und kindlicher Liebe begegnete er demselben. Als sein Vater auf das Land zog, besuchte er ihn, und sie konnten sich ohne Rührung nicht von einander trennen. Bei einer solchen Trennung sagte ihm Hirzel: „Mein lieber Conrad, ich werde dich in diesem Leben nicht mehr sehen, indem „ich bald sterben werde; aber versprich es mir, mein Grab „zu besuchen, und auf demselben dich meiner bestgemeinten „Lehren zu erinnern.“ — Diese Worte ergriffen Conrad so sehr, daß er vor Thränen kaum mehr sein Versprechen aus-

drücken konnte. Bald hernach starb Hirzel, und weinend erinnerte sich der Knabe seiner letzten Reden. Das erstemal, da er zur Stadt kam, ließ er sich zum Grabsteine seines unvergeßlichen, seligen Lehrers führen, und gelobte auf solchem, unter dankbaren Thränen, Gott die Befolgung der von ihm empfangenen weisen Lebensregeln an. Durch sein ganzes Leben blieb ihm das Andenken an den Lehrer seiner Jugend heilig und theuer.

*

Achtet vorzüglich Jene, welche euch vorstehen im Herrn, und euch ermahnen, mit Liebe, um ihres Werkes willen. I. Thessal. 5. 12 — 13. Gedenket an euere Lehrer, die euch das Wort Gottes verkündiget haben; sehet auf den Ausgang ihres Verhaltens, folget ihrem Glauben. Hebr. 13. 7.

Ein Kind muß stets die Lehrer hochverehren.
Wird nicht durch ihr Bemühen, ihre Lehren
Des Guten Samen in sein Herz gestreut,
Daß es dereinst zur edlen Frucht gedeiht?
Der Lehrer Amt ist eine hohe Würde.
Erleichtre ihnen ihre schwere Bürde;
Betrübe sie durch Ungehorsam nie,
Als deine zweiten Aeltern achte sie.

Es giebt immer auch Menschen, die ihre Pflichten freudig erfüllen, und eifrig an ihrem oder dem Wohle der Mitmenschen arbeiten. Ihre größte Freude ist es, wenn sie recht viel Gutes thun können. Da freuen wir uns dann, wenn wir von Solchen lesen oder hören, und wer sollte sich nicht freuen, wenn er sieht, daß es gute Menschen gibt, die mit einem edlen Herzen die Saat des Guten streuen? Und eine innige Achtung gegen solche muß unser Herz beleben, die um das Vaterland, um Familien, um Einzelne sich Verdienste erworben, durch edle Thaten sich ausgezeichnet haben. Jedem Menschen soll der Grundsatz heilig seyn:

V. Achte und ehre das Verdienst.

Daß auch Kinder schon eine innige Achtung vor den Verdiensten edler Menschen haben können, beweist folgende Geschichte:

In Frankreich ist das Andenken an Heinrich den IV., den guten König, sehr geehrt. Er hatte seine Unterthanen so lieb, daß er beim Antritte seiner Regierung sagte: „Wenn „Gott mich leben läßt, so soll jeder Landmann in Frankreich „des Sonntags sein Huhn im Topfe haben.“ — Viele schöne Züge, die seine edle Gesinnung beweisen, leben noch im Munde des Volkes, so wie auch manches Verdienst, das er sich um Frankreich erwarb, und allen Franzosen ist Heinrich's Andenken lieb und werth. Selbst in den Hütten der Landleute ist oft sein Bildniß zu finden.

Der Enkel und die Enkelin des Königs von Frankreich, die Kinder des Herzogs von Berry, der im Jahre 1820 meuchelmörderisch ermordet wurde, bewiesen gegen ihren großen Stammvater eine innige Hochachtung und Verehrung, und gaben hievon vor einiger Zeit ein Beispiel, das man in Frankreich mit Freuden erzählt.

Der kleine Prinz heißt auch Heinrich. Sein Namenstag war nahe. Seine älteste Schwester Caroline überlegte schon einige Tage, was sie für ein Geschenk ihrem Bruder machen sollte. An Spielsachen fehlte es ihm nicht, und ein schönes Buch war auch nicht passend, da der kleine Heinrich kaum das Lesen angefangen hatte. Ich möchte ihm gerne etwas von meiner eigenen Arbeit geben, dachte sie, und glaubte ihm dadurch am Besten zu beweisen, daß er ihr recht lieb sey.

Sie ging am Vorabende des Festes mit ihren Aufseherinnen im Schloßgarten umher, und suchte die schönsten Blumen, woraus sie, mit Hülfe ihrer Begleiterinnen, einen Kranz wand. Als ihr Bruder am folgenden Morgen aufgestanden war, ging sie zu ihm, umarmte ihn zärtlich, und brachte ihm ihre Gabe mit den schwesterlich guten Worten: „Du sollst so viele „Jahre leben, lieber Heinrich, als Blumen in

„diesem Kranze sind.“ Sie setzte ihm dann den blühenden Kranz auf die blonden Locken. Der kleine Prinz Heinrich war ganz entzückt über den neuen Schmuck, und wollte sogleich zu seiner Mutter gehen, um ihr zu zeigen, wie schön ihm der Blumenkranz stehe. Er nahm seine liebe Schwester an der Hand, und sie gingen durch mehrere Zimmer. In einem Vorsaale des Bücherzimmers, wo sie ihre Mutter finden sollten, sahen sie eine sehr schöne Büste Heinrich's des IV. von Marmor, die man wenige Tage vorher aufgestellt hatte. Die guten Kinder blieben stehen und betrachteten das Bild. „Auch „sein Namenstag ist heute, sprach der kleine Prinz lebhaft zu „seiner Schwester; wir müssen ihm unsern Wunsch auch „bringen.“

„Ja gewiß, antwortete Caroline; aber was geben wir „ihm? Erst müssen wir ihn, unsern lieben Stammvater, auch „grüßen.“

Die Kinder neigten sich achtungsvoll vor dem Bilde, und Caroline fing wieder an: „Komm, laß uns in den Garten „gehen; wir suchen Blumen, und legen sie vor dem guten „und fröhlichen Gesichte nieder.“

„Besser wäre es ja, liebe Schwester, entgegnete Heinrich, „wenn wir ihm den Kranz aufsetzten, den du mir gegeben „hast. Der Kranz wird mir noch einmal so lieb seyn, wenn „er ihn getragen hat.“

„O der Gedanke ist schön, lieber Bruder! Nach allem, „was man mir von Heinrich dem IV. erzählte, und was ich „von ihm weiß, verdient er es, daß wir ihn so ehren.“

Beide schoben nun ein kleines Sopha unter die Büste, und Caroline, als am größten, wollte das Bild bekränzen. Aber wie sie sich auch auf die Zehen stellen und die kleinen Arme ausstrecken wollte, sie konnte doch nur bis an die Schulter der Büste reichen.

„O ich bin zu klein, sprach sie etwas unwillig und ganz „ausser Athem. Wir müssen jemanden suchen, der uns helfen „kann. Ich hätte so gerne diese ehrwürdige Statue selbst „bekränzt.“

„Ich wüßte wohl, wie wir's machten, sprach Heinrich. „Ich bin ja stark genug; steige auf mich.“

Mit diesen Worten sprang er auf das Sopha, stellte sich auf Hände und Füße, und machte einen recht festen Rücken. Seiner Schwester war zwar ein wenig bange, ihrem Bruder wehe zu thun; aber der lebhafte Wunsch, dem verdienstvollen, geliebten Stiefvater ein Zeichen ihrer Hochachtung und Verehrung zu geben, überwand ihre Besorgniß. Sie sprang behende auf des Bruders Rücken, hielt sich an dem Gestelle der Büste fest, und es gelang ihr, wenn auch nicht ohne Mühe, den Blumenkranz auf König Heinrichs Haupt zu setzen.

Die Herzogin, ihre Mutter, war durch das Rollen des Sophas und durch das Freudengeschrei der Kinder im Lesen gestört worden. Sie öffnete leise die Thüre des Bücherzimmers, und konnte sich bei dem Anblicke, der sich ihr zeigte, einer innigen Rührung nicht erwehren. Noch lebhafter aber wurde ihr Herz bewegt, als sie hörte, wie die Kinder vor der begränzten Büste sich unterhielten. Sie trat hervor, umarmte ihre geliebten Kinder, und gab ihrem Benehmen allen Beifall. Mutter und Kinder sprachen dann noch lange von dem guten Heinrich IV. Als aber die guten Kinder am andern Tage wieder vor die Büste traten, blühten die Blumen des Kranzes noch unverwelkt; aber auf dem Gesimse, worauf das Bild stand, lag ein Lorbeerkranz, mit einer Schrift, die Caroline ihrem Bruder lesen half. Es lauteten die Worte:

„Lieber Heinrich! ich schenke Dir für die Blumenkrone,
„die Du mir gegeben hast, den Lorbeerkranz, den mir
„die Stadt Paris überreichte, als ich meinen Einzug
„hielt. Bewahre diese Lorbeern, und wenn Du sie an-
„siehst, so sage zu meinem Andenken: Es giebt für einen
„König noch ein köstlicheres Gut, als der Ruhm ist. —
„es ist die Liebe des Volkes, dessen Glück Gott ihm
„anvertraut hat.“

Heinrich küßte ehrerbietig diese Worte, und als Caroline sie näher ansah, erkannte sie mit inniger Freude die Hand ihrer theuren Mutter.

Das Gedächtniß des Gerechten bleibt im Segen; Sprüchw. 10. 7. Ehre gebet, dem Ehre gebühret. Röm. 13. 7. Jeder sehe nicht nur auf das Seinige, sondern auch auf das, was des Andern ist. Philipp. 2. 3.

Wer fremden Verdienste mit Achtung begegnet,
Und Ehre erweiset dem Ehre gebührt,
Wird wieder mit freundlicher Achtung gesegnet,
Durch gütige Hülfe zum Glücke geführt.

Aeltern.

Die Welt ist Gottes grosse Haus, und überall ist Segen und Freude. Woher geht aus demselben das weise Alter und treulich folgt die Jugend; die Kinder sind so glücklich, recht glücklich: denn jene, die ihnen das Leben und Daseyn geben, sind auch so gut gegen sie; es sind die lieben Aeltern. Vater und Mutter sind eine theure Gottesgabe. Sie sind es, welche Gott den Kindern vorsetzte; sie sind es, welche von dem ersten Athemzuge des Kindes unaufhörlich für dasselbe sorgen, wachen, arbeiten, und kein Opfer, keine Mühe und Anstrengung scheuen, um dasselbe glücklich zu machen. In ihrer Hand wollen sie mit Einsicht und treuer Liebe das Kind durch das junge Leben führen. Wie manchen Tag arbeiten sie in saurem Schweiße, um das geliebte Kind zu ernähren, zu kleiden, und ihm das zu verschaffen, was für dessen Leib und Seele nöthig ist! Wie manche Nacht wachten sie, als das Kind krank, oder schwächlicher Säugling war; ja wie viele Stunden sinnen und sorgen sie um Mitternacht noch, während ohne Sorge ruhig das Kind schlummert, wie sie dasselbe zum tüchtigen, geschickten, christlichen Bürger bilden und erziehen können!

Darum gab auch der liebe Vater im Himmel das heilige Gebot: die Aeltern durch Wort und That, bis in den Tod, zu lieben und zu ehren. Ja, liebe Kinder, Mutterliebe,

Vatertreue haben bisher euch gestärkt, erquickt, daß ihr aufwuchset, wie Bäumchen; aber Früchte sollt ihr nun auch jenen bringen, die auf Erden euere größten Wohlthäter sind. Und die Früchte, die ihr eueren lieben Aeltern schon in früher Jugend bringen sollet, sind Hochachtung, Liebe, Dankbarkeit, Gehorsam, und liebevolle, nachsichtige Hülfe im Alter. Durch Wort und That sollt ihr zeigen, wie sehr ihr erkennet, wer euch euere Aeltern waren, und noch sind.

O liebe Kinder! freudig weilt ihr noch im Kreise euerer Aeltern, ohne alle Sorge. Nehmet euch doch zu Gemüthe, was sie für euer Wohl thun; erwäget die namenlose Mühe, die sie von dem Augenblicke euerer Geburt, bis zu diesem Tage, für euch hatten; ohne Ende war ihre Liebe, ihre Treue. Nie könnet ihr abbezahlen, was ihr ihnen schuldig seyd, nie sie belohnen. Aber erkennen könnet ihr, was sie für euch thaten, und dafür sie hochachten, lieben, dankbar und gehorsam ihnen seyn. Streben könnet ihr, daß die treue Pflege, die sie euch schenkten, nicht an euch verloren sey; Fleiß sollet ihr, daß ihr auf dem Wege der Tugend fest stehet, und treu wandelt, Trotz bietend jedem Laster, bis ihr am Ziele stehet. All euere Aufmerksamkeit müßt ihr ihnen zuwenden, wenn sie einst kraftlos und schwach sind, und der Hülfe bedürftig. Sie waren und sind in euerer Jugend euere Stütze; ihr sollt ihnen dieses wieder seyn, wenn des Alters Schwachheit und Ungemach sie befällt. Dies ist Kindes-Pflicht und Kindes-Dank.

Von manchem Kinde will ich euch nun erzählen, das seine Pflichten, die es gegen die Aeltern zu beobachten hatte, freudig erfüllte. Möchtet ihr doch in die Fußstapfen dieser guten Kinder treten, und lieben, wie sie liebten!

Ein wahrhaft gutes Kind wird seine Aeltern herzlich lieben, und diese Liebe dadurch zeigen, daß es dieselben hochschätzt, sie verehret, ihnen aus ganzer Seele zugethan ist, ihnen alles Gute wünschet und im Werke zeiget, und ihnen nichts als Ehre, Freude und Trost zu machen sucht.

1. Unter mancherlei Spielen, welche einst in Griechenland statt fanden, waren die olympischen die berühmtesten. Man hielt sie auf einer großen und weiten Ebene, je nach vier und vier Jahren, und kam dazu von allen Orten und Enden Griechenlands herbei, zumal, da man hier alte Freunde und Waffengefährten fand, die Spiele oder Wettkämpfe aber selbst alle Herzen der Griechen anzogen. Anfangs waren es nur solche Spiele, bei welchen man Stärke und Gewandtheit des Körpers zeigen konnte, oder Turnkünste, wie man es jetzt nennen muß, Wettläufe, Faustkämpfe und Ringen, Springen, Tanzen und Werfen mit tellergroßen Metall-Scheiben. Nachmals aber hielt man auch Wettkämpfe des Verstandes und Witzes; denn Dichter, Redner und Geschichtschreiber lasen hier ihre Werke vor. Selbst in der Musik rang man um Preise.

Der Preis des Sieges, in jeder Art der Spiele, war ein Kranz von den Zweigen des Oelbaumes, ein Kranz, den man in Griechenland höher hielt, als alles Geld und Gut. Die Ehre belohnte und nicht das Geld. Man nannte die Namen der Sieger laut vor der Versammlung, und sie zogen prächtig gekleidet, mit Palmzweigen in den Händen, unter Gesang und Flötenspiel einher. Aus ihrer Vaterstadt zogen ihnen die Mitbürger mit Lobgesängen entgegen, trugen sie auch wohl eine Strecke auf den Händen, führten sie feierlich in die Stadt ein, und ihre Bildsäulen wurden in der Stadt Olympia aufgestellt.

Ein edler Grieche aus Rhodus, Diagoras, der einst selbst den Siegeskranz errungen hatte, brachte in seinem Greisenalter zwei seiner Söhne zu den Spielen. Sie kämpften, und gewannen beide den Siegerkranz. Thränen der Freude glänzten in den Augen ihres greisen Vaters. Sie empfingen mit Freude und Rührung die Siegespreise aus der Hand des Preise-Austheilers; allein, in dem Augenblicke sahen sie ihren geliebten Vater, eilten auf ihn zu, und setzten mit kindlicher Hochachtung auf sein ergrautes Haupt die Kränze.

Allgemeine Freude zeigte sich sogleich bei den Griechen. Die Söhne trugen ihren Vater unter dem zahlreich versam-

melten Volke auf ihren Schultern herum; das Volk war so hoch erfreut, daß es dem glücklichen Greise Blumen zuwarf. Einige riefen sogar: "Stirb Diagoras; du hast nun nichts mehr zu wünschen." — Diese Beweise kindlicher Hochachtung, welche dem guten Vater die guten Söhne bei einer so feierlichen Veranlassung gaben, ergriffen die Seele des überglücklichen Greisen mächtig. Auch die Freude kann tödlich werden. Diagoras erlag dem Entzücken, und seine Seele entfloh. Alle Griechen aber segneten die Söhne, die den Vater durch kindliche Hochachtung so glücklich gemacht hatten.

2. Alphons IX., nachher König in Leon, einem ehmaligen kleinen Königreiche in Spanien, zeichnete sich durch kindliche Hochachtung und Liebe vor vielen aus. Er lebte beiläufig vor siebenthalb hundert Jahren. Sein königlicher Vater erreichte ein sehr hohes Alter, hatte aber auch mit allen dasselbe begleitenden Gebrechlichkeiten zu kämpfen. Alphons, sein ältester Sohn, und künftiger Thronfolger, betrug sich gegen ihn ganz so, wie es einem gutgesinnten Sohne gebührt. Immer war er um ihn, wenn andere seines Alters sich den Vergnügungen der Jugend und den Ergötzlichkeiten des Hoflebens überließen. Um seinen Sohn nicht zu betrüben, verbarg der Vater einen Theil seiner Uebel vor ihm. Wenn seine Schmerzen ein wenig nachließen, ließ er sich in die Gärten seines Pallastes tragen, und sagte dann zu seinem Sohne: seine Kräfte kommen wieder; es stehe mit seiner Gesundheit besser, als es scheine. Einst erfuhr er, daß Alphons von einem Siege über die Mauern zurück komme, und sich schon der Hauptstadt nähere. Sogleich befahl der ehrwürdige Vater, man solle ihn in eine Sänfte setzen, und ihn seinem Sohne entgegen tragen. Er wollte nämlich demselben nicht nur seine Freude über den erfochtenen Sieg bezeigen, sondern ihm auch den frohen Anblick verschaffen, daß sein Vater einer solchen Gesundheit genieße, als es sein Alter nur immer erlaube. Sobald Alphons ihn erblickte, stieg er vom Pferde, eilte voll Freude ihm entgegen, und folgte der Sänfte zu Fuße. Vergebens suchte der Vater ihn dazu zu vermögen, daß er sich wieder auf sein Pferd setzen möchte; vergebens stellte er ihm

vor, daß er, während sein ganzes Gefolge zu Pferde sitze, allein zu Fuße gehe. „Diese sind nicht Ihre Söhne,“ — antwortete Alphons, und ließ sich nicht irre machen.

Als sie vor dem Pallaste angekommen waren, nahm er selbst seinen Vater in die Arme, und trug ihn in sein Zimmer. „Mein Vater, sagte er zu ihm, Sie wissen wohl, wie weit „Ihre Liebe zu mir geht; aber wie weit die meinige zu Ihnen „geht, das wissen Sie nicht. Sie schränkt sich noch lange nicht „darauf ein, daß ich Sie zu Fuße begleitete; ich beneidete „Ihre Bedienten, welche die Sänfte trugen, um des Dienstes „willen, den sie Ihnen dadurch erwiesen. Mehr als einmal ge„rieth ich in Versuchung, sie stille stehen zu heißen, und Sie „auf meinen Schultern zu tragen.“

Gewiß ein schöner Zug von kindlicher Hochachtung und Liebe.

Der Vater konnte nur durch Thränen antworten, so glücklich fühlte er sich. Aber nicht weniger glücklich muß sich der Sohn durch das Bewußtseyn gefühlt haben, was ein so edles Betragen in uns selbst hervorbringt. Welchen Trost in Leiden muß ihm die Erinnerung verschafft haben, seinem Vater das Ende seines Lebens durch seine Achtung und Liebe zum Vorgeschmacke des Himmels erhoben zu haben! Wie schrecklich muß dagegen Reue und Schmerz den ungerathenen, liebelosen Sohn zerfleischen, wenn er am Sterbebette seines Vaters steht, und in den abgehärmten Mienen Gram über sein Kind, in den ausgehöhlten, thränenlosen Augen bittere Wehmuth über die Vereitlung aller gehofften Vaterfreuden sieht, und nun nichts mehr ändern, nichts mehr gut machen kann, so sehr er es auch wünschte! Welch ein marterndes Gefühl muß das seyn!

Nicht lange genoß Alphons noch die Freude, seinen Vater zu besitzen; denn er starb bald nachher. Er ließ ihm ein prächtiges Leichenbegängniß halten, und folgte selbst der Leiche seines Vaters in Trauerkleidern, mit fliegenden Haaren, mit gebeugtem Haupte und betrübtem Herzen. Das war ein guter Sohn, der seinen Vater ehrte und liebte.

3. Ludwig XVI., König von Frankreich, leitete die Erziehung seiner Kinder selbst, worin er seinem Vater nachahmte.

Er lehrte sie die Sprachen, die Geschichte und besonders die Erdkunde, welches sein Vergnügen war. Der kleinste Flecken seines Königreiches war ihm nicht unbekannt. Ein Eigenthümer, sagte er zu seinem Sohne, würde sich schämen müssen, wenn er sich mitten in seinem Eigenthume verirrte. Der König wollte nun einst versuchen, was für Fortschritte der Dauphin (Dophän), oder Kronprinz, sein Zögling gemacht habe. Er ließ ihn eines Tages allein mit einem Compaß in einer sehr weiten Entfernung von dem Schlosse von Rambouillet, und bestimmte Vieux Chateau (Wöh Schato), dessen Lage er kannte, zum Orte der Zusammenkunft. Das Kind befand sich nun das erstemal allein, wenigstens glaubte es allein zu seyn; allein aus Furcht, es dürfte ihm etwas zustoßen, gab man den Bedienten den Befehl, ihm zu folgen und ihn zu beobachten. Die erste Rolle des kleinen Geographen war nicht leicht; denn die Sonne war hinter dicken Wolken versteckt. Zwanzig Mal kam er vom rechten Wege ab, fand ihn aber mit Hülfe des Compasses beinahe wieder. Endlich, nachdem er mehrere Stunden herumgeirret war, befand er sich in der Linie gegen den Ort der Zusammenkunft hin, der nur noch eine Viertelstunde zu seiner Linken entfernt lag. Er gelangte bald, und zwar quer über die Felder und ganz mit Staub bedeckt, ohne jemand um den Weg gefragt zu haben, gegen den bestimmten Ort. Es war spät, und der König schon unruhig. Als dieser vermittelst der Augengläser seinen Sohn wahrnahm, lief er ihm, so weit er konnte, entgegen, und sagte ihm lächelnd: „Bei meiner Treue, „Kind, ich glaubte dich schon verloren.“ — „Lieber Vater, „versetzte der kleine Ludwig mit eben so viel Anmuth als Hoch„achtung, neigt sich mein Herz nicht noch viel sicherer gegen „Sie, als die Magnetnadel gegen den Nordpol? Wie konnte „ich also den Weg zu Ihnen verfehlen?“ — Gerührt durch diese Worte, die eine eben so große Hochachtung, als treue Liebe aussprachen, drückte der König seinen Sohn an die Brust, und froh kehrten sie nach Hause, wo ein schönes Geschenk des lieben Prinzen wartete.

Wie schön ist es, wenn der Kinder Gedanken, Worte und Handlungen Achtung und Liebe gegen Aeltern ausdrücken?

4. Magdalena B — war die Tochter eines Malers in Sch —. Schon sehr frühe verlor sie ihren Vater. Ein unglücklicher Zufall bei Bereitung von Farben hatte ihm eine Auszehrung und den Tod herbeigezogen. Mit unendlicher Hochachtung und Liebe begegnete Magdalena ihrer Mutter, suchte ihr alle Freude zu machen. Kein Tag verging, an welchem sie nicht nachdachte: was will ich heute meiner lieben Mutter für eine Freude machen? — Bald brachte sie von ihren Lehrern die schriftlichen Zeugnisse ihrer Zufriedenheit über Sittlichkeit, Fleiß und Fortgang, bald übergab sie der Mutter etwas schön Genähtes, oder sie bereitete im Geheimen derselben eine Speise zu, welche sie gerne aß. Ging sie mit ihrer Mutter an schönen Tagen auf Besuch, so lief sie nie voran, sondern hübsch zur linken Seite, weil sie wohl wußte, daß der Anstand erfordere, höhere Personen rechter Seits neben sich gehen zu lassen.

Am Schlusse eines Jahres wurde Magdalena öffentlich, nach geendigter Prüfung, vorgerufen, und ihr ein Schulpreis in Gegenwart vieler angesehener Personen durch den Schulvorsteher überreicht. Sie war die erste Schülerin, ausgezeichnet durch ein schönes, sittliches Betragen, durch Fleiß und Fortschritte. Ihre Wange röthete sich, als sie den Preis empfing, und leise zitterte ihre Hand; tief gerührt dankte sie allen, die ihr Glück wünschten.

Da sah sie in einiger Entfernung ihre Mutter, welcher die Thränen der Freude im Auge glänzten. Schnell verließ Magdalena ihren Platz, eilte zur Mutter hin, indem sie zu ihr sprach: „Liebe Mutter! ich freue mich sehr, daß die öffentliche Anerkennung meines Fleißes auch dich freuet; aber ich weiß, daß nicht ich einen Preis verdiene; du allein verdienest Alles. Du hast mich so lieb, hast zu allem Guten mich ermuntert. Siehe, dir gebe ich diesen Beweis, daß du siehst, wie sehr ich dich hochschätze und liebe!“ Bei diesen Worten legte sie in die Hände der erstaunten Mutter den schönen Schulpreis. Alle Umstehenden waren über diesen schönen Beweis kindlicher Hochachtung ergriffen, gerührt, und manches

Auge wurde feucht. Alle prieſen die Mutter glücklich, die eine ſo gute Tochter habe.

Die Liebe des guten Kindes gegen ſeine Aeltern iſt beſonders thätig, hängt mit ganzer Seele an denſelben, wünſchet ihnen alles Gute, und machet ihnen ſoviel Freude, als es vermag, befördert ihr Vergnügen, und ſucht, allen Wünſchen derſelben zuvorzukommen.

1. Wolfgang Amadeus Mozart, der größte deutſche Komponiſt, geboren 1756, war kaum drei Jahre alt, ſo freute er ſich ſchon an einer ſchönen muſikaliſchen Harmonie, die er auf dem Clavier aufſuchte. Im folgenden Jahre fing ſein Vater gleichſam ſpielend an, ihm einige Menuetten und andere Stücke auf dem Claviere zu lehren. Zu einer Menuette brauchte er nur eine halbe Stunde, zu einem größeren Stücke eine Stunde, um es mit der vollkommenſten Nettigkeit und dem feſteſten Takte zu ſpielen. Von nun an machte er ſo ſchnelle Fortſchritte, daß er in ſeinem fünften Jahre bereits kleine Stücke komponirte, die er ſeinem Vater vorſpielte, und dann von dieſem zu Papier bringen ließ. Merkwürdig iſt es, daß er, ehe ihm die Muſik bekannt war, ſich für alle Kinderſpiele ſo empfänglich zeigte, daß er Eſſen und Trinken und alles Andere darüber vergeſſen konnte; aber von der Zeit an, wo er Muſik zu lernen angefangen hatte, verlor er allen Geſchmack an den gewöhnlichen Spielen und Zerſtreuungen der Kindheit. Ob er gleich auch die übrigen Gegenſtände des Unterrichts mit Feuer und Lebendigkeit umfaßte, ſo blieb doch die Muſik diejenige Beſchäftigung, von welcher ſeine ganze Seele erfüllt zu ſeyn ſchien.

Mozart hatte eine zärtliche Liebe zu ſeinem Vater. Schon in ſeinem zarteſten Alter componirte er eine Melodie, die er täglich vor dem Schlafengehen vorſang, wozu ihn ſein Vater auf einen Seſſel ſtellen mußte. Der Vater mußte allemal die Sekunde oder zweite Stimme dazu mitſingen, und wenn dann dieſe Feierlichkeit vorbei war, welche keinen Tag durfte unterlaſſen werden, ſo küßte er den Vater mit innigſter Zärt-

lichkeit, und legte sich dann mit vieler Zufriedenheit und Ruhe zu Bette.

2) Am Fuße des Schwarzwaldes liegt in einer freundlichen Lage das Städchen E—. Christine K— hatte daselbst ihre Aeltern, die sie über Alles liebte und verehrte. Ihr Vater war ein pensionirter Beamter, der vor einiger Zeit von einer schweren Krankheit befallen wurde. Nie ging Christine zu Bette, ohne bei dem Vater eine Zeit lang gewesen zu seyn. Sie wußte, daß der Vater eine Freude habe, wenn man ihm in den langen Winterabenden vorlese. Und nun gab sie sich auch alle Mühe, von ihren Schulfreundinnen recht nützliche und angenehme Bücher zu erhalten, die sie ihrem Vater vorlas. Im Frühlinge sammelte sie für ihn gesunde Kräuter, und brachte manches schöne Blumen-Sträuschen zu dessen Krankenlager. Der Sommer nahete sich, und mit den Gesundheitsumständen des Vaters war es kaum etwas besser geworden. Da kam nun auch die Zeit, in welcher der Vater sein Namensfest feierte. Lange dachte Christine darüber nach, womit sie an jenem Tage ihren Vater erfreuen könnte. Da fiel ihr dann bei, daß er eine große Sehnsucht nach dem Genuß einer Melone hätte. Woher aber eine solche bekommen? Im ganzen Städtchen war keine zu finden. Endlich gelang es ihr, zu erfahren, daß ein herrschaftlicher Gärtner ohnweit dem Städtchen Melonen pflanze, und gegen gute Bezahlung verkaufe. Da schickte sie dann in aller Stille einen Boten an den Gärtner, schrieb ihm ein Briefchen, und bat ihn recht schön, ihr eine gute, reife Melone zusenden zu wollen. Zugleich hatte sie ihr lange erspartes Geld dem Boten gegeben, theils um die Melone, theils um den Boten zu bezahlen. Sie hatte lange Zeit ihre Sparpfenninge beisammen gehalten, um sich Farben zum Zeichnen und Malen anzuschaffen. Aber freudig brachte sie dieses kleine Opfer, und dachte: „Lieber sehe ich die Farbe der Gesundheit und Freude auf den Wangen meines lieben Vaters, als die todten Farben in der Schachtel!“ Der Namenstag kam. Mit dem freundlichen Morgenroth desselben trat Christine vor das Bette ihres geliebten Vaters, sprach die herzlichsten Wünsche aus, und küßte ihn. Dann aber sagte

sie: „Gerne möchte ich Dir, lieber Vater, auch etwas geben zum Zeichen meiner Liebe und Dankbarkeit; aber Du weißt, daß ich wenig habe. Nimm aber dies Wenige an, es kommt von Herzen.“ — Und dann nahm sie ein schönes, mit Blumen verziertes Körbchen hervor, in welchem die reife Melone lag. Der Vater zog sie an sich, küßte sie, und freute sich innig ob der Liebe seiner guten Tochter. Noch an dem nämlichen Tage wurde die Melone angeschnitten, und mit freudigem, Behagen genoß der Vater soviel hievon, als seine Umstände erlaubte. Auch Christine erhielt davon ein Schnittchen, das wohl mit Zucker besäet war. Die freundliche Ueberraschung der sinnigen, geliebten Tochter machte einen sehr angenehmen Eindruck auf ihn, und Christine hatte die Freude, ihren Vater bald wieder gesund zu sehen. Der erste Spaziergang war in eine benachbarte Kapelle, um Gott zu danken für die erhaltene Gesundheit, und der zweite ging zum benachbarten Gärtner.

Es ist doch eine rechte Freude, den lieben Aeltern Freude zu machen.

3. Horatio Nelson war zu Burnham-Thorpe, in der Grafschaft Norfolk, 1758 geboren. Sein Schulunterricht, den er zu Hörwich und North Walsham empfing, wurde schon in seinem zwölften Jahre unterbrochen, indem sein Oheim Suckling, Capitän eines Schiffes von 64 Kanonen, ihn als Mitschiffmann auf das Schiff nahm. Noch war er nicht fünfzehn Jahre alt, als zwei Entdeckungsschiffe in die Nordsee abgehen sollten; dies wirkte so mächtig auf den unternehmenden Geist des jungen Nelson, daß er seinen ganzen Einfluß bei dem Capitän Lutwidge, einem der Befehlshaber, anwandte, um Führer eines Beischiffes zu werden. Dies gelang ihm auch, und er ging in demselben Sommer mit der Expedition ab. Hier erwarb er sich das Zutrauen seines kommandirenden Officiers durch seine Geschicklichkeit und Genauigkeit in einem so hohen Grade, daß, wenn die Schiffe in der größten Gefahr waren, und die Mannschaft von den Eisbergen eingeschlossen zu werden fürchtete, ihm trotz seines jugendlichen Alters das Kommando über eines der Bote anvertraut wurde, welche aus-

geschickt wurden, eine Durchfahrt in die offene See aufzufinden. Bei diesem Anlaß legte er einen Beweis seiner kindlichen Aufmerksamkeit und Liebe gegen seinen guten Vater ab. Während die Schiffe von allen Seiten vom Eise eingeschlossen waren, wurde Nelson in einer Nacht vermißt, und seine Kameraden waren über sein Schicksal in der äußersten Verlegenheit, bis man ihn endlich bei Anbruch des Tages von weitem einen großen Eisbären verfolgen sah. Er war blos mit einer Flinte bewaffnet, die, da das Schloß derselben durch einen Zufall unbrauchbar geworden war, ihm nur als Knittel dienen konnte, und doch hatte er in dieser schwachen Rüstung den Muth und die Entschlossenheit, diesem wilden Thiere nachzusetzen, in der Hoffnung, es zu ermüden, und dann mit der Kolbe des Gewehres todt zu schlagen. Bei seiner Rückkunft machte ihm der Capitän einige harte Vorwürfe, und fragte ihn in einem entscheidenden Tone: was ihn zu einer so unüberlegten und unbesonnenen That verleitet habe? Der junge Held gab folgende Antwort, die das Herz des gefühllosesten Menschen erweicht haben würde: „Ich hoffte, mein Herr, meinem Vater einen guten Pelz zu verschaffen.“

So gab die kindliche Liebe ihm den Muth, mit einem gefährlichen wilden Thiere einen Kampf zu unternehmen.

Ein gutes Kind kennet seine Pflicht, die Aeltern zu unterstützen, und Alles zu ihrer Erhaltung zu thun; wohl weiß es, daß es im schwachen Alter schonend sie behandeln, sorgfältig und zärtlich in Krankheiten sie verpflegen soll; ja es weiß, daß, wenn dieselben in Armuth und Noth gerathen, es ihnen Hülfe auch mit Aufopferung eigener Bequemlichkeit schuldig sey. Darum gereicht es ihm auch zur größten Freude, dieser heiligen Pflicht zu entsprechen, und den lieben Aeltern in ihrer Noth beizustehen.

1. Franzesko Mikeli war der Sohn eines reichen Zimmermanns zu Tempi auf der Insel Sardinien. Er hatte kaum sein zehntes Jahr erreicht, als er und seine Aeltern durch die Unvorsichtigkeit seiner kleinen Schwester aus dem angenehmen

Zustande der Wohlhabenheit plötzlich in Armuth und Elend versetzt wurden. Die Leichtsinnige hatte nämlich einem Hunde ein Päckchen brennender Kerzchen an den Schwanz gebunden, und das erschrockene Thier lief damit fort. Es entfloh in einen Haufen Späne, geberdete sich wie wüthend, und zündete so das Feuer an, das auf eine fürchterliche Art gegen das Ende der Nacht ausbrach. Die Feuersbrunst griff wüthend um sich, so daß es unmöglich war, sie aufzuhalten. Franzesko's Vater kam mitten in den Flammen um, die er vergebens zu dämpfen sich bemühte. Die Mutter rettete zwar sich und ihre Kinder; verbrannte aber dabei den Körper, Hände und Füße so sehr, daß sie unfähig wurde, sich durch Arbeit Brod zu verschaffen, und ihre Kinder fremdes Mitleid um ein Almosen ansprechen mußten. So viel Elend kann ein unvorsichtiges, leichtsinniges Kind anstellen.

Franzesko hatte eine so fein empfindende Seele, so viel Zartgefühl, daß ihn jede abschlägige Antwort, jede erlittene Kränkung in tiefen Kummer setzte, und er nur wenig oder gar nichts seiner Mutter nach Hause brachte, da er nicht zudringlich und ungestüm zu betteln vermochte. Müde einer solchen Lebensart, sann er Tag und Nacht auf eine andere Art, seiner Mutter, die ihm bei dem Brande zum zweiten Male das Leben schenkte, das Nothdürftige zu erwerben. Er verfertigte endlich eine große Vogelhecke von Latten, legte den Vögeln Schlingen, und stieg auf die Bäume, wo er die Nester der Finken, Grasmücken, Zeisige, Hänflinge, Amseln, wilden Tauben und dergleichen ausnahm. Seine kleinen Schwestern mußten indessen in die Weidengehege gehen, um Ruthen und biegsame Stäbchen zu holen, um daraus artige Käfige zu machen. Sie mußten ferner die jungen Vögel aufziehen, ätzen, und allerlei Kunststückchen lehren. Er selbst aber war ihr vorzüglichster Lehr- und Exerziermeister.

Des Sonntags gieng Franzesko mit seinen Schwestern auf den Markt zu Sassari, und bot seine befiederten Zöglinge feil. Er lößte zwar, in Rücksicht auf die ungemeine Mühe, die er mit den Thierchen hatte, nicht viel; aber das Wenige war doch etwas, und ermunterte ihn zu noch größerem Fleiße. Er

kam unter anderm auch auf den Einfall, eine große Katze so abzurichten, daß sie mitten unter seinen Vögeln aß, trank und spielte, ohne diese nur im Geringsten zu verletzen. Die Katze, welche Bianchetta hieß, litt im Gegentheile alle Arten von Schmeicheleien und Scherze der Vögel; zufrieden, manchmal ihre Pfote auszustrecken und zu drohen, ließ sie doch den kleinen Unvorsichtigen nie ihre Nägel fühlen. Ueberdies wußte sie verschiedene Kunststücke. Sie konnte sich todt stellen, sich in einen Zirkel zusammen krümmen, und ihren Kopf unter die Pfoten verbergen, als hätte sie keinen. Da öffnete dann Mikeli sein Vogelkäfig, und die Vögel hüpften lärmend auf die Katze hin, pickten sie mit ihren Schnäbeln, und neckten sie auf mancherlei Weise, ohne daß die Katze böse darüber ward.

Wahrlich! wenn man eine Katze so weit bringen kann, daß sie ihren angebornen Appetit nach Geflügel überwinden lernt, so sollten sich vernünftige Kinder wohl recht schämen, wenn sie mancherlei Unarten oft lange nicht ablegen wollen, die doch nicht angeboren, sondern blos eine Folge böser Gewohnheit sind.

Franzesko hatte auch zehn junge Rebhühner zu Artilleristen gebildet, und mit Säbeln behangen. Er ließ sie in zwei Reihen gegen einander aufmarschieren, und ihre kleinen messingenen Kanonen selbst ziehen und richten. Aufs erste Kommando brannten die Rebhühner auf der rechten Seite ein Stückchen Birkenholz an einem kleinen Ofen an, und gaben hierauf muthig Feuer. Beim zweiten Kommando gaben die von der linken Seite ebenfalls Feuer aus ihren Kanonen, deren Abbrennen und Knall sie nicht im geringsten abschreckte. Auf ein anderes Zeichen fielen die kleinen Krieger auf die Seite nieder, und stellten sich todt; andere entflohen hinkend, und stellten sich, als ob sie verwundet wären. Der Befehlshaber ließ die Trommel rühren, und die todten und verwundeten Rebhühner erhoben sich plötzlich, und nichts war mehr von Todten zu sehen. Eines dieser Rebhühner, dem er den Namen Rosoletta gab, war ihm so ergeben und so geschickt, daß sie, wenn von seinen abgerichteten Vögeln etwa einer desertirte, diesem nachsetzte, und ihn mit Flügelschlägen wieder zurücktrieb.

Mit dieser kleinen Schauspielerbande zog nun Franzesko umher, und ließ ihre Künste für Geld sehen. Hin und wieder verkaufte er auch einige dieser kunstreichen Vögel an Liebhaber davon zu guten Preisen. Er verdiente sich auf diese Art ziemlich viel Geld, und sah sich dadurch in den Stand gesetzt, seiner Mutter und seinen Schwestern ein gemächliches Leben zu verschaffen.

Wie groß muß nicht das Vergnügen des kleinen Franzesko gewesen seyn, seine erfinderische Besorgniß für seine Angehörigen so schön belohnt zu sehen! Welch eine angenehme Empfindung muß bei ihm der Gedanken: Du bist Ernährer deiner Mutter und Schwestern! — erregt, und sein liebevolles Herz durchdrungen haben! Und welch ein überzeugendes Beispiel giebt er uns, daß keine Lage so verzweifelt, kein Stand so unglücklich sey, daß es einem betriebsamen, besorgten Menschen unmöglich wäre, seine und seiner Angehörigen Umstände zu verbessern.

Aber eben dieser Franzesko, der sonst so gut war, gibt uns auch ein trauriges Beispiel, wie leicht man durch Unvorsichtigkeit sich und Andere in das größte Unglück stürzen kann. Er liebte die Orongen, eine Gattung Schwämme, außerordentlich, und sammelte sich einst eine große Menge. Aber er wußte die guten nicht von den schlechten zu unterscheiden, und so kam es, daß er, nebst einer seiner Schwestern, ohne Hülfe nach wenigen Tagen starb. Der gefühlvolle Franzesko bezeigte über sein Schicksal nicht die geringste Bekümmerniß; was ihn aber am meisten quälte, war die Lage seiner Mutter, und daß er seine lieben Vögel verlassen mußte. „Mein Gott, wiederholte der Kleine von Zeit zu Zeit, wer wird nun meine gute Mutter und meine Schwester erhalten!“

Rührend war die Anhänglichkeit, die die kleinen Zöglinge gegen ihren scheidenden Lehrer bezeigten. Der größte Theil derselben flog um sein Bett; einige blieben ganz zusammengedrückt auf seinem Kopfkissen, die andern flogen mit einer gewissen Unruhe um seinen Kopf herum; einige pickten ihn mit ihren Schnäbeln, indem sie einen scharfen und schnellen Laut von sich gaben, und die meisten nahmen keine Nahrungsmittel

zu sich, so lange er krank war. Die kleine Rosoletta aber zeigte den heftigsten Schmerz; als man den Franzesko in den Sarg legte, flog sie schreiend um denselben, setzte sich endlich darauf, folgte dem Leichenzuge, und verließ den Kirchhof niemals, wo er begraben wurde, als um sich Speise und Trank zu suchen.

Soll eine solche Anhänglichkeit unvernünftiger Thiere uns nicht auf unsere weit größere Verbindlichkeit zur Dankbarkeit gegen unsere Aeltern, Lehrer und Erzieher aufmerksam machen?

2. Ein Mädchen, aus einem Dorfe in Schweden, diente in einer Stadt, weil es zu Hause wegen großer Armuth nicht leben konnte. Nun hörte es, daß seine Mutter sehr krank geworden sey, und es verließ sogleich seinen Dienst, eilte nach Hause, pflegte und wartete der guten Mutter, und ernährte sie mit seiner Hände Arbeit.

Einst ritt ein Herr durch das Dorf, er sah dieses Mädchen, das an einem Brunnen Wasser holte, und Weißzeug wusch. Es zeigte so viel Sittsamkeit in seinem Gesichte, und so viel Anstand in seinem Betragen, daß er es eine Zeit lang betrachtete. Endlich stieg er vom Pferde, trat näher zum Brunnen, und bat es um einen Trunk Wasser. Freundlich antwortete das Mädchen auf die Bitte des Fremden: „Gleich, mein Herr!“ reichte ihm einen Krug voll Wasser, wandte sich von ihm weg, und vollendete schleunig die Wäsche. Der Herr hielt noch immer den Krug in der Hand, und that, als wenn er sich nicht satt getrunken hätte.

„Ich bitte, sagte nun das Mädchen, daß Sie mir den Krug wieder geben. Ich muß eilen; meine Mutter braucht mich, und ich kann nicht geschwind genug bei ihr seyn.“

Sie hat also noch eine Mutter?

Ja, mein Herr, ich bin so glücklich, und sie hat auf der ganzen Erde nur mich zur Unterstützung.

Wo wohnt sie?

Dort unten; sehen Sie das Haus unterm Baume?

Das ist ja eine Hütte.

Eine Hütte? mein Herr, es ist unsere Wohnung.

Gut, mein Kind; ich will dich begleiten, deine Mutter kennen lernen. Die Mutter muß doch brav seyn, weil sie von ihrer Tochter herzlich geliebt wird.

O ja, ich liebe sie recht sehr. Wenn ich ihr nur recht viel Gutes erweisen könnte!

Der Herr führte sein Pferd hinter sich am Zügel nach, und kam mit dem Mädchen zur Wohnung. Schon außer der Hütte hörte er die Seufzer der Mutter. Die Tochter öffnete die Thüre. „Mutter, rief sie beim Eintritte, da ist ein Herr, dem ich einen Trunk Wasser gereicht habe; er will dich sehen.“

Gleich beim Anblicke der armseligen Hütte war der Herr gerührt: aber noch mehr war er es, als er ein altes, krankes Weib auf einem halbvermoderten Strohbette liegen sah. „Armes Weib, sagte er, ich bedauere euch!“

„Ach mein Herr! erwiederte die Kranke, mein Zustand ist so lange nicht bedauernswerth, als ich meine liebe Tochter habe, die ihn mir mit aller möglichen Sorgfalt zu erleichtern sucht. Sollten Sie es glauben, bald näht, bald spinnt, bald strickt sie für andere Leute, und Tag und Nacht arbeitet sie. Nur ihrer Anstrengung und fleißigen Wartung habe ich mein Leben zu verdanken. Gott segne meine gute Tochter, denn er ist ein Gott der Liebe!“ So sagte sie, und weinte laut.

„Brave Tochter, sprach der Herr, bleibe ja immer gut; folge deiner Mutter, und der Stimme deines unschuldigen Herzens. Höre nun. Willst du wohl nach Stockholm kommen? Ich will dich dort glücklich machen.“ (Stockholm ist die königliche Residenzstadt in Schweden.)

„Nach Stockholm? fragte das Mädchen, dort wohnt ja unser König.“

„Ja er wohnt dort.“

„Nein, mein Herr; meine Mutter verlasse ich nicht, wenn ich auch Königin werden könnte.“

„Du warst gewiß noch nie in einer Stadt.“

„O ja, ich habe schon einmal in einer Stadt gedient, aber da wurde es mir sauer.“

„Wie das?“

„Die Frau war sehr hartherzig, und es blieben ihr die Dienstmägde selten länger, als 8 Tage. Täglich mußte ich bis zehn oder eilf Uhr Nachts arbeiten, in jeder Woche alle Zimmer auf den Knieen ausfegen, und ungeachtet ich mir dadurch den Gliederschwamm zuzog, hatte sie doch kein Mitleid, und hieß mich eine lüderliche Person. Dies that mir wohl recht wehe; aber Gott zu lieb und meiner Mutter schwieg ich, und arbeitete fort. Ich mußte nicht nur alle Hausarbeiten verrichten, sondern auch so viele Gänge den Tag über machen, daß ich mit dem geringen Liedlohn nicht einmal den Schuster bezahlen konnte; und wenn ich nur eine Kleinigkeit versah, polterte sie den ganzen Tag oder schlug mich sogar. Die Frau hatte einen Sohn und eine Tochter. Sie betrugen sich aber so arg gegen mich, wie ihre Mutter. Darum hat das Dienstmädchen Kost und Lohn, sagten sie, wenn ich über ihren Uebermuth weinte. Ich beklagte mich deßwegen doch nie, und ob ich mich gleich selten satt essen konnte, blieb ich doch so lange in diesem harten Dienste, bis meine Mutter krank wurde, und mich zu ihr rief.“

„Schwer ist es, antwortete der Herr, sehr schwer, wenn sich der Dienstbote alles gefallen lassen soll. Möchten doch die Frauen bedenken, daß ihre Mägde so gut, als sie, Menschen sind; ist denn Gott nicht aller Menschen Vater? Thut eine Magd ihre Dienste treu und pünktlich, so hat sie gewiß so viel Werth, als eine Frau, die befiehlt, ißt und trinkt, Besuche macht, spazieren geht, und zur Noth die leichtesten Hausgeschäfte auf sich nimmt. Ohne Beihülfe der Dienstboten würden wir ja alle Haus- und Feldarbeiten allein verrichten müssen. Wie unartig steht erst das unzogene Wesen jungen Leuten, die noch nichts in unserer Welt sind, eine hohe Meinung von sich haben, und glauben, daß sie berechtiget seyen, arme Dienstboten grob behandeln zu dürfen! Kurz, ein braver Dienstbote verdient alle Achtung, und soll nie mit Arbeiten überladen werden. — Ich würde für deine Mutter gesorgt haben, wenn du schon nach Stockholm gegangen wärest. Weil du aber durchaus hier bleiben willst, so nimm diese Börse!“ —

„Ach mein Herr! So viel Geld. Mutter, darf ich es nehmen?“

„Mit gutem Gewissen, erwiederte der Herr, mit gutem Gewissen darfst du es nehmen.“

Sie nahm das Geld, und rief voll Freude: „O dieses Geld ist für meine Mutter!“ Dann gab sie es der Mutter hin. Die alte Frau wollte vom Strohlager aufstehen, und dem Herrn zu Füßen fallen. Er näherte sich ihrer Bettstätte, und zwang sie zu bleiben. „Es ist mir ein Vergnügen, sagte er, die drückende Lage, in die ihr ohne euere Schuld gerathen seyd, zu erleichtern. Ihr habt den gerechten Anspruch auf Unterstützung, und ich habe die Macht, euer Elend zu lindern. Du, gutes Mädchen, fahre fort, für deine Mutter zu sorgen. Eine liebevolle Mutter soll Kindern das edelste Kleinod auf Erde seyn. Sie war es; die deiner mit Liebe pflegte, dich mit Liebe unterrichtete, mit Liebe zur Tugend führte, und so lange mit Liebe leitete, bis du wurdest, was du jetzt bist. O Mädchen! kein Herz schlägt für ein Kind so zärtlich, als ein Mutterherz.“ —

Die Mutter hob ihre Hände gen Himmel, und voll Rührung stand die Tochter da. „Wir können aber nichts thun, stotterte das Mädchen, als für den guten Herrn beten“ — küßte ihm dann mit Ehrfurcht die Hand, und dankte mit derjenigen Schüchternheit, die dem weiblichen Geschlechte so schön steht.

„Das thut, meine Kinder, versetzte der Herr, lebet wohl!“ So schied er, und schwang sich auf sein Pferd.

Nach einer Viertelstunde verbreitete sich der Ruf, daß der König durch das Dorf geritten sey. Mutter und Tochter wurden bei dieser Nachricht unruhig; indessen war ihnen dies noch zweifelhaft. Allein, bekannt war es ihnen, daß der König, Gustav III., oft ganz allein in einem gewöhnlichen Reisekleide verschiedene Dörfer zu bereisen und sich um den Zustand seiner Unterthanen zu erkundigen pflege. Sie blieben nicht lange in der Ungewißheit; denn kaum war König Gustav in Stockholm angekommen, so setzte er für diese beiden Personen, um deren Namen und Verhältnisse er noch nähere

Erkundigungen eingezogen hatte, einen lebenslänglichen Gehalt aus, der nach dem Tode der Mutter auf die Tochter fallen sollte. So lohnte der König der Tochter kindliche Liebe. Wie wird sie aber auch ihr Gewissen mit dem schönen Bewußtseyn belohnt haben: die Freude und Stütze der alten, armen Mutter gewesen zu seyn! —

3) Ein junger Edelmann, welcher sich in der königlichen Kriegsschule zu Paris befand, begnügte sich seit mehreren Tagen, nur Suppe und trockenes Brod zu essen und Wasser zu trinken. Der Vorsteher des Hauses ahndete es an dem jungen Edelmanne, weil er glaubte, daß es übertriebene Andacht wäre. Das Kind fuhr demohngeachtet fort in seinem Betragen, ohne sein Geheimniß zu entdecken. Der Oberaufseher, dem dieses der Vorsteher des Hauses berichtete, ließ das Kind zu sich rufen, stellte ihm auf das sanfteste vor, wie nothwendig es sey, sich nach der Einrichtung und Ordnung des Hauses zu richten, und daß es unanständig sey, ein Sonderling seyn zu wollen. Da er sah, daß das Kind die Ursachen seines Betragens nicht entdecken wollte, sah er sich veranlaßt, ihm zu drohen, daß er, wenn er seine Lebensart nicht ändere, ihn nach Hause schicken müßte.

„Ach mein Herr! sagte der Knabe; Sie wollen die Ursache meines Betragens wissen; gedrungen eröffne ich sie. — In meinem väterlichen Hause aß ich schwarzes, und nur weniges Brod; wir hatten oft nichts dazu, als bloßes Wasser, womit wir das trockene Brod befeuchteten. Hier in diesem Hause, wo ich durch die Gnade des Königs bin, esse ich meine gute Suppe, gutes weißes Brod, und immer so viel, daß mein Hunger gestillt ist. Ich habe also gute Kost; und kann mich nicht entschließen, noch mehr zu essen, wenn ich mich in die Lage meiner Aeltern denke, welche hungern müssen.“

Der Oberaufseher und die Vorsteher weinten, als sie die Rede des edlen Kindes hörten, die ein liebevolles, empfindsames Herz bewies. „Liebes Kind, sprach der Oberaufseher, wenn dein Vater dem Staate und Könige gedient hat, hat er denn keinen Gnadengehalt?“ — „Nein, antwortete das Kind; ein ganzes Jahr suchte er um denselben an; der Mangel

an nöthigem Gelde zwang ihn, seinem weitern Ansuchen zu entsagen, und um sich zu Versailles nicht mit Schulden zu belasten, will er lieber zu Hause hungern.

„Gut, sagte hierauf der Oberaufseher; wenn dieses alles wahr ist, so verspreche ich deinem Vater einen jährlichen Gnadengehalt von 500 Livres. Und da deine Aeltern in so üblem Zustande sind, so haben sie dir vermuthlich nur wenig Taschengeld mitgegeben. Nimm daher diese drei Goldstücke an, die ich dir im Namen des Königs überreiche; was aber deinen Vater anbetrifft, werde ich ihm sogleich die Hälfte dieses Gnadengehaltes schicken, den ich sicher von dem König zu erhalten hoffe."

„Mein Herr! fragte der Knabe, wie können Sie ihm dieses Geld zuschicken?" Der Oberaufseher versicherte ihn, daß er hiezu schon Mittel und Wege finden werde. „Ach mein Herr! sprach der gute Knabe, da Sie so leicht das Geld an meinen Vater senden können, so legen Sie ihm auch diese drei Goldstücke bei, die Sie die Güte hatten, mir zu schenken. Ich habe hier Alles im Ueberflusse, und sie sind mir hier nicht nöthig, meinem Vater können sie aber für die andern Geschwister viele Dienste leisten."

Gerührt ob der treuen Liebe dieses guten Sohnes für seine Aeltern nahm der Oberaufseher sich desselben auch fernerhin mit Wohlwollen und Liebe an. Dieser gute Knabe hungerte, im Andenken an die Armuth seiner Aeltern. Wie viele beschämt er, die ihre Aeltern vergessen, wenn es ihnen wohl geht!

4. Groß ist die Gewalt der Liebe gegen die Aeltern; um diesen das Leben zu erhalten, gab sie manchem Kinde einen festen Muth, selbst bei körperlichen Mängeln.

In A— lebte ein Mädchen, wir wollen es Wilhelmine nennen, welches von sehr armen Aeltern geboren wurde, und nur eine Hand mit auf die Welt brachte. Doch durch Aufmunterung, Fleiß und Uebung lernte Wilhelmine in ihrem sechsten Jahre Seide winden, und half ihren Aeltern und Geschwistern den Unterhalt bis in ihr fünf und zwanzigstes Jahr verdienen. Da starb die Mutter, und die Tochter lebte nun

allein mit ihrem Vater; sie — war einhändig, er — ein Greis von ein und achtzig Jahren, und doch war keine Noth im Hause. Denn Wilhelmine arbeitete fleißig, und ihr Vater hatte Arbeit und Verdienst in einer Fabrik in der Stadt. Aber drei Jahre vor seinem Ende ward der Greis krank, und blieb es, so daß er unvermögend war, etwas zu verdienen. Sie arbeitete emsig fort, und willig verließ sie die Arbeit, wenn die Pflege des Vaters sie abrief. Er bekam seit seiner Krankheit ein bestimmtes Almosen; davon und von ihrem Verdienste kaufte das Mädchen Wein für den Kranken, und sie selbst trank Wasser; für den alten Vater kochte sie mit, — für sich ohne Butter. Er starb endlich, nachdem Wilhelmine lange mit der zärtlichsten Liebe ihn gepflegt hatte, und hinterließ ihr nichts, als ein schlechtes Bett. Dabei hatte sie freie Wohnung, und von ihrem Bruder das nöthige Holz; aber nähren und kleiden mußte sie sich von der Arbeit ihrer einen Hand. Das that sie dann gerne, und schämte sich zu betteln, weil sie arbeiten konnte. Denn sie vertraute von Jugend auf ihrem Gott, und hat auch erfahren, wie er sorgt für Jene, die ihn lieben. Er, der des Feldes Lilien kleidet, und die Vögel unter dem Himmel speiset, hat sie nie ohne Kleider und Nahrung gelassen. Auch wenn sie es nöthig hatte, ging sie nie zu ihren Bekannten, obgleich sie die gute Tochter liebten, sondern wartete, bis sie gerufen ward. Immer lebte sie fröhlich, immer dankbar gegen den großen Versorger. Auf unerwartete Art mußte sie manchmal seine liebevolle Fürsorge erfahren. Denn oft, und meistens, wenn die Noth groß war, brachte er sie, ohne ihr Zuthun, zu guten Menschen, an die sie selbst nie gedacht hatte.

Gott segnet Jene, die ihn lieben, und die Aeltern achten und wieder lieben.

5. Zärtliche Liebe gegen Aeltern spart fleißig, und bricht dem Munde manches ab, um die Aeltern erhalten oder erfreuen zu können.

Georg Friederich Händel war der Sohn eines Arztes zu Halle an der Saale. Aus eigenem Antriebe und ohne besondere Anweisung brachte er es schon in seinem siebenten

Jahre zu einer großen Fertigkeit auf dem Clavier. Er machte damals mit seinem Vater eine Reise nach Weißenfels, an das herzogliche Hoflager. Hier zog er durch sein Orgelspiel die Aufmerksamkeit des Herzogs auf sich, der ihn zufällig hörte, reichlich beschenkte, und durch dringende Vorstellungen den Vater, der den Sohn zum Rechtsgelehrten bestimmt hatte, bewog, ihn ganz der Musik zu widmen. Jetzt bekam er an Zachau, dem Organisten an der Domkirche zu Halle, einen geschickten Lehrer, und machte mit seinem Fleiße bewunderungswürdige Fortschritte. Im neunten Jahre fing er schon an, eine vollständige Kirchenmusik mit Stimmen und Instrumenten zu componiren. Von Stufe zu Stufe stieg er weiter, und erwarb sich durch seine Tondichtungen einen ausgebreiteten Ruf.

Aber er legte auch als Jüngling die schönsten Beweise des edelsten Herzens gegen seine unbemittelte Mutter, die frühzeitig Wittwe geworden war, an den Tag. Kaum war er sechszehn Jahre alt, als ihm sein Vater starb. Er befürchtete seiner Mutter zur Last zu fallen, und gab daher Unterweisung in der Musik, und nahm, um sich durchzubringen, eine Stelle im Orchester an. Seine Mutter schickte ihm einst eine Summe Geldes; allein er sendete sie unangegriffen wieder zurück, und legte sogar noch Etwas von dem bei, was er sich erspart hatte. Selbst in späterer Zeit war es seine Freude, der hochbetagten Mutter von seinem Ersparnisse mittheilen, und durch manches Geschenk sie erfreuen zu können.

Ein überaus schöner Zug seines vortrefflichen, liebevollen Herzens!

6. Um theuren, innig geliebten Eltern das Leben zu retten, hat kindliche Liebe schon zu solchen Erfindungen und Mitteln aufgefordert, die unsere Bewunderung verdienen. Höret daher, was die reine kindliche Liebe vermag.

Eine römische Dame, die eines Verbrechens überwiesen war, wurde dem Richter übergeben, um heimlich im Kerker erdrosselt zu werden. Der Richter fühlte Mitleid mit der Unglücklichen, und wollte sie lieber an Entkräftung sterben lassen, als eines gewaltsamen Todes. Selbst so mitleidig war

er, daß er der Tochter der Unglücklichen, welche Terentia hieß, und damals eben ein Kind säugte, erlaubte, ihre Mutter zu besuchen. Allein er hatte jederzeit die Vorsicht, sie allemal vorher genau zu untersuchen, aus Furcht, Terentia möchte ihrer Mutter Nahrungsmittel zubringen.

Es verflossen mehrere Tage, ohne daß die Mutter der jungen Terentia durch ein so langes Fasten merklich entkräftet schien. Erstaunt darüber, daß die Frau ihr Leben so lange erhalten könne, beobachtete der Richter sie genau an einem Orte, an welchem man ihn nicht bemerkte. Da sah er dann etwas, das sein Herz mit innigem Mitleide und mit hoher Achtung erfüllte. Terentia bot nämlich der Mutter ihre Brust, um auf diese Art ihr Leben zu fristen. Anders konnte die gute Tochter das Leben der Mutter nicht retten, da sie so sorgfältig durchsucht wurde. Von Bewunderung eines so schönen Zuges kindlicher Liebe erfüllt, eilte er auf der Stelle, die ganze Sache dem Obergerichte zu entdecken.

Dieses seltene Beispiel kindlicher Liebe machte auf die übrigen Richter und das Volk einen sehr großen Eindruck. Die Strafe wurde nicht nur der Mutter erlassen, sondern auch ihr und ihrer guten Tochter lebenslänglicher Unterhalt aus dem öffentlichen Schatze angewiesen. Um einer so schönen, bewunderungswürdigen Handlung alle Glaubwürdigkeit und Ausbreitung zu verschaffen, so wie auch, um alle Kinder zur thätigen Liebe gegen ihre Aeltern zu ermuntern, wurde das Gefängniß zerstört, und an dessen Stelle ein prächtiger Tempel erbaut, welcher die Aufschrift hatte: der kindlichen Tugend.

Euere Kraft den Aeltern leihen,
Wenn sie kraftlos sind und schwach,
Sie mit Trost und Hülf' erfreuen
Bei des Lebens Ungemach;
Dies ist Kindes Dank und Pflicht;
Kinder, dies vergesset nicht!

Wahre kindliche Liebe nimmt einen lebendigen Antheil an dem Schicksale der lieben Aeltern, und ist dieses unglücklich,

so sucht es dasselbe zu mildern und jede Leiden durch innige Theilnahme zu versüßen. Edle Kinderherzen schlugen einst theilnehmend an dem Schicksale ihrer Aeltern, und theilten dasselbe mit ihnen; sie fühlten eine hohe Freude daran, wenn sie bei ihren Aeltern seyn, ihre Leiden durch Liebe erleichtern konnten. Von solchen will ich euch nun erzählen.

1. In China lebte einst ein braver Jüngling, Namens Holien. Er war der Sohn einer armen Wittwe, die er in ihrem Alter mit der möglichsten Aufmerksamkeit pflegte, und recht treu liebte. Mit der Arbeit seiner Hände nährte er sich und die gute Mutter, und war fleißig vom frühen Morgen bis zum Abende, um sein Brod zu verdienen.

Einst lag er, ermüdet von der Arbeit und der Hitze des Tages, auf seiner Binsenmatte, und schlummerte sanft. Da hörte er ein Geräusch, und bemerkte beim Schimmer des Mondes, daß ein Räuber in sein Gemach gestiegen sey. Dieser bemerkte den Jüngling nicht. Hastig steckte der Räuber nun alles, was ihm gefiel, in seinen weiten Schnappsack. Holien rührte sich nicht auf seinem Lager, und blinzte die Augen zu. Nun streckte der Dieb seine freche Hand auch nach einem Topf von Siegelerde, der leer in einem Winkel stand. Da erhob sich Holien vom Lager, und rief mit flehender Geberde: „Laß, armer Mann, mir diesen Topf, damit ich morgen für meine gute Mutter kochen kann!“

Der Räuber erschrickt, bebt. Nach einigem Nachdenken sagte er: Schlaf ohne Sorgen, guter Sohn; solch einen Sohn will ich nicht bestehlen. Und er legte die Beute wieder, wischte eine Thräne vom Gesichte, und stahl seit jenem Abende nie wieder.

Kindliche Liebe und Theilnahme am Schicksale der Mutter gab diesem Sohne den Muth, um das Einzige, Letzte den Räuber zu bitten; diese kindliche Liebe hatte einen bösen Menschen gebessert.

2. Unter den Gräueln, welche während der französischen Revolution in vielen Menschen alles Gefühl erstickt zu haben schienen, wird das Auge des Menschenfreundes durch einzelne Züge von hoher Tugend und Aufopferung erheitert, die aus

den Schreckensscenen hervorleuchten, und den Glauben an die Würde der Menschheit aufs neue beleben. Besonders rührend sind so viele Züge von Liebe, Zärtlichkeit und treuer Anhänglichkeit an Aeltern, so wie besonders einer lebendigen Theilnahme an dem Schicksale derselben, wodurch sich Söhne und Töchter auszeichneten, und die Würde ihres Geschlechtes behaupteten; während viele Jünglinge und Mädchen, zur rohesten Wildheit entartet, alle heiligen Verbindungen der Natur und Gesellschaft höhnten, alle zärtern Verhältnisse vergaßen, sich an den schaudervollen Scenen weideten und sie sogar noch freudig unterstützten. Wie freundliche Sterne durch die schwarzen Wolken einer sturmbewegten Nacht schauen solche Bilder der Tugend aus den Schrecken der Revolution hervor.

Delleglace, ein Lyoner, sollte aus dem Gefängnisse seiner Vaterstadt in die Conciergerie, ein Staatsgefängniß und Festung, nach Paris transportirt werden. Seine Tochter, Julie, die seit seiner Gefangenschaft nicht einen Augenblick von seiner Seite gekommen war, beschloß, auch in das Staatsgefängniß ihren geliebten Vater zu begleiten. Mit aller kindlichen Zärtlichkeit flehte sie die Richter und Soldaten um ein Plätzchen auf dem Karren, der ihn fortbringen sollte. Die Partherzigen schlugen es ihr ab; aber was vermögen auch große Hindernisse gegen die Macht kindlicher Liebe! Ohne Rücksicht auf die Schwäche ihres zarten Körperbaues und die Furchtsamkeit ihres Geschlechtes zu nehmen, folgte Julie zu Fuß dem Karren, auf dem ihr Vater saß, und begleitete ihn auf der ganzen Reise von mehr als hundert französischen Meilen. Nur dann verließ sie ihren Vater, wenn sie bald einem Orte sich näherten, um daselbst ein paar Stunden vor ihm anzulangen, wo Halt gemacht oder das Nachtlager genommen werden sollte. Da war sie dann eifrig beschäftigt, ihm ein Essen zu bereiten oder eine Decke für ihn zu betteln, die ihm den Schlaf in dem Kerker, wo er eingesperrt wurde, bequemer machen könnte. So langte sie mit ihm vor der Pforte der Conciergerie an, wo ihr befohlen wurde, sich von ihm zu trennen. Lange dachte sie nach, wie es ihr wohl möglich werden könnte, wieder zu ihrem Vater zu kommen; und da es ihr

geglückt war, so manchen Kerkermeister zu gewinnen und nachgiebig zu machen, so verzweifelte sie nicht daran, auch die Richter zu erweichen. Drei Monate lang flehte sie alle Morgen ihre Gerechtigkeit und Menschlichkeit an, und endlich gelang es ihr, die Freiheit ihres Vaters zu erwirken. Wer könnte das Entzücken schildern, mit welchem diese tugendhafte Tochter ihrem Vater die frohe Nachricht brachte? Stolz und froh führte sie ihn in den Kreis seiner Familie zurück; unterwegs aber wurde sie von einer Krankheit in einem Gasthofe überfallen. Die zu große geistige und körperliche Anstrengung hatte ihre Kräfte erschöpft und verzehrt. Sie sollte die Früchte ihrer Liebe und Treue nicht mehr genießen; denn sie starb in den Armen ihres Vaters, an dessen Schicksale sie eine so lebendige Theilnahme hatte, und dessen Leben sie mit Aufopferung ihres eigenen rettete.

3. Bei der Belagerung von Chandernagore wurde auf dem Schiffe des Admirals Watsons der Hauptmann Speke und sein Sohn Wilhelm, kaum sechzehn Jahre alt, durch einen Schuß zugleich verwundet. Der Hauptmann, dessen Bein nur noch an der Haut hing, sprach zum Admiral: „In der That, mein Herr, ein grausamer Schuß, — so beide, Vater und Sohn, über den Haufen zu werfen!“ Des Admirals Herz war zu beklommen, als daß er hätte antworten können; er befahl nur, daß beide zu dem Wundarzte gebracht werden sollten. Der Hauptmann, den man zuerst besorgte, erzählte dem Arzte, der Ives hieß, wie gefährlich sein Wilhelm verwundet sey. Gleich darauf brachte man den wackern Jüngling. Er weinte heftig; aber nicht der Schmerzen wegen, die er erduldete, sondern um seines Vaters Willen, an dessen hartem Schicksal er innigen Antheil nahm und darob seiner Wunde fast vergaß. Da ihn der Wundarzt versicherte, die Wunde seines Vaters sey nicht tödlich, ward er wieder ruhig, wollte aber nicht eher angerührt werden, bis sein Vater verbunden wäre. Darauf wies er auf Einen hin, der mit ihm ein gleiches Schicksal gehabt hatte, und sprach zum Wundarzte: „Ich bitte Sie, mein Herr, verbinden Sie auch diesen armen Menschen zuerst, der hier neben mir so kläglich seufzt.“ So viele Liebe und Selbstverläugnung hatte dieser Jüngling. Der Wundarzt sagte ihm, daß dieser Mann

die nöthige Hilfe ſchon erhalten hätte, und bat ihn ſodann, ihm zu erlauben, ſeine Wunde zu unterſuchen. Wilhelm ließ es ſich gefallen, und ſprach mit großer Gelaſſenheit: «Mein Herr, ich beſorge, Sie werden über dem Gelenke das Bein abnehmen müſſen.» — «Es wird dies wohl geſchehen müſſen, mein Beſter,» — erwiederte der Wundarzt. Darauf ſchlug Wilhelm ſeine Hände zuſammen, und ſprach mit zum Himmel gewandten Augen die kurze, aber innige Bitte aus: «Guter Gott, gib mir Stärke, mich in meinen jetzigen Umſtänden als ein würdiger Sohn meines Vaters zu betragen!» — Hierauf ſagte er Herrn Ives: daß er nun ganz bereit ſey. Dieſer verrichtete die ſchmerzvolle Operation ob dem Gelenke des Knies, und während der ganzen Zeit entfuhr dem unerſchrockenen Jüngling weder ein Wort, noch ein Seufzer der Klage. Was der Vater in jenen Augenblicken litt, läßt ſich leichter empfinden, als beſchreiben; aber wie heftig auch immer ſein Schmerz war, ſo waren doch Thränen allein die einzige Aeußerung deſſelben. Beide wurden nach Kalekut gebracht, der Vater in das Haus ſeines Schwagers, der Sohn zu Herrn Ives in das Lazareth. Dieſer tröſtete in der erſten Woche beide, und brachte immer gute Nachrichten von dem einen zum andern; aber leider wurde der Zuſtand des guten Jünglings immer mißlicher. Der Hauptmann merkte an den Mienen des Wundarztes, daß Gefahr vorhanden ſey, und um die Betrübniß deſſelben nicht zu vermehren, ſprach er nur ſelten von ſeinem Sohne. Einſt fragte er ihn: «Was glauben Sie, mein Herr, wie lange wird mein Sohn Wilhelm noch in dieſem ungewiſſen Zuſtande bleiben?» — Ives antwortete: «Ich würde die beſte Hoffnung von ſeiner Geneſung haben, wenn er den fünfzehnten Tag nach der Operation erleben ſollte.» — Allein am dreizehnten Tage ſtarb Wilhelm, und am ſechszehnten ſah ihm der Hauptmann ſteif ins Geſicht, und fragte: «Nun, Ives, wie ſteht es mit meinem Jungen?» Da er aus ſeinem Stillſchweigen die traurige Nachricht las, that er einen wehmuthvollen Schrei, drückte ihm feſt die Hand, und bat denſelben, ihn auf eine halbe Stunde allein zu laſſen.

Als Ives zurückkam, fand er den Hauptmann vollkommen heiter und ruhig.

Der vortreffliche Jüngling war den Abend vor seinem Tode in einem bestimmungslosen Zustande gewesen; um zwei Uhr Morgens sandte er dem Herrn Ives einen Zettel, worauf er mit Bleistift folgendes geschrieben hatte: „Sie werden sich meine Beklemmung leicht vorstellen können, da ich sterben soll, und nicht weiß, wie es mit meinem lieben Vater steht; lassen es ihre Geschäfte zu, so beehren Sie mich mit einer Antwort, auf welche der Ueberbringer dieses warten soll.“ Augenblicklich ging Herr Ives selbst zu ihm, und Wilhelm hatte noch Besinnung genug, um ihn zu kennen. Sein erstes Wort war: „Ist er todt?“ — Mit Freude erwiederte ihm der Arzt, daß der Vater in keiner Gefahr stehe, sondern bald gänzlich werde hergestellt seyn. „So danke ich Gott, sprach Wilhelm, ich bin nun muthig, und bereit zu sterben.“ Es kostete den guten Jüngling viele Mühe zu reden, doch verstand ihn der Arzt jedes Wort, das er sprach. Er bat ihn noch, ihm zu verzeihen, daß er ihn so früh beunruhiget hätte, und ehe die Sonne untergangen war, gab er seinen Geist auf.

Welch eine edle gefühlvolle Theilnahme an dem Schicksale seines Vaters bezeigte dieser Sohn bis in seinen Tod!

4. Bei dem Ausbruche der französischen Revolution und noch lange nachher war Niemand in Frankreich seines Lebens mehr sicher. Eine Anzahl Tyrannen hatte die oberste Gewalt an sich gerissen, und ein einziges unüberlegtes Wort, ein Brief oder ein anderes Papier, in unrechte Hände gekommen, kostete Vielen, die nichts Arges dabei dachten, das Leben.

Einer dieser Unglücklichen war auch der berühmte französische Dichter Cazotte, damals schon ein sehr alter Mann, der zu Pierrey in der Champagne (Schampain) sehr eingezogen im Kreise seiner Familie lebte. Er war, so wie viele tausend Andere, unzufrieden mit der Revolution; doch suchte er durch nichts ihren Fortgang zu hindern, sondern verhielt sich ganz ruhig, nur führte er einen Briefwechsel mit dem königlichen Sekretär Ponteau (Ponto), worin er freilich der neuen Ordnung der Dinge keine Lobrede hielt. Diese Briefe waren sein

Verderben; denn Ponteau wurde verhaftet, und als man dessen Papiere untersuchte, fanden sich auch dabei mehrere Briefe von Cazotte, worunter einige von seiner Hand, andere aber blos von ihm dictirt, und von seiner Tochter geschrieben waren. Elisabeth hieß jenes vortreffliche Mädchen, und war damals neunzehn Jahre alt, sehr schön, voller Anmuth und ein Muster der kindlichen Liebe.

Am achtzehnten August 1792 wurde Cazotte's Haus von einem Haufen Bewaffneter umgeben. Ihr Anführer, ein alter Freund des Angeklagten, fand die Familie beim Mittagessen, wozu auch er herzlich eingeladen wurde. Der Freund aber, statt sich in den harmlosen Kreis zu setzen, zeigte mit weinenden Augen den Verhaftungsbefehl vor. Der Schmerz überwältigte seine Standhaftigkeit; er fiel in Ohnmacht. Vater und Tochter wurden nun nach Epernai ins Gefängniß gebracht, und bald darauf erschien der Befehl, sie nach Paris abzuliefern.

Der Präsident des Distrikts von Epernai hatte ehmals das liebenswürdige Mädchen, Elisabeth, zur Gattin gewünscht, und um ihre Hand angehalten; sie war ihm aber verweigert worden. Nun zeigte sich für diesen Nichtswürdigen eine erwünschte Gelegenheit zur Rache. Er befahl, die beiden Gefangenen auf einen Karren zu setzen, und sie so, aus einem Gefängniß ins andere, nach Paris zu bringen.

Der alte Freund, welcher Vigneux (Winjö) hieß, und die beiden Unglücklichen hatte verhaften müssen, zitterte bei der Gefahr, welcher Vater und Tochter unterwegs ausgesetzt waren; er nahm daher eine Postkutsche und begleitete sie nach Paris. Diese Vorsicht rettete das Leben der Gefangenen in mehreren Städten, wo der wüthende Pöbel, dem sie als Volksfeinde waren geschildert worden, durchaus ihren Tod verlangte.

Nach ihrer Ankunft wurden sie in einen Kerker gebracht, wo sich schon eine Menge anderer Gefangener befand, und wo diese Unglücklichen kein anderes Lager hatten, als den harten, feuchten Fußboden. Cazotte und Elisabeth blieben hier aber nur achtundvierzig Stunden, nach welcher Zeit sie zum Verhör kamen, und sodann nach einem andern Gefängniß, der sogenannten Abtei, gebracht wurden. Die schöne Elisabeth, die liebenswürdige

Tochter, wurde bald wieder freigesprochen. Doch ohne ihren Vater hatte die Freiheit für sie keinen Werth; sie wollte daher das Gefängniß nicht verlassen, und bat so dringend, man möchte sie nicht von ihm trennen, daß man ihr endlich das Gesuch gewährte.

Nun fingen die schrecklichen Septemberscenen an, bei welchen die Gefangenen in den Gefängnissen, ohne Unterschied, als Feinde des Volks zu Tausenden niedergemacht wurden. Man nahm sich nicht Zeit, sie zu verhören; man fragte sie nicht, warum sie gefangen säßen, und noch weniger, ob ihre Verbrechen gegründet wären: sondern man begnügte sich, ihre Namen abzulesen und sie den Mördern Preis zu geben, die rottenweis vor den Thüren der Gefängnisse standen, und mit Picken, Säbeln, Bajonetten und andern Mordinstrumenten ihrer warteten, um sie zu tödten. Unter diesen Unmenschen zeichneten sich, als die grimmigsten, ein Schwarm Marseiller aus, die nach Paris gekommen; doch befand sich unter ihnen auch noch manches menschliche und gefühlvolle Herz. Diese Fremdlinge ließen sich zum Theil schon vor den zur Niedermezlung bestimmten Tagen in die Gefängnisse einführen, um die Gefangenen kennen zu lernen. Und hier gelang es unserer Elisabeth, durch ihre Zärtlichkeit gegen den alten Vater, durch ihre Gestalt und ihre einnehmenden Reden, einige dieser Menschen zu gewinnen. Sie versprachen ihr, den geliebten Vater zu schützen. Er wurde am zweiten September vor das Gericht geführt, das die Mörder selbst errichtet hatten. Auch nicht der geringste für ihn günstige Umstand zeigte sich. Sein Todesurtheil war gesprochen. — Schon waren die Schwerter gezückt, ihn zu morden, als die Tochter sich an den Hals des Greises warf, ihre eigene Brust den Mördern hinhielt, und denselben zurief: „Mir erst müßt ihr das Herz durchbohren, ehe ihr meinen Vater mordet!“ — Man hielt ein. Die Marseiller erkannten das edle Mädchen, und riefen Gnade, ein Ausruf, der von allen Seiten wiederholt wurde. Von Freude außer sich, vergaß Elisabeth, daß sie Mörder vor sich hatte, die von Blut trieften; sie sah nur in ihnen die Retter ihres Vaters, und umarmte die schrecklichen Menschen. Sie führte, selbst vom Blute besudelt, ihren Vater

triumphirend nach Hause. Ihre Tugend, ihr Muth, ihre Schönheit, und vor allem ihre außerordentliche kindliche Liebe und Treue machten einen solchen Eindruck auf die Zuschauer, und selbst auf die Mörder, daß Vater und Tochter jauchzend vom Volke umringt wurden. Man rief ihnen zu: „Nennt uns euere Feinde, wir wollen euch rächen!“ Der Greis aber lächelte, und sagte: wie sollte ich Feinde haben; ich habe ja Niemanden etwas zu Leide gethan.

Aber leider war hiemit noch nicht alles zu Ende. Es befand sich damals zu Paris ein mächtiger und rachsüchtiger Mann, der Maire (Mär) Pethion, dessen Cazotte in seinen Briefen nicht sehr ehrenvoll gedacht hatte. Er ergrimmte daher, als er hörte, daß die Marseiller den Greisen verschont hätten, und auch die Jakobiner, die wüthenden Volksfreunde, bezeigten laut ihre Unzufriedenheit. Cazotte's Freunde zitterten für ihn, und wollten ihn heimlich aus Paris entfernen; allein er wollte davon nichts hören, und behauptete, es würde eine Schande für ihn seyn, in seinem hohen Alter noch zu flüchten. Ach! hätte er doch den Rath treuer Freunde befolgt, die besser, als er, wußten, unter was für Ungeheuern er lebte.

Neun Tage nach seiner Freilassung erschien bei ihm ein Soldat mit einem von Pethion unterzeichneten Verhaftungsbefehl. Der Mensch sagte, er hätte einen Miethkutscher bei sich, und er wolle ihn nach der Municipalität, zum Stadtrathe, führen. Die gute Tochter setzte sich zu dem Vater in den Wagen, so ungern es auch der bewaffnete Gefangenwärter gestattete. Allein der Kutscher fuhr nicht nach dem Stadtrathe, sondern nach der Conciergerie, einem damaligen Criminal-Gefängniß. Cazotte wurde in einen Kerker gebracht, der Tochter aber durchaus der Eingang verweigert. Sie eilte nach dem Gemeindehause, zum Minister des Innern. Ihr Jammern, ihre Reize, ihr Flehen verschafften ihr endlich die Erlaubniß, den Vater im Gefängnisse pflegen zu dürfen, eine Pflicht, welche die gute Tochter treulich und mit Freuden erfüllte. Standhaft sah der Greis seinem Tode entgegen. Er tröstete die zärtliche Tochter, bat sie, sich für ihre Mutter zu schonen und bei seinen Freunden sein Andenken zu erhalten. Bald nachher erfolgte sein Verhör,

Jahre zu einer großen Fertigkeit auf dem Clavier. Er machte damals mit seinem Vater eine Reise nach Weißenfels, an das herzogliche Hoflager. Hier zog er durch sein Orgelspiel die Aufmerksamkeit des Herzogs auf sich, der ihn zufällig hörte, reichlich beschenkte, und durch dringende Vorstellungen den Vater, der den Sohn zum Rechtsgelehrten bestimmt hatte, bewog, ihn ganz der Musik zu widmen. Jetzt bekam er an Zachau, dem Organisten an der Domkirche zu Halle, einen geschickten Lehrer, und machte mit seinem Fleiße bewunderungswürdige Fortschritte. Im neunten Jahre fing er schon an, eine vollständige Kirchenmusik mit Stimmen und Instrumenten zu componiren. Von Stufe zu Stufe stieg er weiter, und erwarb sich durch seine Tondichtungen einen ausgebreiteten Ruf.

Aber er legte auch als Jüngling die schönsten Beweise des edelsten Herzens gegen seine unbemittelte Mutter, die frühzeitig Wittwe geworden war, an den Tag. Kaum war er sechszehn Jahre alt, als ihm sein Vater starb. Er befürchtete seiner Mutter zur Last zu fallen, und gab daher Unterweisung in der Musik, und nahm, um sich durchzubringen, eine Stelle im Orchester an. Seine Mutter schickte ihm einst eine Summe Geldes; allein er sendete sie unangegriffen wieder zurück, und legte sogar noch Etwas von dem bei, was er sich erspart hatte. Selbst in späterer Zeit war es seine Freude, der hochbetagten Mutter von seinem Ersparniße mittheilen, und durch manches Geschenk sie erfreuen zu können.

Ein überaus schöner Zug seines vortrefflichen, liebevollen Herzens!

6. Um theuren, innig geliebten Eltern das Leben zu retten, hat kindliche Liebe schon zu solchen Erfindungen und Mitteln aufgefordert, die unsere Bewunderung verdienen. Höret daher, was die reine kindliche Liebe vermag.

Eine römische Dame, die eines Verbrechens überwiesen war, wurde dem Richter übergeben, um heimlich im Kerker erdrosselt zu werden. Der Richter fühlte Mitleid mit der Unglücklichen, und wollte sie lieber an Entkräftung sterben lassen, als eines gewaltsamen Todes. Selbst so mitleidig war

er, daß er der Tochter der Unglücklichen, welche Terentia hieß, und damals eben ein Kind säugte, erlaubte, ihre Mutter zu besuchen. Allein er hatte jederzeit die Vorsicht, sie allemal vorher genau zu untersuchen, aus Furcht, Terentia möchte ihrer Mutter Nahrungsmittel zubringen.

Es verflossen mehrere Tage, ohne daß die Mutter der jungen Terentia durch ein so langes Fasten merklich entkräftet schien. Erstaunt darüber, daß die Frau ihr Leben so lange erhalten könne, beobachtete der Richter sie genau an einem Orte, an welchem man ihn nicht bemerkte. Da sah er dann etwas, das sein Herz mit innigem Mitleide und mit hoher Achtung erfüllte. Terentia bot nämlich der Mutter ihre Brust, um auf diese Art ihr Leben zu fristen. Anders konnte die gute Tochter das Leben der Mutter nicht retten, da sie so sorgfältig durchsucht wurde. Von Bewunderung eines so schönen Zuges kindlicher Liebe erfüllt, eilte er auf der Stelle, die ganze Sache dem Obergerichte zu entdecken.

Dieses seltene Beispiel kindlicher Liebe machte auf die übrigen Richter und das Volk einen sehr großen Eindruck. Die Strafe wurde nicht nur der Mutter erlassen, sondern auch ihr und ihrer guten Tochter lebenslänglicher Unterhalt aus dem öffentlichen Schatze angewiesen. Um einer so schönen, bewundernswürdigen Handlung alle Glaubwürdigkeit und Ausbreitung zu verschaffen, so wie auch, um alle Kinder zur thätigen Liebe gegen ihre Aeltern zu ermuntern, wurde das Gefängniß zerstört, und an dessen Stelle ein prächtiger Tempel erbaut, welcher die Aufschrift hatte: der kindlichen Tugend.

Euere Kraft den Aeltern leihen,
Wenn sie kraftlos sind und schwach,
Sie mit Trost und Hülf' erfreuen
Bei des Lebens Ungemach;
Dies ist Kindes Dank und Pflicht;
Kinder, dies vergesset nicht!

Wahre kindliche Liebe nimmt einen lebendigen Antheil an dem Schicksale der lieben Aeltern, und ist dieses unglücklich,

so sucht es dasselbe zu mildern und jede Leiden durch innige Theilnahme zu versüßen. Edle Kinderherzen schlugen einst theilnehmend an dem Schicksale ihrer Aeltern, und theilten dasselbe mit ihnen; sie fühlten eine hohe Freude daran, wenn sie bei ihren Aeltern seyn, ihre Leiden durch Liebe erleichtern konnten. Von solchen will ich euch nun erzählen.

1. In China lebte einst ein braver Jüngling, Namens Hoüen. Er war der Sohn einer armen Wittwe, die er in ihrem Alter mit der möglichsten Aufmerksamkeit pflegte, und recht treu liebte. Mit der Arbeit seiner Hände nährte er sich und die gute Mutter, und war fleißig vom frühen Morgen bis zum Abende, um sein Brod zu verdienen.

Einst lag er, ermüdet von der Arbeit und der Hitze des Tages, auf seiner Binsenmatte, und schlummerte sanft. Da hörte er ein Geräusch, und bemerkte beim Schimmer des Mondes, daß ein Räuber in sein Gemach gestiegen sey. Dieser bemerkte den Jüngling nicht. Hastig steckte der Räuber nun alles, was ihm gefiel, in seinen weiten Schnappsack. Hoüen rührte sich nicht auf seinem Lager, und blinzte die Augen zu. Nun streckte der Dieb seine freche Hand auch nach einem Topf von Siegelerde, der leer in einem Winkel stand. Da erhob sich Hoüen vom Lager, und rief mit flehender Geberde: „Laß, armer Mann, mir diesen Topf, damit ich morgen für meine gute Mutter kochen kann!“

Der Räuber erschrickt, bebt. Nach einigem Nachdenken sagte er: Schlaf ohne Sorgen, guter Sohn; solch einem Sohn will ich nicht bestehlen. Und er legte die Beute wieder, wischte eine Thräne vom Gesichte, und stahl seit jenem Abende nie wieder.

Kindliche Liebe und Theilnahme am Schicksale der Mutter gab diesem Sohne den Muth, um das Einzige, Letzte den Räuber zu bitten; diese kindliche Liebe hatte einen bösen Menschen gebessert.

2. Unter den Gräueln, welche während der französischen Revolution in vielen Menschen alles Gefühl erstickt zu haben schienen, wird das Auge des Menschenfreundes durch einzelne Züge von hoher Tugend und Aufopferung erheitert, die aus

den Schreckensscenen hervorleuchten, und den Glauben an die Würde der Menschheit aufs neue beleben. Besonders rührend sind so viele Züge von Liebe, Zärtlichkeit und treuer Anhänglichkeit an Aeltern, so wie besonders einer lebendigen Theilnahme an dem Schicksale derselben, wodurch sich Söhne und Töchter auszeichneten, und die Würde ihres Geschlechtes behaupteten; während viele Jünglinge und Mädchen, zur rohesten Wildheit entartet, alle heiligen Verbindungen der Natur und Gesellschaft höhnten, alle zärtern Verhältnisse vergaßen, sich an den schaudervollen Scenen weideten und sie sogar noch freudig unterstützten. Wie freundliche Sterne durch die schwarzen Wolken einer sturmbewegten Nacht schauen solche Bilder der Tugend aus den Schrecken der Revolution hervor.

Delleglace, ein Lyoner, sollte aus dem Gefängnisse seiner Vaterstadt in die Conciergerie, ein Staatsgefängniß und Festung, nach Paris transportirt werden. Seine Tochter, Julie, die seit seiner Gefangenschaft nicht einen Augenblick von seiner Seite gekommen war, beschloß, auch in das Staatsgefängniß ihren geliebten Vater zu begleiten. Mit aller kindlichen Zärtlichkeit flehte sie die Richter und Soldaten um ein Plätzchen auf dem Karren, der ihn fortbringen sollte. Die Hartherzigen schlugen es ihr ab; aber was vermögen auch große Hindernisse gegen die Macht kindlicher Liebe! Ohne Rücksicht auf die Schwäche ihres zarten Körperbaues und die Furchtsamkeit ihres Geschlechtes zu nehmen, folgte Julie zu Fuß dem Karren, auf dem ihr Vater saß, und begleitete ihn auf der ganzen Reise von mehr als hundert französischen Meilen. Nur dann verließ sie ihren Vater, wenn sie bald einem Orte sich näherten, um daselbst ein paar Stunden vor ihm anzulangen, wo Halt gemacht oder das Nachtlager genommen werden sollte. Da war sie dann eifrig beschäftigt, ihm ein Essen zu bereiten oder eine Decke für ihn zu betteln, die ihm den Schlaf in dem Kerker, wo er eingesperrt wurde, bequemer machen könnte. So langte sie mit ihm vor der Pforte der Conciergerie an, wo ihr befohlen wurde, sich von ihm zu trennen. Lange dachte sie nach, wie es ihr wohl möglich werden könnte, wieder zu ihrem Vater zu kommen; und da es ihr

geglückt war, so manchen Kerkermeister zu gewinnen und nachgiebig zu machen, so verzweifelte sie nicht daran, auch die Richter zu erweichen. Drei Monate lang flehte sie alle Morgen ihre Gerechtigkeit und Menschlichkeit an, und endlich gelang es ihr, die Freiheit ihres Vaters zu erwirken. Wer könnte das Entzücken schildern, mit welchem diese tugendhafte Tochter ihrem Vater die frohe Nachricht brachte? Stolz und froh führte sie ihn in den Kreis seiner Familie zurück; unterwegs aber wurde sie von einer Krankheit in einem Gasthofe überfallen. Die zu große geistige und körperliche Anstrengung hatte ihre Kräfte erschöpft und verzehrt. Sie sollte die Früchte ihrer Liebe und Treue nicht mehr genießen; denn sie starb in den Armen ihres Vaters, an dessen Schicksale sie eine so lebendige Theilnahme hatte, und dessen Leben sie mit Aufopferung ihres eigenen rettete.

3. Bei der Belagerung von Chandernagore wurde auf dem Schiffe des Admirals Watsons der Hauptmann Speke und sein Sohn Wilhelm, kaum sechzehn Jahre alt, durch einen Schuß zugleich verwundet. Der Hauptmann, dessen Bein nur noch an der Haut hing, sprach zum Admiral: „In der That, mein Herr, ein grausamer Schuß, — so beide, Vater und Sohn, über den Haufen zu werfen!“ Des Admirals Herz war zu beklommen, als daß er hätte antworten können; er befahl nur, daß beide zu dem Wundarzte gebracht werden sollten. Der Hauptmann, den man zuerst besorgte, erzählte dem Arzte, der Joes hieß, wie gefährlich sein Wilhelm verwundet sey. Gleich darauf brachte man den wackern Jüngling. Er weinte heftig; aber nicht der Schmerzen wegen, die er erduldete, sondern um seines Vaters Willen, an dessen hartem Schicksal er innigen Antheil nahm und darob seiner Wunde fast vergaß. Da ihn der Wundarzt versicherte, die Wunde seines Vaters sey nicht tödlich, ward er wieder ruhig, wollte aber nicht eher angerührt werden, bis sein Vater verbunden wäre. Darauf wies er auf Einen hin, der mit ihm ein gleiches Schicksal gehabt hatte, und sprach zum Wundarzte: „Ich bitte Sie, mein Herr, verbinden Sie auch diesen armen Menschen zuerst, der hier neben mir so kläglich seufzt.“ So viele Liebe und Selbstverläugnung hatte dieser Jüngling. Der Wundarzt sagte ihm, daß dieser Mann

die nöthige Hülfe schon erhalten hätte, und bat ihn sodann, ihm zu erlauben, seine Wunde zu untersuchen. Wilhelm ließ es sich gefallen, und sprach mit großer Gelassenheit: «Mein Herr, ich besorge, Sie werden über dem Gelenke das Bein abnehmen müssen.» — «Es wird dies wohl geschehen müssen, mein Bester,» — erwiederte der Wundarzt. Darauf schlug Wilhelm seine Hände zusammen, und sprach mit zum Himmel gewandten Augen die kurze, aber innige Bitte aus: «Guter Gott, gib mir Stärke, mich in meinen jetzigen Umständen als ein würdiger Sohn meines Vaters zu betragen!» — Hierauf sagte er Herrn Joes: daß er nun ganz bereit sey. Dieser verrichtete die schmerzvolle Operation ob dem Gelenke des Knies, und während der ganzen Zeit entfuhr dem unerschrockenen Jüngling weder ein Wort, noch ein Seufzer der Klage. Was der Vater in jenen Augenblicken litt, läßt sich leichter empfinden, als beschreiben; aber wie heftig auch immer sein Schmerz war, so waren doch Thränen allein die einzige Aeußerung desselben. Beide wurden nach Kalekut gebracht, der Vater in das Haus seines Schwagers, der Sohn zu Herrn Joes in das Lazareth. Dieser tröstete in der ersten Woche beide, und brachte immer gute Nachrichten von dem einen zum andern; aber leider wurde der Zustand des guten Jünglings immer mißlicher. Der Hauptmann merkte an den Mienen des Wundarztes, daß Gefahr vorhanden sey, und um die Betrübniß desselben nicht zu vermehren, sprach er nur selten von seinem Sohne. Einst fragte er ihn: «Was glauben Sie, mein Herr, wie lange wird mein Sohn Wilhelm noch in diesem ungewissen Zustande bleiben?» — Joes antwortete: «Ich würde die beste Hoffnung von seiner Genesung haben, wenn er den fünfzehnten Tag nach der Operation erleben sollte.» — Allein am dreizehnten Tage starb Wilhelm, und am sechszehnten sah ihm der Hauptmann steif ins Gesicht, und fragte: «Nun, Joes, wie steht es mit meinem Jungen?» Da er aus seinem Stillschweigen die traurige Nachricht las, that er einen wehmuthvollen Schrei, drückte ihm fest die Hand, und bat denselben, ihn auf eine halbe Stunde allein zu lassen.

Als Ives zurückkam, fand er den Hauptmann vollkommen heiter und ruhig.

Der vortreffliche Jüngling war den Abend vor seinem Tode in einem bestimmungslosen Zustande gewesen; um zwei Uhr Morgens sandte er dem Herrn Ives einen Zettel, worauf er mit Bleistift folgendes geschrieben hatte: „Sie werden sich meine Beklemmung leicht vorstellen können, da ich sterben soll, und nicht weiß, wie es mit meinem lieben Vater steht; lassen es ihre Geschäfte zu, so beehren Sie mich mit einer Antwort, auf welche der Ueberbringer dieses warten soll.“ Augenblicklich ging Herr Ives selbst zu ihm, und Wilhelm hatte noch Besinnung genug, um ihn zu kennen. Sein erstes Wort war: „Ist er todt?“ — Mit Freude erwiederte ihm der Arzt, daß der Vater in keiner Gefahr stehe, sondern bald gänzlich werde hergestellt seyn. „So danke ich Gott, sprach Wilhelm, ich bin nun muthig, und bereit zu sterben.“ Es kostete den guten Jüngling viele Mühe zu reden, doch verstand ihn der Arzt jedes Wort, das er sprach. Er bat ihn noch, ihm zu verzeihen, daß er ihn so früh beunruhiget hätte, und ehe die Sonne untergangen war, gab er seinen Geist auf.

Welch eine edle gefühlvolle Theilnahme an dem Schicksale seines Vaters bezeigte dieser Sohn bis in seinen Tod!

4. Bei dem Ausbruche der französischen Revolution und noch lange nachher war Niemand in Frankreich seines Lebens mehr sicher. Eine Anzahl Tyrannen hatte die oberste Gewalt an sich gerissen, und ein einziges unüberlegtes Wort, ein Brief oder ein anderes Papier, in unrechte Hände gekommen, kostete Vielen, die nichts Arges dabei dachten, das Leben.

Einer dieser Unglücklichen war auch der berühmte französische Dichter Cazotte, damals schon ein sehr alter Mann, der zu Pierrey in der Champagne (Schampain) sehr eingezogen im Kreise seiner Familie lebte. Er war, so wie viele tausend Andere, unzufrieden mit der Revolution; doch suchte er durch nichts ihren Fortgang zu hindern, sondern verhielt sich ganz ruhig, nur führte er einen Briefwechsel mit dem königlichen Sekretär Pontean (Pontv), worin er freilich der neuen Ordnung der Dinge keine Lobrede hielt. Diese Briefe waren sein

Verderben; denn Ponteau wurde verhaftet, und als man dessen Papiere untersuchte, fanden sich auch dabei mehrere Briefe von Cazotte, worunter einige von seiner Hand, andere aber blos von ihm dictirt, und von seiner Tochter geschrieben waren. Elisabeth hieß jenes vortreffliche Mädchen, und war damals neunzehn Jahre alt, sehr schön, voller Anmuth und ein Muster der kindlichen Liebe.

Am achtzehnten August 1792 wurde Cazotte's Haus von einem Haufen Bewaffneter umgeben. Ihr Anführer, ein alter Freund des Angeklagten, fand die Familie beim Mittagessen, wozu auch er herzlich eingeladen wurde. Der Freund aber, statt sich in den harmlosen Kreis zu setzen, zeigte mit weinenden Augen den Verhaftungsbefehl vor. Der Schmerz überwältigte seine Standhaftigkeit; er fiel in Ohnmacht. Vater und Tochter wurden nun nach Epernai ins Gefängniß gebracht, und bald darauf erschien der Befehl, sie nach Paris abzuliefern.

Der Präsident des Distrikts von Epernai hatte ehmals das liebenswürdige Mädchen, Elisabeth, zur Gattin gewünscht, und um ihre Hand angehalten; sie war ihm aber verweigert worden. Nun zeigte sich für diesen Nichtswürdigen eine erwünschte Gelegenheit zur Rache. Er befahl, die beiden Gefangenen auf einen Karren zu setzen, und sie so, aus einem Gefängniß ins andere, nach Paris zu bringen.

Der alte Freund, welcher Vigneux (Winjö) hieß, und die beiden Unglücklichen hatte verhaften müssen, zitterte bei der Gefahr, welcher Vater und Tochter unterwegs ausgesetzt waren; er nahm daher eine Postkutsche und begleitete sie nach Paris. Diese Vorsicht rettete das Leben der Gefangenen in mehreren Städten, wo der wüthende Pöbel, dem sie als Volksfeinde waren geschildert worden, durchaus ihren Tod verlangte.

Nach ihrer Ankunft wurden sie in einen Kerker gebracht, wo sich schon eine Menge anderer Gefangener befand, und wo diese Unglücklichen kein anderes Lager hatten, als den harten, feuchten Fußboden. Cazotte und Elisabeth blieben hier aber nur achtundvierzig Stunden, nach welcher Zeit sie zum Verhör kamen, und sodann nach einem andern Gefängniß, der sogenannten Abtei, gebracht wurden. Die schöne Elisabeth, die liebenswürdige

Tochter, wurde bald wieder freigesprochen. Doch ohne ihren Vater hatte die Freiheit für sie keinen Werth; sie wollte daher das Gefängniß nicht verlassen, und bat so dringend, man möchte sie nicht von ihm trennen, daß man ihr endlich das Gesuch gewährte.

Nun fingen die schrecklichen Septemberscenen an, bei welchen die Gefangenen in den Gefängnissen, ohne Unterschied, als Feinde des Volks zu Tausenden niedergemacht wurden. Man nahm sich nicht Zeit, sie zu verhören; man fragte sie nicht, warum sie gefangen säßen, und noch weniger, ob ihre Verbrechen gegründet wären: sondern man begnügte sich, ihre Namen abzulesen und sie den Mördern Preis zu geben, die rottenweis vor den Thüren der Gefängnisse standen, und mit Picken, Säbeln, Bajonetten und andern Mordinstrumenten ihrer warteten, um sie zu tödten. Unter diesen Unmenschen zeichneten sich, als die grimmigsten, ein Schwarm Marseiller aus, die nach Paris gekommen; doch befand sich unter ihnen auch noch manches menschliche und gefühlvolle Herz. Diese Fremdlinge ließen sich zum Theil schon vor den zur Niedermezlung bestimmten Tagen in die Gefängnisse einführen, um die Gefangenen kennen zu lernen. Und hier gelang es unserer Elisabeth, durch ihre Zärtlichkeit gegen den alten Vater, durch ihre Gestalt und ihre einnehmenden Reden, einige dieser Menschen zu gewinnen. Sie versprachen ihr, den geliebten Vater zu schützen. Er wurde am zweiten September vor das Gericht geführt, das die Mörder selbst errichtet hatten. Auch nicht der geringste für ihn günstige Umstand zeigte sich. Sein Todesurtheil war gesprochen. — Schon waren die Schwerter gezückt, ihn zu morden, als die Tochter sich an den Hals des Greises warf, ihre eigene Brust den Mördern hinhielt, und denselben zurief: „Mir erst müßt ihr das Herz durchbohren, ehe ihr meinen Vater mordet!“ — Man hielt ein. Die Marseiller erkannten das edle Mädchen, und riefen Gnade, ein Ausruf, der von allen Seiten wiederholt wurde. Von Freude außer sich, vergaß Elisabeth, daß sie Mörder vor sich hatte, die von Blut trieften; sie sah nur in ihnen die Retter ihres Vaters, und umarmte die schrecklichen Menschen. Sie führte, selbst vom Blute besudelt, ihren Vater

triumphirend nach Hause. Ihre Tugend, ihr Muth, ihre Schönheit, und vor allem ihre außerordentliche kindliche Liebe und Treue machten einen solchen Eindruck auf die Zuschauer, und selbst auf die Mörder, daß Vater und Tochter jauchzend vom Volke umringt wurden. Man rief ihnen zu: „Nennt uns euere Feinde, wir wollen euch rächen!“ Der Greis aber lächelte, und sagte: wie sollte ich Feinde haben; ich habe ja Niemanden etwas zu Leide gethan.

Aber leider war hiemit noch nicht alles zu Ende. Es befand sich damals zu Paris ein mächtiger und rachsüchtiger Mann, der Maire (Mär) Pethion, dessen Cazotte in seinen Briefen nicht sehr ehrenvoll gedacht hatte. Er ergrimmte daher, als er hörte, daß die Marseiller den Greisen verschont hätten, und auch die Jakobiner, die wüthenden Volksfreunde, bezeigten laut ihre Unzufriedenheit. Cazotte's Freunde zitterten für ihn, und wollten ihn heimlich aus Paris entfernen; allein er wollte davon nichts hören, und behauptete, es würde eine Schande für ihn seyn, in seinem hohen Alter noch zu flüchten. Ach! hätte er doch den Rath treuer Freunde befolgt, die besser, als er, wußten, unter was für Ungeheuern er lebte.

Neun Tage nach seiner Freilassung erschien bei ihm ein Soldat mit einem von Pethion unterzeichneten Verhaftungsbefehl. Der Mensch sagte, er hätte einen Miethkutscher bei sich, und er wolle ihn nach der Municipalität, zum Stadtrathe, führen. Die gute Tochter setzte sich zu dem Vater in den Wagen, so ungern es auch der bewaffnete Gefangenwärter gestattete. Allein der Kutscher fuhr nicht nach dem Stadtrathe, sondern nach der Conciergerie, einem damaligen Criminal-Gefängniß. Cazotte wurde in einen Kerker gebracht, der Tochter aber durchaus der Eingang verweigert. Sie eilte nach dem Gemeindehause, zum Minister des Innern. Ihr Jammern, ihre Reize, ihr Flehen verschafften ihr endlich die Erlaubniß, den Vater im Gefängnisse pflegen zu dürfen, eine Pflicht, welche die gute Tochter treulich und mit Freuden erfüllte. Standhaft sah der Greis seinem Tode entgegen. Er tröstete die zärtliche Tochter, bat sie, sich für ihre Mutter zu schonen und bei seinen Freunden sein Andenken zu erhalten. Bald nachher erfolgte sein Verhör,

denn jetzt nahm man sich wieder Zeit, die Gefangenen mit mehr Förmlichkeiten zum Tode zu schicken. Cazotte suchte keine Ausflüchte; er erkannte seine Handschrift an, und sagte blos zur Entschuldigung, die vorgezeigten Briefe seyen nur Privatäußerungen gegen einen vertrauten Freund gewesen, und haben keine sträfliche Absicht gehabt. Die Richter gaben sich so wenig Mühe, ihre feindseligen Gesinnungen gegen ihn zu verbergen, daß Cazotte lächelnd zu seinem Sachwalter Julienne sagte: Sie haben, mein Herr, eine sehr schlimme Sache zu vertheidigen. Endlich wurde ihm sein Todesurtheil gesprochen. Man bewilligte ihm nur eine Frist von drei Stunden, die der von dem langen Verhör ganz entkräftete Greis, in einen Winkel hingestreckt, mit Schlafen zubrachte. Welch eine Wohlthat ist es doch um ein gutes Gewissen; selbst den sichern Tod vor Augen schläft man noch ruhig! — "Schlafe nur, sagten zwei von seinen Blutrichtern, die an ihm vorbeigingen, bald wirst du den ewigen Schlaf schlafen."

Glaubet aber nicht, meine Lieben, daß Elisabeth während dieser Zeit müßig gewesen sey. Einige von den Geschwornen des Gerichts hatten ihr gesagt, daß ihr Vater, dem Gesetze nach, sterben müsse, daß es aber noch möglich sey, Gnade zu erlangen. Auf diesen Wink eilte sie, die ihr so günstigen Marseiller aufzusuchen, und bediente sich überhaupt aller nur möglichen Mittel, ihren Zweck zu erreichen und dem geliebten Vater das Leben zu retten. Ihr Herz war voll Hoffnung; aber in diesem Augenblick bemächtigte man sich ihrer Person. Verzweiflungsvoll rief sie: "Welches Recht habt ihr, mir meine Freiheit zu rauben? Ich kann hier nicht bleiben, meine Pflicht ruft mich anders wohin." — Ey seht doch die Lästerin, erwiederte man; ist sie nicht schon glücklich genug, daß man ihr einen Municipal-Beamten zum Schutze gibt? — So fuhr man fort, sie zurück zu halten und dabei zu verspotten, indessen der Vater sich zum Tode bereitete. Er verlangte Papier und Feder und schrieb noch folgende Worte: "Liebe Frau, liebe Kinder! beweinet mich nicht; vergesset mich nicht, und enthaltet euch besonders, gegen Gottes weise Fügungen zu murren. Lebet wohl!"

Man schleppte den schwachen Greisen auf's Blutgerüst; hier schnitt er selbst seine weißen Haare ab, und bat seinen Beichtvater, sie seiner geliebten Tochter zu übergeben. Indem er sich unter die Guillotine legte, sagte er noch: „Ich sterbe, wie ich gelebt habe, Gott und dem Könige getreu!“ — und das verhängnißvolle Eisen machte seinem drei und siebenzig jährigen Leben ein Ende.

Jetzt setzte man die unglückliche Tochter in Freiheit, und überließ ihr die Sorge, sich selbst und ihre arme, alte Mutter zu trösten.

Liebe Kinder! wer sollte nicht das Andenken an so gute, liebevolle, edle Kinder ehren, die eine so lebendige Theilnahme an dem Schicksale ihrer Aeltern hatten, und wer sollte sich nicht angetrieben fühlen, ein ähnliches zu thun? Wie erfreuend und tröstend muß für diese Kinder der Gedanke gewesen seyn, daß sie für ihre Aeltern gesorgt, sie gepflegt, in den Stunden des Kummers durch ihre Theilnahme sie erfreut haben! Gehet hin, und thuet deßgleichen.

Meine Aeltern zu erfreu'n,
Will ich stets theilnehmend seyn,
Als ein treues, gutes Kind
Gegen sie, die liebreich sind.
Trüben Kummer, Müh' und Plage
Ihre theuren Lebenstage,
Will ich liebvoll, thätig seyn,
Ihrem Wohl mein Leben weih'n.

Nie ermüdet die wahre kindliche Liebe, und scheuet keine Mühe, keine Anstrengung, keine Aufopferung, um Unannehmlichkeiten, Leiden oder Gefahren von den lieben Aeltern abzuwenden; ja sogar das eigene Leben opfert sie willig auf, und setzt es der Gefahr aus, um jenes der Aeltern zu retten und zu erhalten.

Von solchen guten Kindern, die dieses thaten, will ich euch nun erzählen.

1. Ein chinesischer Knabe von acht Jahren liebte seine Aeltern mit aller Zärtlichkeit, und gab hievon einen sehr rührenden Beweis. Sie waren so arm, daß sie nicht einmal eine Bettdecke hatten, um sich vor der Menge großer Mücken zu schützen, die sich daselbst im Sommer in die Häuser drängen. Der gute Knabe versuchte es auf mancherlei Art, seine Aeltern vor ihren Stichen zu verwahren; aber vergebens. Endlich geräth er auf einen Entschluß, welcher zeigt, daß jenem, der einen festen Willen und eine treue Liebe hat, keine Aufopferung zu schwer ist. Er setzte sich, wenn seine Aeltern schliefen, nahe an ihr Bett, entkleidete sich bis auf den Gürtel, und überließ sein zartes Fleisch ruhig den Mücken, ohne sie zu verjagen, oder nur einen Laut der Klage von sich zu geben. „Wenn sie sich an meinem Blute werden gesättiget haben, sagte der liebe, edle Kleine, so werden sie meine Aeltern in Ruhe lassen.“ Wer könnte, wenn er selbst auch nur einige Herzensgüte besitzt, bei der so zartfühlenden, innigen Liebe dieses Knaben ungerührt bleiben, die empfindliche Schmerzen erduldete, um den müden Aeltern ungestörte Ruhe zu verschaffen!

2. Bei einem preußischen Infanterie-Regimente dienten Vater und Sohn; jener als gemeiner Soldat, dieser als Unterofficier. Der General ließ das Regiment einmal vor dem Thore exercieren, und bemerkte bei der Compagnie, worunter jene beiden, Vater und Sohn, standen, einen sehr groben Fehler beim Abfeuern der Gewehre. Sogleich ritt der General auf den Unterofficier zu, und fragte ihn mit zorniger Stimme: „Wer hat den Fehler gemacht, Unterofficier?“ — Euer Excellenz, ich weiß es nicht! gab dieser zur Antwort. „Den Augenblick gesagt, oder ich lasse Ihm fünfzig Prügel aufzählen.“ — Euer Excellenz, sagte der Unterofficier, ich weiß es nicht, ich habe es nicht bemerkt. — „Nun gut, sagte der General zornig, damit Er künftig aufpassen lernt, so soll Er auf der Stelle fünfzig Hiebe erhalten.“

Die Strafe wurde sogleich vollzogen. Nachdem sie der junge Unterofficier standhaft ausgehalten hatte, sagte der General: „Nun wird Er es künftig wissen!“ —

„O ja, Euer Excellenz, versetzte der Unterofficier, ich weiß

es auch diesmal, wer den Fehler begangen hat; es war mein lieber, alter Vater.“ —

Gerührt war der General von diesem schönen Zuge kindlicher Liebe, und zwar so sehr, daß er stillschweigend wegritt, den folgenden Tag den Unterofficier zum Feldwebel ernannte, und seinem alten Vater den Abschied mit einer anständigen lebenslänglichen Pension ertheilte.

Dieser Sohn, geleitet von treuer Liebe zu seinem alten Vater, wollte lieber die Strafe, welcher er voraussah, auf sich nehmen, als den Fehler desselben bekannt machen; so wendete er durch ein großes Opfer ein bedeutendes Leiden ab. Wie edel und schön!

3. In Algier, einer Stadt in Afrika, trug sich einst eine rührende Scene vor. Die Einwohner bekennen sich zur Religion des Muhamed. Sie sind Seeräuber, und halten deßwegen viele Schiffe, welche beständig auf der See umher fahren, um die Schiffe der christlichen Völker aufzufangen. Wenn sie ein solches bekommen, so werden alle Christen, die darauf sind, nach Algier gebracht, und zu Sclaven gemacht; wo sie dann schwere Arbeiten verrichten müssen, so lange, bis etwa ihre Freunde in Europa es erfahren, und sie loskaufen.

Einst war ein Jüngling aus Schweden daselbst in Sclaverei gekommen, und nachdem er einige Zeit als Sclave gedient hatte, wurde er wieder losgekauft und wollte fröhlich nach Europa zurückkehren. Der Jüngling ging im Hafen auf und ab, und wartete, bis es Zeit war, sich einzuschiffen. Da brachten die Seeräuber ein schwedisches Schiff in den Hafen; die Gefangenen wurden ausgeschifft und ans Land gesetzt. Ruhig stand der junge Schwede in einiger Entfernung, von Herzen die Unglücklichen bedauernd, auf welche ein so hartes Loos gefallen war. Paar und Paar gingen sie nun durch den Hafen, immer aneinander gefesselt. Da erblickt der schwedische Jüngling unter diesen unglücklichen Christen seinen — Vater. Welch ein Auftritt, als der Sohn hingelaufen, seinem Vater um den Hals gefallen war und sich ihm zu erkennen gegeben hatte! Beide weinten Thränen der Freude über ihr Wiederfinden; aber bald mischten sich in diese die Thränen der Wehmuth beim Andenken

an das baldige Scheiden. Ein lautes Wehklagen erhoben sie über das Unglück, das den Vater getroffen hatte.

Der Jüngling, welcher den harten Stand der Sclaverei über ein Jahr ausgestanden hatte, fühlte wohl, daß sein alter, schwacher Vater den vielen Arbeiten und Mühseligkeiten, bei einer so elenden Nahrung, bald würde unterliegen müssen. Schnell reifte der edle Entschluß in seiner Seele, selbst wieder für seinen Vater Sclave zu werden, ihn zu retten, und seine Stelle zu übernehmen.

„Ich gehe nicht in mein Vaterland zurück, schrie der Jüngling; ich bin stark, und kann arbeiten, aber mein Vater ist alt und schwach. Laßt ihn heimziehen statt meiner, gerne will ich bis in den Tod die Ketten für ihn tragen.“

Mit Freuden nahm der Oberaufseher diesen Tausch an. Der Vater wurde seiner schweren Ketten entledigt, und dieselben dem Sohne angelegt. Lange noch lagen sich Vater und Sohn in den Armen, und weinten ihre Freude und ihren Schmerz aus, bis zum Aufbruch befohlen wurde. Da begleitete der alte Vater seinen Sohn noch bis zum Gefängniß, drückte den Edlen noch einmal an das väterliche Herz, und — ging traurig in den Hafen zurück.

Aber bald sollte die Saat der treuen Liebe, welche ein guter Sohn gestreuet hatte, Früchte bringen. Diese fromme Hingebung und Aufopferung, diese kindliche Liebe wurde dem Dey von Algier hinterbracht. Der bewunderungswürdige Vorfall rührte selbst den harten Muselmann; er war kein Christ, und wußte also nichts vom vierten Gebote; aber sein Herz erfreute sich ob einer so edeln Handlung, und er gab sogleich den Befehl, dem Sohne die Freiheit zu schenken, um ein so schönes Beispiel von treu erfüllter Pflicht eines Sohnes gegen den Vater öffentlich zu belohnen. Alle Anwesenden lobten die aufopfernde Liebe des Sohnes und das Verfahren des Dey's, und wünschten den froh Abfegelnden des Himmels Segen auf die Reise.

4. Es ist oft bewunderungswürdig, zu welchen Entschlüssen die kindliche Liebe Muth und Kraft gibt. Höret, liebe Kinder, und staunet.

Unter mehreren, welche sich in der Schreckenszeit der französischen Revolution durch kindliche Zärtlichkeit und Liebe auszeichneten, behauptet ein Mädchen, Marie Sombreuil, mit Recht eine der ersten Stellen. Schon seit acht Tagen war sie mit ihrem Vater in der Abtei gefangen, als in den schrecklichen Septembertagen die unglücklichen Schlachtopfer zu Hunderten unter dem Beile des Henkers starben. Auch den Vater der jungen Sombreuil sollte dieses harte Loos treffen; aber die zärtliche Tochter, entschlossen, für ihren Vater alles zu thun und zu wagen, warf sich zwischen ihn und die blutigen Mörder, die durch ihr Handwerk täglich unmenschlicher wurden. „Barbaren, rief Marie ihnen zu, haltet ein! es ist mein Vater!“ — Bei diesen Worten fiel sie ihm zu Füßen, und küßte ihm die blutigen Hände. Bald hielt sie einen drohenden Schlag von ihrem Vater ab, bald bot sie sich selbst dem tödlichen Streiche hin, und deckte mit ihrem Körper den geliebten Greis.

Diese Liebe und Hingebung einer jungen, blühenden Tochter, die durch Thränen noch schöner wurde, für ihren Vater, erweichte einen Augenblick die blutdürstigen Mörder. Marie bemerkte ihre Rührung und nützte diesen günstigen Augenblick. Aber einer der Mörder, vielleicht um ihre kindliche Anhänglichkeit zu prüfen, setzte auf die Befreiung ihres Vaters einen schauervollen Preis. „Trinke, rief er mit satanischem Hohngelächter, ein Glas Blut von Hingerichteten, wenn du deinen Vater retten willst!“ — — — Das arme Mädchen wurde bleich und bebte erschrocken zurück; aber die kindliche Liebe gab ihr Kraft, auch das Schrecklichste zu thun und das Härteste zu dulden. Sie nahm den schauerlichen Becher, trank, und — rettete den Vater. „Gnade! ertönte es von allen Seiten. Zitternd preßte sie der Greis an die schwache Brust, und selbst die hartherzigsten Zuschauer konnten sich der Thränen nicht enthalten. Man begleitete beide im Triumphe.

Nach dieser schweren Prüfung waren sie beide wohl einer längeren Ruhe werth, als ihnen zu Theil wurde. Sombreuil, der Vater, und die Tochter, wurden im Hornung des zweiten Jahres aufs neue verhaftet. Seit dem zweiten September, an welchem die Tochter durch jenen schauerlichen Trank dem Vater

das Leben rettete, war ihre Zärtlichkeit und Liebe zu ihm noch größer geworden. Obgleich durch jenes widernatürliche Bluttrinken ihre Gesundheit so sehr war erschüttert worden, daß sie jeden Monat drei Tage lang an den schrecklichsten Konvulsionen litt, so widmete sie doch dem Vater ihre ganze Sorgfalt und Zärtlichkeit. Aller Augen waren auf sie gerichtet und füllten sich mit Thränen, als sie zum zweitenmale ihrem geliebten Vater in den Kerker folgte. Einer ihrer Mitgefangenen, der Bürger Coiffart (Koaffar), feierte ihre Tugenden in einigen rührenden Versen. Sombreuil hörte sie singen, sah weinend ihren Vater an, und sagte: „Ich bin ja längst reichlich belohnt!“ Bis in den Mai im Jahre drei war es dem trefflichen Mädchen vergönnt, die Gefangenschaft ihres Vaters zu theilen; jetzt aber befahl der Sicherheits-Ausschuß, Vater und Tochter zu trennen. Ungeachtet das Geschehene eben nicht geeignet war, ihre Hoffnung zu beleben, so schien sie doch sehr gefaßt zu seyn. Tröstend sagte sie zu ihrem Vater: „Es kann Ihnen nichts Böses begegnen, Sie waren stets tugendhaft, und die Gerechtigkeit wird die Unschuld schützen. Will das Schicksal es anders, so werde ich Sie nicht überleben; der Tod wird uns bald auf ewig vereinen!“ —

Dies waren die letzten Worte, welche die zärtliche Tochter zum Vater sprach. Im Monat Juli starb Sombreuil auf dem Schaffotte, und ließ die trauernde Tochter in einem Zustande, der schlimmer als der Tod war. Es war ihr aber nicht mehr vergönnt, ihn zu sehen; aber dort oben, im bessern Vaterlande, wird sie ihn wieder sehen und mit ihm die Früchte treuer, aufopfernder Liebe ewig genießen.

Nicht minder rührend sind nachfolgende schöne Züge aus dem Leben edler Kinder, die selbst ihr Leben wagten, um ihre Aeltern vor großer Gefahr zu bewahren, und sie zu retten.

1. Aeneas, ein Prinz aus der Familie des letzten trojanischen Königs Priamus, lebte ohngefähr 400 Jahre vor Romulus, dem Gründer der Stadt Rom. In dem zehnjährigen

Kriege, den die Griechen deßwegen mit Troja führten, weil Paris, des Priamus Sohn, dem Könige von Sparta, Menelaus, seine schöne Gemahlin entführt hatte, hatte Aeneas sich sehr tapfer bewiesen, und immer zur Herausgabe der Helena, und zum Frieden mit den Griechen gerathen. Endlich eroberten diese die Stadt, und zerstörten sie durch einen fürchterlichen Brand. Da fiel ihm bei, daß sein alter Vater, Anchises, ein Opfer der Flammenwuth werden könnte, da er zur Flucht zu schwach und entkräftet war. Während nun die Feinde in die Stadt drangen, eilte er zu seinem Vater, nahm ihn auf seinen Rücken, und seinen Sohn Ascanius oder Julius an die Hand, und flüchtete sich eilend aus dem brennenden Troja. So wurde der Vater gerettet.

Andere erzählen auch, daß die Griechen, über das Unglück der Trojaner gerührt, eine schöne Handlung der Menschlichkeit ausgeübt hätten. Sie hätten erklärt, es solle jedem Bürger erlaubt seyn, das Liebste unter seinen Sachen mitzunehmen. Die meisten dachten auf ihre Schätze und Kostbarkeiten, und beluden sich damit. Aeneas aber eilte zu seinem alten Vater Anchises, der vom Alter so entkräftet war, daß er gar nicht mehr gehen konnte, und lud ihn auf seine Schultern. Gerührt durch ein so schönes Beispiel kindlicher Liebe, hatten die Griechen sogleich dem guten Sohne alle seine Güter zurückgegeben, und ihn mit dem Beinamen des Frommen geehrt. Ein offenbarer Beweis, daß selbst Feinde die heiligste Tugend, die kindliche Liebe gegen Aeltern, zu bewundern und zu schätzen wissen.

Aeneas begab sich mit mehreren seiner flüchtigen Landsleute zu Schiffe, und landete, nach einer Fahrt von einigen Jahren, in Italien, wo er das Reich der Latiner stiftete. Sein Sohn Julius, nach welchem die römische Familie des Julius Cäsar genannt seyn soll, baute in Latium, westlich in Italien, die Stadt Alba Longa; und einer der letzten albanischen Könige, Numitor, war durch seine Tochter, Rhea Silvia, der Großvater des Romulus, welcher die Stadt Rom erbaute.

2. Crösus, König von Lydien, hatte einen Sohn, Atys

mit Namen. Dieser Jüngling war mit den vortrefflichsten Leibes- und Gemüthsgaben versehen; allein man hielt ihn allgemein für stumm, weil er in das Jünglingsalter getreten war, ohne nur ein Wort hervorbringen zu können. Der bekümmerte Vater hatte während seines Wohlstandes kein Mittel unversucht gelassen, diesen Fehler der Natur zu verbessern; aber alle Kunst der Aerzte war bisher vergeblich gewesen.

Unterdessen war Crösus mit dem persischen König Cyrus in einen schweren Krieg gerathen, welcher für den König von Lydien so unglücklich ablief, daß sein Kriegsheer geschlagen und er nun in seiner Residenzstadt Sardes, in welche er sich mit dem Reste seiner Truppen geworfen hatte, belagert wurde. Die Stadt wurde hart bedroht und endlich mit Sturm eingenommen, und der siegende Feind drang mit der größten Wuth hinein, um in der Plünderung den Lohn für ausgestandene Strapazen zu finden. Viele Krieger eilten nach dem königlichen Pallaste, um den König gefangen zu nehmen. Er fiel ihnen auch, ohne daß sie ihn kannten, in die Hände. Hier fügte es sich nun, daß Atys seinen Vater von persischen Soldaten umgeben sah, deren einer mit dem Schwerdte in der Hand auf denselben zustürzte, um ihn zu tödten. Der junge Prinz sah die Gefahr seines Vaters; zitternd und besorgt für dessen Leben vergaß dieser rechtschaffene Sohn, vor großem Schrecken, was ihm die Natur bei seiner Geburt versagt zu haben schien. Er zog den Mund, und bemühte sich zu schreien. Durch die außerordentliche Mühe, die er sich gab, durch die Gewalt, die er sich anthat, durch die Anstrengung der Lebensgeister und Sprachorgane sprengte er das Band seiner Zunge, und er schrie mit dem stärksten Ausdruck den Perser an: "Soldat, schone des Crösus, es ist der König, es ist mein Vater!" — Der Soldat erschrack, und hielt mit dem tödlichen Hiebe ein. So rettete der junge Atys dem Urheber seines Daseyns das Leben, und wurde für seine Liebe von der gütigen Vorsicht unendlich belohnt; denn er behielt für sein ganzes Leben die kostbare Gabe, seine Gedanken auszudrücken, und nach seinem Tode den schmeichelhaftesten Ruhm, der die Menschheit ehren kann.

3. Die kindliche Liebe, dieses schöne Gefühl edler Seelen, begeisterte schon oft schwache Kinder, und verlieh ihnen die Kraft erwachsener Männer beim Anblicke von Gefahren, die einem guten Vater oder einer geliebten Mutter drohten.

Scipio Africanus der-Aeltere war der Sohn des Publius Cornelius Scipio, unter dem er als ein Jüngling von kaum sechszehn Jahren ehrenvollen Antheil an der blutigen Schlacht am Flusse Ticinus in Oberitalien nahm. Sein Vater ging nämlich dem berühmten karthaginensischen General Hannibal mit einer römischen Arme entgegen. Beide Feldherrn geriethen, einer über den andern, in Verwunderung. Scipio erstaunte über den fast unglaublichen Marsch, den Hannibal mit seiner starken Kriegsmacht in so kurzer Zeit über die unwegsamen Gebirge gemacht hatte, und zugleich über seinen Muth, die Römer in ihrem eigenen Lande anzugreifen, wo sie all ihre Stärke beisammen hatten. Hannibal war hingegen voll Verwunderung über den römischen Consul, daß er habe Gallien verlassen, so schnell in Italien seyn, und ihm bereits mit einem andern Heere in den Weg treten können. Indessen hatte Hannibal Turin eingenommen, und war nun in das Mailändische eingerückt. Scipio aber that nichts, als daß er ihm immer zur Seite blieb, und ihn auf seinen Märschen beobachtete. Zwischen den Flüssen Po und Ticinus (Tessino) machten einst beide Feldherren Halt, standen einander eine Zeit lange im Gesicht, und verschanzten sich bei den Schiffsbrücken, die sie über die Flüsse geschlagen hatten.

Hier fügte es sich eines Tags, daß die beiden Scipionen, Vater und Sohn, beim Recognosciren auf einen feindlichen Reiterhaufen stießen. Es entstand ein Handgemenge, und das Gefecht war sehr hartnäckig und blutig. Die Römer geriethen in einige Unordnung und die Verwirrung ward dadurch vermehrt, daß ihr General, Scipios Vater, verwundet wurde. Sobald der junge Scipio die Gefahr seines Vaters, der vom Pferde gesunken war, bemerkte, drängte er sich zu ihm; und obwohl er, als ein Jüngling von kaum siebzehn Jahren, noch lange nicht die Kraft eines Mannes besaß, so stürzte er sich doch, gleich einem Löwen, mitten unter die carthaginensischen

Soldaten, und warf alles zu Boden, was seinem Vordringen sich wiedersetzte. Als er endlich blutriefend bei seinem Vater anlangte, bedeckte er ihn mit einer Hand mit seinem Schilde, und entfernte mit der andern mittelst des Schwerdtes die wüthend auf ihn Losstürmenden. Dadurch gewann er Zeit, den verwundeten Feldherrn aus dem Gedränge heraus in Sicherheit zu bringen, und so rettete, wie der Geschichtschreiber sagt, dieser starke Jüngling, ungeachtet der Schwäche seines Alters, und obwohl er den ersten Feldzug mitmachte, seinen Vater. Welch ein Anfang! Scipio wurde ein berühmter Feldherr.

4. Cnejus Pompejus war der Sohn des Pompejus Strabo, eines römischen Feldherrn, geboren im Jahre 107 vor Christus. Er war mit einer ausdrucksvollen Bildung und einer würdevollen Anmuth des Betragens begabt, und entwickelte sehr früh Talente, die ihm einen rühmlichen Erfolg vor dem Gerichte und im Lager versprachen. Die ersten Kriegsdienste that er unter seinem Vater, der in der Nähe von Rom ein Heer gegen Cinna in den Bürgerkriegen des Marius befehligte. Er erhielt einen Jugendfreund, Namens Lucius Terentius, zum Zeltgenossen. Cinna bestach diesen, der es über sich nahm, den Pompejus in der Nacht zu ermorden, während die übrigen Verschworenen um das Gezelt des Feldherrn Feuer anlegen sollten. Von diesem schändlichen und verderblichen Anschlage erhielt Pompejus bei der Abendmahlzeit Nachricht, ließ aber nicht die geringste Bestürzung blicken, sondern war wie gewöhnlich heiter und überhäufte seinen Jugendfreund mit Liebkosungen. Nach dem Essen verfügte sich Jeder zur Ruhe, nur Pompejus schlich heimlich aus seinem Zelte, und besetzte jenes seines Vaters mit einer starken Wache. Da Terentius glaubte, die Zeit, sein Vorhaben ausführen zu können, sey nun gekommen, so stand er mit dem Schwerdte in der Hand auf, näherte sich dem Bette, worin seiner Meinung nach Pompejus liegen sollte, und versetzte der Decke mehrere Stiche. Dies Unternehmen erregte in dem ganzen Lager einen um so größern Aufstand, als der Vater des Pompejus bei den Soldaten, wegen seiner Härte und seines Geitzes, sehr verhaßt

war. Sie rotteten sich zusammen, brachen ihre Gezelte ab, und ergriffen die Waffen, um zum Feinde überzugehen. Der Feldherr, um sich der Gefahr nicht bloszustellen, blieb in seinem Zelte. Pompejus aber stürzte sich mitten unter die aufrührerischen Truppen, und beschwor sie mit Thränen, ihrem Feldherrn nicht ein so großes Unrecht zuzufügen. Aber nichts konnte er über sie gewinnen. Nun legte er sich mit dem Gesicht auf die Erde, quer über das Thor des Lagers, und rief ihnen zu: „Wenn ihr ein so großes Verlangen habet, schmählich meinen Vater zu behandeln und zum Feinde überzugehen, wohlan! so schreitet über meinen Körper weg.“ Durch diesen Beweis von Muth und kindlicher Liebe beschämt, kehrten sie wieder zu ihrer Pflicht zurück, und söhnten sich mit ihrem Feldherrn aus, achthundert ausgenommen, die bei ihrer Empörung beharrten, und sich mit dem Cinna vereinigten.

5. Plinius der jüngere wurde zu Comun 62 Jahre nach Christus geboren. Bei dem Ausbruche des Vesuvs, eines feuerspeienden Berges im Königreiche Neapel, der beiläufig 80 Jahre nach Christi Geburt sich ereignete, war Plinius der jüngere mit seiner ganzen Familie in Mizena. Um dem furchtbaren Elemente des Feuers zu entgehen, suchten alle Einwohner ihr Heil in der Flucht; denn schon wirft der Vesuv die Lava bis nach Mizena, und die Flammen ergreifen die Häuser; krachend stürzen sie zusammen. In möglichster Eile ist jeder nur darauf bedacht, das Beste an Kleinodien oder Kleidern zu retten und dann zu fliehen; allein Plinius, welcher von der ihn umgebenden Gefahr für sich selbst nichts fürchtet, ist bereit, alles zu unternehmen, um einer Mutter das Leben zu retten, die ihm theurer, als sein Leben ist. Vergebens beschwört sie ihn, einen Ort zu fliehen, wo sein Untergang gewiß ist. Sie stellt ihm vor, daß ihr hohes Alter und ihre Gebrechlichkeiten ihr nicht erlauben, ihm zu folgen, und daß das geringste Zögern sie alle beide dem sicheren Verderben aussetze. Aber ihre Bitten sind unnütz, und Plinius will lieber mit seiner Mutter sterben, als sie in einer so dringenden Gefahr verlassen. Er zieht sie wider ihren Willen fort, und nöthiget sie, seinen dringenden Bitten nachzugeben. Endlich

weicht sie der Zärtlichkeit und Liebe ihres Sohnes, weil sie es sich zum Vorwurfe macht, seine Flucht zu verzögern. Schon fällt die Asche des Vesuvs auf sie; Dünste und Rauch, wovon die Luft verdunkelt ist, verwandeln den Tag in eine schauervolle Nacht. In Finsterniß eingehüllt haben sie nichts, ihre wankenden Schritte zu leiten, als den Schein der sie umgebenden Flammen. Man hört nichts, als Wehklagen und Geschrei, welches die Dunkelheit noch schrecklicher macht. Allein dieses fürchterliche Schauspiel kann die Standhaftigkeit des guten Sohnes nicht erschüttern, noch ihn nöthigen, auf seine eigene Sicherheit zu denken, so lange seine Mutter in Gefahr ist. Er tröstet, er unterstützt sie, er trägt sie auf seinen Armen; seine zärtliche Liebe belebt seinen Muth, und macht ihn der größten Anstrengungen fähig. Ein so rühmliches, liebevolles Betragen segnet die göttliche Vorsehung, erhält den Plinius und seine gute Mutter, entreißt Beide der schrecklichen Gefahr, und glücklich gelangen sie in das Freie. Lange lag die Mutter an der treuen Brust des Sohnes, und im Rückblicke auf die rauchenden Trümmer ihrer ehemaligen Wohnstätten weinte sie die Thränen der Wehmuth, in die sich auch jene der Dankbarkeit für glückliche Rettung mischten.

Einen so liebevollen, edlen Sohn segnete die Vorsehung, wie er es verdiente. Er wurde römischer Consul, erwarb sich die vorzügliche Gunst des Kaisers Trajan, wurde zum Augur und Statthalter von Pontus in Bithinien ernannt, und war in jeder Hinsicht einer der ausgezeichnetsten, beliebtesten, besten, und man kann sagen, auch der glücklichsten Männer seiner Zeit, und das Schönste und Beste schmückte und verherrlichte sein Leben.

So lohnet Gott die treue, aufopfernde Liebe zu den Aeltern.

6. Die Marquise (Markise) von Bois-Beranger (Boa-Beransche) war in Luxemburg mit ihrem Vater, ihrer Mutter und einer jungen Schwester im Kerker. Ihre Aeltern beschäftigten sie mehr, als ihr eigenes Unglück. Keinen Augenblick wich sie ihrer Mutter von der Seite, und sprach ihr durch sanfte Reden und ihr eigenes Beispiel Muth ein. An

einem Morgen erhielten ihr Vater, ihre Mutter und Schwester die Anklage-Acte, d. h. den Befehl, getödtet zu werden; nur sie allein war ausgenommen. „Ach mein Gott! rief sie bei der Wahrnehmung dieses traurigen Vorzuges, ihr sterbet alle vor mir, und ich bin verdammt, euch zu überleben!“ In der Verzweiflung, im heftigsten Schmerze, ihre geliebten Aeltern bald sterben, sich aber von ihnen getrennt und allein sehen zu müssen, riß sie sich die Haare aus, fiel bald ihren Aeltern, bald ihrer Schwester um den Hals, und jammerte unaufhörlich: „Ach, wir sterben nicht zusammen!“ — Wahrlich, eine innige Theilnahme am Schicksale unglücklicher Aeltern!

Während sich die edle Tochter so der Verzweiflung überließ, kam ihre eigene Anklage-Acte. Sogleich vertrockneten ihre Thränen, ihr Schmerz verstummte und machte einer lebhaften Freude Platz. „Mutter! jubelte sie laut, indem sie ihr das Todesurtheil zeigte, wir sterben zusammen!“ Man hätte schwören sollen, sie halte nicht ihr Todesurtheil, sondern ihren Freiheitsbrief in der Hand. Sie putzte sich, wie zu einem Festtage, auf den nahen Todestag; sie schnitt sich selbst ihre schönen Haare ab, und auf dem Wege zum Schaffotte unterstützte sie ihre betrübte Mutter, deren Niedergeschlagenheit ihr allein Kummer machte. „Muth gefaßt! rief sie ihr zu, Muth gefaßt, liebe Mutter! Bist du nicht glücklich? Du läßt Niemanden diesseits des Grabes zurück. Deine ganze Familie folgt dir im Tode, du empfängst dort oben den Lohn, den deine Tugenden verdienen.“

So blieb die standhafte, edle Tochter bis zur letzten Minute ihrem schönen Charakter, ihrer Liebe, getreu, und nahm in jene Welt den süßesten Trost für ihr Herz und das Bewußtseyn mit, das Schicksal ihrer Aeltern treu getheilt zu haben, nachdem sie ihnen ihr Unglück erleichtert hatte.

7. Unermüdet ist die treue, kindliche Liebe zu den Aeltern darauf bedacht, ihr theures Leben von drohenden Gefahren zu befreien, und wagt, unternimmt Alles, um sie zu retten, selbst wenn die Aufopferung des eigenen Lebens erfordert würde.

Diesen edlen Entschluß billigte der Greis. Er umarmte den guten Sohn und sagte zu ihm: „Geh, mein Sohn, und der Himmel stehe dir bei; ich hoffe, wir werden noch über die Ungerechtigkeit unseres Feindes siegen.“

Entflammt durch das heilige Feuer der kindlichen Liebe bot der junge Thioang seine ganze Thätigkeit auf, um seine Klage vor den obersten Mandarin, den Minister der Gerechtigkeitspflege, zu bringen; allein er konnte nicht zu seinem Ziele gelangen. Die schlauen Ränke, welche der Unterdrücker seines Vaters anwendete, machten alle seine Bemühungen fruchtlos; überall traf er auf Leute, die von jenem Bösewicht erkauft waren; derselbe hatte sogar schon geheime Befehle ertheilt, den rastlosen Vertheidiger des Rechts gefangen zu nehmen, und beinahe wäre Thioang durch die Sclaven des mächtigen Ministers, der die ihm anvertraute Gewalt schändlich mißbrauchte, ergriffen worden.

Von allen Seiten belauert und in Gefahr, ebenfalls, wie der unglückliche Vater, in Fesseln gelegt zu werden, gerieth Thioang in große Verlegenheit. Er fürchtete nicht um seinetwillen; aber wenn er die Freiheit verlor, so hatte sein armer Vater keinen Vertheidiger mehr, und mußte ohne Zweifel in dem Gefängnisse erbärmlich umkommen. Die treueste kindliche Liebe gab nun dem unerschrockenen Thioang den Entschluß, das Aeußerste zu wagen. Er suchte bei dem Kaiser selbst Zutritt zu erlangen. Unter dem Vorwande, demselben eine wichtige Verschwörung gegen dessen Person zu entdecken, bekam er Erlaubniß, offen vor dem Monarchen zu reden. Hier begann er nun seine Sachen so geschickt vorzutragen, und vertheidigte seinen Vater mit solcher Beredsamkeit, daß der Kaiser, höchst unwillig über die schreckliche Ungerechtigkeit seines Ministers, den redlichen Greisen sogleich seiner Fesseln entledigen und in Freiheit setzen ließ. Dessen Unterdrücker aber wurde für die übrige Zeit seines Lebens in denselben Thurm, in welchem Tiekin geschmachtet hatte, gefangen gesetzt, zum warnenden Beispiele für Alle, die ihm ähnlich waren.

Die edle Handlung des jungen Thioang wurde um so mehr bewundert, da er dabei sein eigenes Leben wagte, denn

vor kurzer Zeit hatten die Minister, die sich nicht sicher wußten, das Gesetz gegeben, daß Jeder, welcher sich dem Kaiser nähern würde, unter welchem Vorwand es auch sey, auf der Stelle enthauptet werden sollte. Der gute Sohn wurde im Triumph durch die Straßen von Peking getragen; der Kaiser aber erhob ihn zur Würde eines Mandarin, und auf diesem hohen Posten genoß er alle Achtung, die dem wahren Verdienst gebührt.

Welch eine unendliche Freude muß Thioang's, des edlen Sohnes, Brust durchdrungen haben, als er, durch seine Unerschrockenheit und das Wagen des Lebens seinen Vater gerettet, und durch des Kaisers Gerechtigkeit und Gnade sich so sehr belohnt sah! Wie wohl muß es ihm ums Herz gewesen seyn, wenn er seinen Vater sah, frei und thätig, und sein Gewissen ihm sagte: guter Sohn, das ist dein Werk!

8. Noch eine Geschichte will ich euch erzählen von einer guten Tochter, die den geliebten Vater retten wollte mit aller Klugheit, Kraftanstrengung, Selbstverläugnung, und Aufopferung ihres eigenes Lebens.

Meliabeth hatte lange Jahre dem Mirza Abbas, Sophi oder Kaiser von Persien, treu als General gedient, und genoß der vorzüglichen Achtung des Kaisers. Seine Neider und Feinde sannen auf Mittel, ihn zu stürzen, und beschuldigten ihn endlich der Unterschlagung königlicher Gelder. Ohne die Anklage genau zu untersuchen, oder dem Angeklagten Zeit zur Verantwortung zu geben, wurde Meliabeth sogleich in einen Thurm gesperrt, der auf einem Felsen mitten in dem großen Strome Tigris stand.

Halmehi Cantimiri war seine Tochter. Sie zerfloß in Thränen, als man den geliebten Vater gefesselt fortschleppte und sie nicht ein Wort mit ihm wechseln durfte. Alle Mühe gab sie sich, zu erfahren, an welchem Orte ihr Vater eingekerkert worden sey, und faßte den hochherzigen Entschluß, ihn zu retten, koste es, was es wolle. Um nicht verrathen zu werden, durfte sie ihr Geheimniß Niemanden anvertrauen, Niemanden zur Vermittelung gebrauchen, um auf die Felseninsel zu kommen, auf welcher sie nun ihren Vater im Gefäng-

nisse wußte. In vier Monaten lernte sie schwimmen, und zwar mit so unermüdetem Fleiße, daß sie am Ende dieses Zeitraumes den breiten und reißenden Arm des Tigris zu durchschwimmen wagen durfte.

Allein, das brachte die gehoffte Wirkung nicht hervor, theils, weil ihr Vater nicht auf ihre Ankunft vorbereitet war, theils, weil ihre Stimme zu schwach war, um das Getöse der Wellen zu überschreien. Sie schwamm daher wieder zurück, und sann lange nach, wie sie ihren Vater von ihrer Ankunft benachrichtigen könne. Da malte sie dann auf ein großes Stück Leinwand ihren Namen Halmehi, schwamm wieder auf die Felseninsel, und hing diese Inschrift an die Ecke eines Felsens, der dem Fenster Meliabeths gegenüber war. Nicht lange währte es, so bemerkte der Vater die Schrift, und sogleich dachte er, daß seine Tochter in der Nähe seyn werde. Er verließ nun sein Fenster beinahe niemals, und erblickte endlich, als es Abend wurde, seine Tochter über die reißenden Wellen des Flusses schwimmen. Welche Empfindung für einen Vater, der zum ersten Male diese gefährliche Kunst an seinem Kinde sieht! Welch ein Wiedersehn! Voll der innigsten Sehnsucht und Zärtlichkeit streckten sie die Hände gegen einander aus. Halmehi wagte es wegen der Nähe der Wachen nicht, laut zu rufen; sie winkte blos ihrem Vater zu, ein Tuch herabzulassen, und knüfte, sobald dies Meliabeth gethan hatte, einen Brief und zwei sehr feine Feilen daran. In dem Briefe bestimmte sie den Tag, an welchem sie wiederkommen würde, um ihn abzuholen, und mit ihm den Tigris zu durchschwimmen.

Tief gerührt war Meliabeth über diesen so großen Beweis kindlicher Liebe. Mit den Feilen sägte er nach und nach die Stäbe seines Fenstergitters durch, und machte sich zur Flucht fertig. Halmehi erschien richtig am bestimmten Abende; der unglückliche Greis ließ sich über das Fenster herab, und sank in die Arme seiner treuen Tochter. Lange sprachen beide kein Wort; nur Freudenthränen benetzten ihre Wangen. Wie belohnt muß Halmehi sich durch das Gefühl, die Retterin ihres Vaters zu seyn, für alle ausgestandenen Leiden gefühlt haben!

Halmehi empfahl sich in den Schutz der Gottheit, bat ihren Vater, ihr muthig zu folgen, und mit ihr an das Ufer zu schwimmen. Meliabeth folgte ihr, doch nicht ohne Furcht; aber seine Kräfte waren durch Kummer und das lange Gefängniß geschwächt worden; mitten im Strome verließen sie ihn, und er sank. „O mein Vater!“ schrie Halmehi mit dem stärksten Ausdrucke des Schreckens, raffte ihre ganze Kraft zusammen; und während sie mit einer Hand ihren Vater auf der Oberfläche des Wassers zu erhalten suchte, ruderte sie mit der andern fort. Nur mit der äußersten Anstrengung erreichten sie das Ufer, an welchem sie ermattet niedersanken.

Aber ach! der Ausruf der kindlichen Liebe, vom Echo in der Stille des Abends wiederholt, hatte die Wachen auf die Fliehenden aufmerksam gemacht. Sie setzten ihnen eilend in einem Kahne nach, und erreichten sie am jenseitigen Ufer. Die Unglücklichen suchten zu entfliehen, und die Soldaten schoßen Pfeile nach, welche die edle Halmehi schwer verwundeten. Der Blutverlust nöthigte sie, auszuruhen, und so wurde sie und ihr Vater gefangen genommen. Die Soldaten führten sie vor den Gouverneur von Bassora, und dieser, ein roher Krieger und gefühlloser Mensch, befahl beide zu hängen.

Mit edlem Muthe sprach Halmehi ihrem Vater zu, indem sie sagte: „Getrost, lieber Vater, ist es mir nicht vergönnt, mit dir zu leben, so will ich mit dir sterben. In einem bessern Leben finden wir uns wieder!“ Und in wenig Minuten hatte an der Seite ihres geliebten Vaters die edle Tochter ihr edles Leben vollendet.

Als der Kaiser das unglückliche Ende seines alten, treuen Dieners, und dessen liebevoller, edelmüthiger Tochter hörte, verwünschte er die gefühllose schnelle Gerechtigkeit des Gouverneurs, und befahl, der jungen Heldin und edlen Tochter eine Bildsäule von weißem Marmor zu setzen, und ihr jährlich ein Fest zu feiern. Da wallfahrteten dann die persischen Mütter und Mädchen zu dem Denkmale, das Halmehi vorstellte, wie am Fuße des Thurms der Vater in ihre Arme sank, und streuten zu ihrem Andenken Blumen.

An Halmehi's Grab.

Einen Augenblick nur blühte Halmehi auf Erden;
Doch ihr jungen Perser, o beweinet sie nicht!
Um dem Vater Mesiabeth Retter zu werden,
Wird ein Opfer sie der treuen Kindespflicht,
Und wer so als Opfer für den Vater fällt,
Blüht als Cherub schöner in der beßren Welt.

*

Liebes Kind! nimm den alten Vater gerne auf, und betrübe ihn in seinem Leben nicht; und wenn seine Sinne abnehmen, sey geduldig, und verachte ihn nicht in deiner Kraft; was man dem Vater Gutes thut, wird nie in Vergessenheit gerathen. Sir. 3. 14 — 16.

Ein weiser Sohn ist seines Vaters Freude, aber ein thörichter Sohn ist seiner Mutter Gram. Spr. Sal. 10 1.

Kind, Ehre Vater und Mutter mit der That, mit Worten und Geduld, auf daß ihr Segen über dich komme; denn des Vater Segen bauet den Kindern Häuser, aber der Mutter Fluch reißet sie nieder. Spotte deines Vaters Gebrechen nicht, denn es ist dir keine Ehre. Denn den Vater ehren, ist deine eigene Ehre, und deine Mutter verachten, ist deine eigene Schande. Sir. 3. 9 — 13.

Du sollst Vater und Mutter ehren. Wer aber Vater und Mutter flucht, der soll des Todes sterben. Matth. 15. 4.

Den Aeltern Gleiches vergelten, das ist angenehm und wohlgethan vor Gott. I. Timoth. 5. 4.

Wenn ihr dies wisset, so seyd ihr selig, wenn ihr darnach handelt. Joh. 13. 17.

So lang ich Aeltern habe,
Will ich mich ihrer freu'n,
Und ihnen, bis zum Grabe
Treu und recht dankbar seyn.
Wer seine Aeltern liebt und ehret,
Sie nie verläßt, wie Jesus lehret,
Dem wird gewiß Gott langes Leben
Und einst zum Lohn den Himmel geben.

Arbeitsamkeit.

Der Mensch erhielt von dem Schöpfer Kräfte des Geistes und Körpers, daß er dieselben auf eine nützliche Art, und zu bestimmten und erlaubten Zwecken anwende. Das eifrige Streben, alle mit Anstrengung verknüpfte Handlungen, zu denen man vermöge der Umstände verbunden ist, so gut, als möglich, zu verrichten, nennt man Arbeitsamkeit.

Kein Mensch ist, der nicht zur Arbeitsamkeit verpflichtet wäre. Der Allerhöchste selbst, der ewig thätig ist, sein göttlicher Sohn, der unermüdet zum Wohle der Menschheit geschäftig ist, die höhern Geister und Boten Gottes, die gesammte Schöpfung, in welcher Alles, vom geringsten Insecte an, nach seiner Art thätig ist, geben uns das schönste Beispiel, und die heilige Schrift fodert laut uns zur Arbeitsamkeit auf.

Ein Kind, das sich nicht zu ordentlicher Arbeitsamkeit gewöhnt, wird nie glücklich werden. Unter hundert lasterhaft gewordenen Menschen mögen wohl mehr als neunzig seyn, die es dadurch geworden, daß sie sich in ihrer Jugend nicht an ordentliche Arbeit gewöhnt. Man muß sich freilich Anfangs einige Gewalt anthun, es kostet Mühe, sich in der Jugend bei seiner Arbeit fest zu halten; aber am Ende reuet es nicht, und die Mühe wird reichlich belohnt. Arbeitsamkeit entwickelt, stärkt und vermehrt alle menschlichen Kräfte; sie macht den Menschen sich selbst verehrungswürdig und andern nützlich. Ein müßiger und arbeitscheuer Mensch ist sich selbst und Andern zur Last.

Arbeitsamkeit verwahrt vor langer Weile und übler Laune, vor Armuth, vor Leichtsinn, vor Unordnung und mancher Thorheit, vor vielen Lastern, denen der Müßiggang nicht entgehen kann. Arbeit erwirbt innere Zufriedenheit, die Achtung und den Beifall aller guten Menschen, und erhöht die Freude beim Genuß sinnlicher Vergnügen. Selbst am Abende des Lebens, wo der Mensch von aller Arbeit ruhen wird, freut sich der Arbeitsame des ewigen Lohnes.

So habet denn euere Freude an einem thätigen, arbeitsamen Leben, ihr lieben Kinder. Thut jedes euerer Geschäfte aus Liebe zu Gott und mit Freuden, und erhebet vor und unter der Arbeit euer Herz zu Gott, daß er mit seinem Segen euch unterstütze, und vergesset nie den goldnen Spruch der Alten:

Zum Beten und zum fleißig seyn
Giebt Gott bald Segen und Gedeih'n.
Gebet und Arbeit sind verwandt,
Sie gehen immer Hand in Hand.

Und nun will ich euch von recht arbeitsamen Kindern erzählen, die dadurch ihr Glück machten, und große innere Zufriedenheit erlangten, weil sie Arbeitsamkeit liebten, ihre Kräfte sorgfältig verwendeten und thätig waren.

1. In Sommersetshire in England lebte ein armer Knabe, Namens Richard Whittington, der seine Aeltern nicht kannte, weil sie gestorben waren, als er noch recht klein war. Verlassen von aller Welt führte der arme Richard, als eine Waise, ein kümmerliches Leben. In zerlumpten Kleidern lief er einher, wie viele unglückliche Bettelsjungen in Stadt und Land, und suchte sich auf verschiedene Art Lebensunterhalt zu verschaffen, indem er bald als Bote oder Stiefelputzer, bald als Gänsehirt oder Gassenkehrer sich gebrauchen ließ; aber alles dieses trug ihm wenig ein; sein Beutelchen war fast immer leer, wie sein Magen, und er mußte oft froh seyn, wenn er nach einem Trunk frischen Wassers auch ein Stück schwarzes Brod genießen konnte. Doch klagte er nie gegen Gott, sondern betete recht herzlich zu ihm, und er gab ihm immer gute Leute, die sich des armen Knaben erbarmten, und ihm etwas schenkten.

Richard wuchs heran und wurde größer; da kam ihm der Gedanke, sein Heil in der großen Stadt London zu versuchen. Aber wie sollte er dahin reisen? Das Reisen kostet viel Geld, und das besaß Richard nicht. Indessen er hatte einen Mund und eine Zunge, und diese wußte er gut zu gebrauchen. Diese sollten ihm, dachte er, auch auf der Reise gute Dienste thun,

und ihn vor dem Erhungern schützen. Richard trat seinen Weg an, und vertraute recht auf den lieben Vater im Himmel. Kam er in eine Stadt oder in ein Dorf, so suchte er sich so viel zu erbettlen, als ihm zur Erhaltung seines Lebens nöthig war. Es fanden sich auch überall wohlthätige Menschen, die ihm manches Geldstück zuwarfen, ein Mittagmahl zukommen ließen, ihn auch wohl mit einem abgetragenen Kleidungsstücke beschenkten. In einiger Zeit war die Reise glücklich vollendet, und Richard befand sich nun in London, was er lange so sehnlich gewünscht hatte. Hier suchte er unterzukommen; aber es hielt schwer. Wohl an mehr als zehn Orten trug er seine Dienste an, wurde aber überall abgewiesen, vielleicht, weil er noch so jung war, vielleicht, weil sein schlechter Anzug eine schlechte Empfehlung für ihn war. Endlich kam Richard in das Haus eines Kaufmanns, der ein sehr reicher braver Mann war. Der arme, verlassene Junge dauerte ihn, und er sagte zu ihm recht freundlich: „Lieber Junge, du kannst in meinem Hause bleiben; du sollst in der Küche Geschäfte bekommen, aber eine Stube kann ich dir nicht einräumen, du mußt dich mit der kleinen Kammer begnügen, die dir die Köchin zeigen wird.“ Richard war herzlich froh, wie mancher arme Schelm, der aus einer drückenden Gefangenschaft frei gemacht wird. Er dankte mit gerührtem Herzen seinem künftigen Herrn für seine Gnade, und ließ sich sein Quartier anweisen. Aber du lieber Himmel, wie unreinlich fand er dasselbe! Das Kämmerchen war eng, wie ein Vogelkäficht, und gar Vielerlei lag darin umher. In einem Winkel lagen zerbrochene Töpfe, zerschlagene Gläser, Teller und Schüsseln, alles durcheinander; in dem andern Winkel stand ein offenes Faß mit stinkendem Wasser, und hie und da ein Lumpen mit verrosteten und unbrauchbaren Küchengeräthen. Das alles machte den frohen Richard nicht mißmuthig. Er räumte alles hurtig zusammen, und schaffte es bei Seite, und freute sich, wie ein König, nachdem er sein Stübchen gereiniget hatte.

Nun war Richard wohleingesetzter Küchenjunge. Er verrichtete sein Amt mit mehr Treue und Gewandtheit, als sein Kamerade Jakob das seinige, der oft nur dann die Messer

und die Gabeln herumlegte, wenn das aufgetragene Fleisch schon fast kalt war. So handelte der arbeitsame Richard nicht. Was ihm aufgetragen wurde, that er gar freudig, schnell und gut, besonders hielt er alles in der Küche in der schönsten Ordnung. Aber durch diese seine Ordnungsliebe machte er sich bei der Köchin gar nicht beliebt. Das war ein recht mürrisches Geschöpf voll Zank- und Streitsucht. Sie warf alles durcheinander, und da Richard ein paarmal ihr Winke gab, daß dies nicht lobenswerth sey, so warf sie einen Haß auf ihn, der sich mit jedem Tage gegen ihn äußerte. Sie überhäufte ihn mit den bittersten Spötteleien, und nannte ihn fast immer nur den Küchenpräsidenten. Richard aber ertrug alles mit Geduld.

In den Stunden, da Richard frei von Arbeit war, stieg er in seine Kammer, und that manches für sich, denn er konnte durchaus nicht müßig gehen. Aber des Nachts hatte der arme Junge wenig Ruhe. Zwar plagte ihn jetzt die zanksüchtige Köchin nicht mehr; aber es fanden sich andere Plaggeister ein, die ihm gewaltig zur Last fielen. Es statteten ihm nämlich alle Nacht — meint ihr vielleicht Geister, nein — viele Mäuse und Ratten ihren Besuch ab, und Richard konnte sie nicht abwehren; denn wenn er auch heute drei davon todt schlug, so kamen doch morgen noch einmal so viel auf sein einsames Kämmerchen. Aber bald fand er Rath, dieser ungeladenen Gäste sich zu entledigen. Er hatte die Gewohnheit, alle Stecknadeln, die er fand, sorgfältig aufzulesen; denn er dachte: man soll auch das Kleine und Unscheinbare nicht gering schätzen; auch dieses kann noch recht nützlich werden. Als er einst eine beträchtliche Anzahl davon beisammen hatte, trug er sie einer Magd zum Kaufe an, und diese gab ihm einen baaren Groschen dafür. Richard hatte darüber eine große Freude; frohlockend lief er mit seiner Baarschaft auf den Markt, und kaufte sich eine Katze. Nun hatte er einen Stubengesellschafter, der ihm die wesentlichsten Vortheile gewährte; denn er wies treulich die ungebetenen Gäste ab, welche bisher den armen Richard des Nachts immer sehr beunruhigt hatten. Er konnte nun ruhig schlafen. Richard gewann die Katze lieb, und gab ihr den Na-

men Rips, von der Köchin aber und von andern Bedienten im Hause wurde sie spottweise nur der Kammerjäger genannt.

In dem Hause des Kaufmanns, wo Richard Küchenjunge war, herrschte die Gewohnheit, daß das Gesinde, wenn der Herr ein Schiff in ein fremdes Land mit Waaren abschickte, auch Einiges zum Verkaufe mitgeben konnte. Aber vorher mußten sie beweisen, daß das Geld, welches sie für die Waaren auslegten, die sie mit dem Schiffe fortschicken durften, von ihnen rechtmäßiger Weise erworben worden sey. Kam das Schiff glücklich nach London zurück, so erhielten sie das Geld, welches der Schiffskapitän für ihre Waaren erhalten hatte.

Als einmal ein Schiff von diesem Kaufmanne wieder abgehen wollte, kamen die Bedienten und Mägde des Hauses auf das Zimmer des Herrn, und brachten ihm, was sie mitschicken wollten. Nur Richard Whittington erschien nicht. Wo ist denn Richard? fragte der Herr. — Er ist nicht zugegen, antworteten alle, wir wissen nicht, warum er nicht kommt. — Sogleich ließ ihn der Kaufmann vorrufen. Richard kam. Was soll das heißen, Richard? sprach sein Herr, warum kommst du nicht ungerufen zu mir? Hast du denn gar nichts dem Schiffe mitzugeben? Ach, lieber Herr, antwortete Richard, ich habe kein Eigenthum, außer einer Katze; aber diese nimmt man gewiß nicht an. Warum denn nicht? sagte der Kaufmann; bringe sie nur her, sie kann auf gut Glück die Seereise mitmachen. Die Katze wurde dem Schiffskapitän als ein sehr treues und eifriges Thier geschildert, und er nahm sie um so lieber mit, da sich solche Thiere auf Schiffen recht gut gebrauchen lassen; denn da es daselbst viele Vorräthe von Lebensmitteln giebt, finden sich auch viele Ratten und Mäuse ein. Rips wurde auf das Schiff gebracht, welches den Namen Eichhorn führte. Der Capitän dachte bei sich: wenn ich das Thier auch nicht verkaufe, so wird es mir doch die Mäuse auf dem Schiffe wegfangen, und dafür kann ich dem armen Küchenjungen immer ein Stück Geld geben. Das Schiff segelte bei günstigem Winde ab.

Da Richard seine Mitregentin in seinem Pallaste unter dem Dache verloren hatte, so sprachen bald von neuem jene nächtlichen Plagegeister bei ihm ein. Er hatte nun weder des Tags,

Tiekin, einer der berühmtesten Gelehrten der Stadt Taming in dem chinesischen Reiche, hatte einen sehr wohlgearteten Sohn von hellem Geiste und edlem Gemüthe, dessen Name Thioang war, und den sein Vater sehr frühzeitig nach Peking that, damit er sich daselbst in den chinesischen Wissenschaften vervollkommnen sollte. Bei einer ungewöhnlichen Fassungskraft, und seinem rastlosen Fleiße machte Thioang in kurzer Zeit sehr bedeutende Fortschritte in den Wissenschaften; er übertraf bald alle seine Mitschüler, und in seinem siebzehnten Jahre war er in der Geschichte, in der Rechtskunde und Sittenlehre so erfahren, daß ihm die Würde eines Doctors ertheilt wurde.

Bekleidet mit dem großen blauen Mantel, der den Doctoren jenes Landes zur Auszeichnung dient, eilte der junge Thioang nach Taming, um im Kreise seiner Familie Erholung zu suchen. Voll der angenehmsten Hoffnungen, und Zufriedenheit mit sich selbst, da er seine Zeit so gut angewendet hatte, überließ er sich der süßesten Freude. Aber ach! er sah sich grausam in seinen Erwartungen getäuscht. Wie groß war das Erstaunen und der Schrecken des jungen Chinesen, als er in die Wohnung seiner Aeltern trat! Das Haus, welches sonst voller Menschen war, die herbei kamen, um seinen Vater über verschiedene Angelegenheiten um Rath zu fragen, gleicht jetzt einer Einöde. Thioang durcheilte die öden Hallen, trat in einen Saal, und fragte einen alten Diener nach seinem Vater; allein derselbe antwortete ihm nur mit Thränen. Hierauf suchte er seine Mutter auf, und fand sie mit verweinten Augen und in der tiefsten Betrübniß.

„O Gott! rief er mit dem größten Schmerz erfüllt, ist denn mein Vater todt?"

Die Mutter schloß den geliebten Sohn an ihre Brust, und erwiederte: „Er lebt noch; aber er lebt in Trauer und Fesseln. Weil er den Muth hatte, einen armen Greis, dessen einzige Tochter der erste Minister geraubt hatte, zu vertreten, ließ ihn der aufgebrachte Mächtige in ein düsteres Gefängniß werfen."

„Der Bösewicht! rief Thioang außer sich. Nein, er soll nicht lange die Frucht seiner Schändlichkeit genießen. Er

zittere! Das Schwerdt der Rache ist schon über seinem schuldigen Haupte gezückt."

Nach diesen Worten eilte er hin zu dem Gefängnisse seines Vaters; für Geld verschaffte er sich Eintritt in dasselbe, und nun fand er den unglücklichen Greis in dem untersten Gewölbe eines Thurmes, in welches die Sonnenstrahlen niemals eindrangen, liegend auf ein wenig feuchtem Stroh, mit schweren Ketten belastet, die ihn Tag und Nacht zur Erde beugten.

Bei diesem schauervollen Anblick stieß der gute Sohn einen Schrei des tiefsten Schmerzes aus, und warf sich neben seinem unglücklichen Vater nieder. Mit der heitern Miene, welche ein gutes Gewissen selbst auf dem Blutgerüste erzeugt, sagte der Gefangene ruhig: "Mein Sohn, du siehst in mir ein Opfer der menschlichen Ungerechtigkeit; aber die Tugend ist eine mächtige Stütze auch im größten Ungemach. Unter der Last meiner Ketten, und in meinem düstern Gefängniß genieße ich doch eines Friedens, welchen der Tyrann, der mich unterdrückt, mitten in seinem Prunkpallaste entbehrt; und muß ich auch mein Leben lassen, so begleitet mich doch jenseits des Grabes das Bewußtseyn, eine edle Handlung vollbracht zu haben."

"Gerechter Himmel! rief Thioang, außer sich vor Unwillen, — muß ich meinen Vater, meinen tugendhaften Vater in dem Aufenthalte der Verbrecher sehen? Ach! — Aber ich schwöre, ich will Rache für diese schändliche Ungerechtigkeit nehmen, und der Urheber derselben soll unter meinen Streichen fallen."

"Lieber Sohn! fiel ihm der Greis in die Rede, hüte dich vor jeder unüberlegten und gesetzwidrigen Handlung. Deine Tollkühnheit würde meiner Sache sehr schaden. Sey nur ruhig, man wird meine Unschuld schon noch einsehen, und mein Unterdrücker wird endlich unterliegen."

"Nun, sagte der junge Chinese, so will ich es über mich nehmen, euere Sache zu führen und zu vertheidigen, und den elenden Bösewicht will ich auf dem Wege des Rechts nöthigen, euch Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen."

Diesen edlen Entschluß billigte der Greis. Er umarmte den guten Sohn und sagte zu ihm: „Geh, mein Sohn, und der Himmel stehe dir bei; ich hoffe, wir werden noch über die Ungerechtigkeit unseres Feindes siegen.“

Entflammt durch das heilige Feuer der kindlichen Liebe bot der junge Thioang seine ganze Thätigkeit auf, um seine Klage vor den obersten Mandarin, den Minister der Gerechtigkeitspflege, zu bringen; allein er konnte nicht zu seinem Ziele gelangen. Die schlauen Ränke, welche der Unterdrücker seines Vaters anwendete, machten alle seine Bemühungen fruchtlos; überall traf er auf Leute, die von jenem Bösewicht erkauft waren; derselbe hatte sogar schon geheime Befehle ertheilt, den rastlosen Vertheidiger des Rechts gefangen zu nehmen, und beinahe wäre Thioang durch die Sclaven des mächtigen Ministers, der die ihm anvertraute Gewalt schändlich mißbrauchte, ergriffen worden.

Von allen Seiten belauert und in Gefahr, ebenfalls, wie der unglückliche Vater, in Fesseln gelegt zu werden, gerieth Thioang in große Verlegenheit. Er fürchtete nicht um seinetwillen; aber wenn er die Freiheit verlor, so hatte sein armer Vater keinen Vertheidiger mehr, und mußte ohne Zweifel in dem Gefängnisse erbärmlich umkommen. Die treueste kindliche Liebe gab nun dem unerschrockenen Thioang den Entschluß, das Aeußerste zu wagen. Er suchte bei dem Kaiser selbst Zutritt zu erlangen. Unter dem Vorwande, demselben eine wichtige Verschwörung gegen dessen Person zu entdecken, bekam er Erlaubniß, offen vor dem Monarchen zu reden. Hier begann er nun seine Sachen so geschickt vorzutragen, und vertheidigte seinen Vater mit solcher Beredsamkeit, daß der Kaiser, höchst unwillig über die schreckliche Ungerechtigkeit seines Ministers, den redlichen Greisen sogleich seiner Fesseln entledigen und in Freiheit setzen ließ. Dessen Unterdrücker aber wurde für die übrige Zeit seines Lebens in denselben Thurm, in welchem Tiekin geschmachtet hatte, gefangen gesetzt, zum warnenden Beispiele für Alle, die ihm ähnlich waren.

Die edle Handlung des jungen Thioang wurde um so mehr bewundert, da er dabei sein eigenes Leben wagte, denn

vor kurzer Zeit hatten die Minister, die sich nicht sicher wußten, das Gesetz gegeben, daß Jeder, welcher sich dem Kaiser nähern würde, unter welchem Vorwand es auch sey, auf der Stelle enthauptet werden sollte. Der gute Sohn wurde im Triumph durch die Straßen von Peking getragen; der Kaiser aber erhob ihn zur Würde eines Mandarin, und auf diesem hohen Posten genoß er alle Achtung, die dem wahren Verdienst gebührt.

Welch eine unendliche Freude muß Thoang's, des edlen Sohnes, Brust durchdrungen haben, als er, durch seine Unerschrockenheit und das Wagen des Lebens seinen Vater gerettet, und durch des Kaisers Gerechtigkeit und Gnade sich so sehr belohnt sah! Wie wohl muß es ihm ums Herz gewesen seyn, wenn er seinen Vater sah, frei und thätig, und sein Gewissen ihm sagte: guter Sohn, das ist dein Werk!

8. Noch eine Geschichte will ich euch erzählen von einer guten Tochter, die den geliebten Vater retten wollte mit aller Klugheit, Kraftanstrengung, Selbstverläugnung, und Aufopferung ihres eigenes Lebens.

Meliabeth hatte lange Jahre dem Mirza Abbas, Sophi oder Kaiser von Persien, treu als General gedient, und genoß der vorzüglichen Achtung des Kaisers. Seine Neider und Feinde sannen auf Mittel, ihn zu stürzen, und beschuldigten ihn endlich der Unterschlagung königlicher Gelder. Ohne die Anklage genau zu untersuchen, oder dem Angeklagten Zeit zur Verantwortung zu geben, wurde Meliabeth sogleich in einen Thurm gesperrt, der auf einem Felsen mitten in dem großen Strome Tigris stand.

Halimehi Cantimiri war seine Tochter. Sie zerfloß in Thränen, als man den geliebten Vater gefesselt fortschleppte und sie nicht ein Wort mit ihm wechseln durfte. Alle Mühe gab sie sich, zu erfahren, an welchem Orte ihr Vater eingekerkert worden sey, und faßte den hochherzigen Entschluß, ihn zu retten, koste es, was es wolle. Um nicht verrathen zu werden, durfte sie ihr Geheimniß Niemanden anvertrauen, Niemanden zur Vermittelung gebrauchen, um auf die Felseninsel zu kommen, auf welcher sie nun ihren Vater im Gefäng-

niſſe wußte. In vier Monaten lernte ſie ſchwimmen, und zwar mit ſo unermüdetem Fleiße, daß ſie am Ende dieſes Zeitraumes den breiten und reißenden Arm des Tigris zu durchſchwimmen wagen durfte.

Allein, das brachte die gehoffte Wirkung nicht hervor, theils, weil ihr Vater nicht auf ihre Ankunft vorbereitet war, theils, weil ihre Stimme zu ſchwach war, um das Getöſe der Wellen zu überſchreien. Sie ſchwamm daher wieder zurück, und ſann lange nach, wie ſie ihren Vater von ihrer Ankunft benachrichtigen könne. Da malte ſie dann auf ein großes Stück Leinwand ihren Namen Halmehi, ſchwamm wieder auf die Felſeninſel, und hing dieſe Inſchrift an die Ecke eines Felſens, der dem Fenſter Meliabeths gegenüber war. Nicht lange währte es, ſo bemerkte der Vater die Schrift, und ſogleich dachte er, daß ſeine Tochter in der Nähe ſeyn werde. Er verließ nun ſein Fenſter beinahe niemals, und erblickte endlich, als es Abend wurde, ſeine Tochter über die reißenden Wellen des Fluſſes ſchwimmen. Welche Empfindung für einen Vater, der zum erſten Male dieſe gefährliche Kunſt an ſeinem Kinde ſieht! Welch ein Wiederſehn! Voll der innigſten Sehnſucht und Zärtlichkeit ſtreckten ſie die Hände gegen einander aus. Halmehi wagte es wegen der Nähe der Wachen nicht, laut zu rufen; ſie winkte blos ihrem Vater zu, ein Tuch herabzulaſſen, und knüfte, ſobald dies Meliabeth gethan hatte, einen Brief und zwei ſehr feine Feilen daran. In dem Briefe beſtimmte ſie den Tag, an welchem ſie wiederkommen würde, um ihn abzuholen, und mit ihm den Tigris zu durchſchwimmen.

Tief gerührt war Meliabeth über dieſen ſo großen Beweis kindlicher Liebe. Mit den Feilen ſägte er nach und nach die Stäbe ſeines Fenſtergitters durch, und machte ſich zur Flucht fertig. Halmehi erſchien richtig am beſtimmten Abende; der unglückliche Greis ließ ſich über das Fenſter herab, und ſank in die Arme ſeiner treuen Tochter. Lange ſprachen beide kein Wort; nur Freudenthränen benetzten ihre Wangen. Wie belohnt muß Halmehi ſich durch das Gefühl, die Retterin ihres Vaters zu ſeyn, für alle ausgeſtandenen Leiden gefühlt haben!

Halmehi empfahl sich in den Schutz der Gottheit, bat ihren Vater, ihr muthig zu folgen, und mit ihr an das Ufer zu schwimmen. Meliabeth folgte ihr, doch nicht ohne Furcht; aber seine Kräfte waren durch Kummer und das lange Gefängniß geschwächt worden; mitten im Strome verließen sie ihn, und er sank. „O mein Vater!“ schrie Halmehi mit dem stärksten Ausdrucke des Schreckens, raffte ihre ganze Kraft zusammen; und während sie mit einer Hand ihren Vater auf der Oberfläche des Wassers zu erhalten suchte, ruderte sie mit der andern fort. Nur mit der äußersten Anstrengung erreichten sie das Ufer, an welchem sie ermattet niedersanken.

Aber ach! der Ausruf der kindlichen Liebe, vom Echo in der Stille des Abends wiederholt, hatte die Wachen auf die Fliehenden aufmerksam gemacht. Sie setzten ihnen eilend in einem Kahne nach, und erreichten sie am jenseitigen Ufer. Die Unglücklichen suchten zu entfliehen, und die Soldaten schoßen Pfeile nach, welche die edle Halmehi schwer verwundeten. Der Blutverlust nöthigte sie, auszuruhen, und so wurde sie und ihr Vater gefangen genommen. Die Soldaten führten sie vor den Gouverneur von Bassora, und dieser, ein roher Krieger und gefühlloser Mensch, befahl beide zu hängen.

Mit edlem Muthe sprach Halmehi ihrem Vater zu, indem sie sagte: „Getrost, lieber Vater, ist es mir nicht vergönnt, mit dir zu leben, so will ich mit dir sterben. In einem bessern Leben finden wir uns wieder!“ Und in wenig Minuten hatte an der Seite ihres geliebten Vaters die edle Tochter ihr edles Leben vollendet.

Als der Kaiser das unglückliche Ende seines alten, treuen Dieners, und dessen liebevoller, edelmüthiger Tochter hörte, verwünschte er die gefühllose schnelle Gerechtigkeit des Gouverneurs, und befahl, der jungen Heldin und edlen Tochter eine Bildsäule von weißem Marmor zu setzen, und ihr jährlich ein Fest zu feiern. Da wallfahrteten dann die persischen Mütter und Mädchen zu dem Denkmale, das Halmehi vorstellte, wie am Fuße des Thurms der Vater in ihre Arme sank, und streuten zu ihrem Andenken Blumen.

An Halmehi's Grab.

Einen Augenblick nur blühte Halmehi auf Erden;
Doch ihr jungen Perser, o beweinet sie nicht!
Um dem Vater Meliabeth Retter zu werden,
Wird ein Opfer sie der treuen Kindespflicht,
Und wer so als Opfer für den Vater fällt,
Blüht als Cherub schöner in der bessren Welt.

*

Liebes Kind! nimm den alten Vater gerne auf, und betrübe ihn in seinem Leben nicht; und wenn seine Sinne abnehmen, sey geduldig, und verachte ihn nicht in deiner Kraft; was man dem Vater Gutes thut, wird nie in Vergessenheit gerathen. Sir. 3. 14 — 16.

Ein weiser Sohn ist seines Vaters Freude, aber ein thörichter Sohn ist seiner Mutter Gram. Spr. Sal. 10 1.

Kind, Ehre Vater und Mutter mit der That, mit Worten und Geduld, auf daß ihr Segen über dich komme; denn des Vater Segen bauet den Kindern Häuser, aber der Mutter Fluch reißet sie nieder. Spotte deines Vaters Gebrechen nicht, denn es ist dir keine Ehre. Denn den Vater ehren, ist deine eigene Ehre, und deine Mutter verachten, ist deine eigene Schande. Sir. 3. 9 — 13.

Du sollst Vater und Mutter ehren. Wer aber Vater und Mutter flucht, der soll des Todes sterben. Matth. 15. 4.

Den Aeltern Gleiches vergelten, das ist angenehm und wohlgethan vor Gott. I. Timoth. 5. 4.

Wenn ihr dies wisset, so seyd ihr selig, wenn ihr darnach handelt. Joh. 13. 17.

So lang ich Aeltern habe,
Will ich mich ihrer freu'n,
Und ihnen, bis zum Grabe
Treu und recht dankbar seyn.
Wer seine Aeltern liebt und ehret,
Sie nie verläßt, wie Jesus lehret,
Dem wird gewiß Gott langes Leben
Und einst zum Lohn den Himmel geben.

Arbeitsamkeit.

Der Mensch erhielt von dem Schöpfer Kräfte des Geistes und Körpers, daß er dieselben auf eine nützliche Art, und zu bestimmten und erlaubten Zwecken anwende. Das eifrige Streben, alle mit Anstrengung verknüpfte Handlungen, zu denen man vermöge der Umstände verbunden ist, so gut, als möglich, zu verrichten, nennt man Arbeitsamkeit.

Kein Mensch ist, der nicht zur Arbeitsamkeit verpflichtet wäre. Der Allerhöchste selbst, der ewig thätig ist, sein göttlicher Sohn, der unermüdet zum Wohle der Menschheit geschäftig ist, die höhern Geister und Boten Gottes, die gesammte Schöpfung, in welcher Alles, vom geringsten Insecte an, nach seiner Art thätig ist, geben uns das schönste Beispiel, und die heilige Schrift fodert laut uns zur Arbeitsamkeit auf.

Ein Kind, das sich nicht zu ordentlicher Arbeitsamkeit gewöhnt, wird nie glücklich werden. Unter hundert lasterhaft gewordenen Menschen mögen wohl mehr als neunzig seyn, die es dadurch geworden, daß sie sich in ihrer Jugend nicht an ordentliche Arbeit gewöhnt. Man muß sich freilich Anfangs einige Gewalt anthun, es kostet Mühe, sich in der Jugend bei seiner Arbeit fest zu halten; aber am Ende reuet es nicht, und die Mühe wird reichlich belohnt. Arbeitsamkeit entwickelt, stärkt und vermehrt alle menschlichen Kräfte; sie macht den Menschen sich selbst verehrungswürdig und andern nützlich. Ein müßiger und arbeitscheuer Mensch ist sich selbst und Andern zur Last.

Arbeitsamkeit verwahrt vor langer Weile und übler Laune, vor Armuth, vor Leichtsinn, vor Unordnung und mancher Thorheit, vor vielen Lastern, denen der Müßiggang nicht entgehen kann. Arbeit erwirbt innere Zufriedenheit, die Achtung und den Beifall aller guten Menschen, und erhöht die Freude beim Genuß sinnlicher Vergnügen. Selbst am Abende des Lebens, wo der Mensch von aller Arbeit ruhen wird, freut sich der Arbeitsame des ewigen Lohnes.

So habet denn euere Freude an einem thätigen, arbeitsamen Leben, ihr lieben Kinder. Thut jedes euerer Geschäfte aus Liebe zu Gott und mit Freuden, und erhebet vor und unter der Arbeit euer Herz zu Gott, daß er mit seinem Segen euch unterstütze, und vergesset nie den goldnen Spruch der Alten:

Zum Beten und zum fleißig seyn
Giebt Gott bald Segen und Gedeih'n.
Gebet und Arbeit sind verwandt,
Sie gehen immer Hand in Hand.

Und nun will ich euch von recht arbeitsamen Kindern erzählen, die dadurch ihr Glück machten, und große innere Zufriedenheit erlangten, weil sie Arbeitsamkeit liebten, ihre Kräfte sorgfältig verwendeten und thätig waren.

1. In Sommersetshire in England lebte ein armer Knabe, Namens Richard Whittington, der seine Aeltern nicht kannte, weil sie gestorben waren, als er noch recht klein war. Verlassen von aller Welt führte der arme Richard, als eine Waise, ein kümmerliches Leben. In zerlumpten Kleidern lief er einher, wie viele unglückliche Betteljungen in Stadt und Land, und suchte sich auf verschiedene Art Lebensunterhalt zu verschaffen, indem er bald als Bote oder Stiefelputzer, bald als Gänsehirt oder Gassenkehrer sich gebrauchen ließ; aber alles dieses trug ihm wenig ein; sein Beutelchen war fast immer leer, wie sein Magen, und er mußte oft froh seyn, wenn er nach einem Trunk frischen Wassers auch ein Stück schwarzes Brod genießen konnte. Doch klagte er nie gegen Gott, sondern betete recht herzlich zu ihm, und er gab ihm immer gute Leute, die sich des armen Knaben erbarmten, und ihm etwas schenkten.

Richard wuchs heran und wurde größer; da kam ihm der Gedanke, sein Heil in der großen Stadt London zu versuchen. Aber wie sollte er dahin reisen? Das Reisen kostet viel Geld, und das besaß Richard nicht. Indessen er hatte einen Mund und eine Zunge, und diese wußte er gut zu gebrauchen. Diese sollten ihm, dachte er, auch auf der Reise gute Dienste thun,

und ihn vor dem Erhungern schützen. Richard trat seinen Weg an, und vertraute recht auf den lieben Vater im Himmel. Kam er in eine Stadt oder in ein Dorf, so suchte er sich so viel zu erbettlen, als ihm zur Erhaltung seines Lebens nöthig war. Es fanden sich auch überall wohlthätige Menschen, die ihm manches Geldstück zuwarfen, ein Mittagmahl zukommen ließen, ihn auch wohl mit einem abgetragenen Kleidungsstücke beschenkten. In einiger Zeit war die Reise glücklich vollendet, und Richard befand sich nun in London, was er lange so sehnlich gewünscht hatte. Hier suchte er unterzukommen; aber es hielt schwer. Wohl an mehr als zehn Orten trug er seine Dienste an, wurde aber überall abgewiesen, vielleicht, weil er noch so jung war, vielleicht, weil sein schlechter Anzug eine schlechte Empfehlung für ihn war. Endlich kam Richard in das Haus eines Kaufmanns, der ein sehr reicher braver Mann war. Der arme, verlassene Junge dauerte ihn, und er sagte zu ihm recht freundlich: "Lieber Junge, du kannst in meinem Hause bleiben; du sollst in der Küche Geschäfte bekommen, aber eine Stube kann ich dir nicht einräumen, du mußt dich mit der kleinen Kammer begnügen, die dir die Köchin zeigen wird." Richard war herzlich froh, wie mancher arme Schelm, der aus einer drückenden Gefangenschaft frei gemacht wird. Er dankte mit gerührtem Herzen seinem künftigen Herrn für seine Gnade, und ließ sich sein Quartier anweisen. Aber du lieber Himmel, wie unreinlich fand er dasselbe! Das Kämmerchen war eng, wie ein Vogelkäfigt, und gar Vielerlei lag darin umher. In einem Winkel lagen zerbrochene Töpfe, zerschlagene Gläser, Teller und Schüsseln, alles durcheinander; in dem andern Winkel stand ein offenes Faß mit stinkendem Wasser, und hie und da ein Lumpen mit verrosteten und unbrauchbaren Küchengeräthen. Das alles machte den frohen Richard nicht mißmuthig. Er räumte alles hurtig zusammen, und schaffte es bei Seite, und freute sich, wie ein König, nachdem er sein Stübchen gereiniget hatte.

Nun war Richard wohleingesetzter Küchenjunge. Er verrichtete sein Amt mit mehr Treue und Gewandtheit, als sein Kamerade Jakob das seinige, der oft nur dann die Messer

und die Gabeln herumlegte, wenn das aufgetragene Fleisch schon fast kalt war. So handelte der arbeitsame Richard nicht. Was ihm aufgetragen wurde, that er gar freudig, schnell und gut, besonders hielt er alles in der Küche in der schönsten Ordnung. Aber durch diese seine Ordnungsliebe machte er sich bei der Köchin gar nicht beliebt. Das war ein recht mürrisches Geschöpf voll Zank- und Streitsucht. Sie warf alles durcheinander, und da Richard ein paarmal ihr Winke gab, daß dies nicht lobenswerth sey, so warf sie einen Haß auf ihn, der sich mit jedem Tage gegen ihn äußerte. Sie überhäufte ihn mit den bittersten Spötteleien, und nannte ihn fast immer nur den Küchenpräsidenten. Richard aber ertrug alles mit Geduld.

In den Stunden, da Richard frei von Arbeit war, stieg er in seine Kammer, und that manches für sich, denn er konnte durchaus nicht müßig gehen. Aber des Nachts hatte der arme Junge wenig Ruhe. Zwar plagte ihn jetzt die zanksüchtige Köchin nicht mehr; aber es fanden sich andere Plaggeister ein, die ihm gewaltig zur Last fielen. Es statteten ihm nämlich alle Nacht — meint ihr vielleicht Geister, nein — viele Mäuse und Ratten ihren Besuch ab, und Richard konnte sie nicht abwehren; denn wenn er auch heute drei davon todt schlug, so kamen doch morgen noch einmal so viel auf sein einsames Kämmerchen. Aber bald fand er Rath, dieser ungeladenen Gäste sich zu entledigen. Er hatte die Gewohnheit, alle Stecknadeln, die er fand, sorgfältig aufzulesen; denn er dachte: man soll auch das Kleine und Unscheinbare nicht gering schätzen; auch dieses kann noch recht nützlich werden. Als er einst eine beträchtliche Anzahl davon beisammen hatte, trug er sie einer Magd zum Kaufe an, und diese gab ihm einen baaren Groschen dafür. Richard hatte darüber eine große Freude; frohlockend lief er mit seiner Baarschaft auf den Markt, und kaufte sich eine Katze. Nun hatte er einen Stubengesellschafter, der ihm die wesentlichsten Vortheile gewährte; denn er wies treulich die ungebetenen Gäste ab, welche bisher den armen Richard des Nachts immer sehr beunruhigt hatten. Er konnte nun ruhig schlafen. Richard gewann die Katze lieb, und gab ihr den Na-

men Rips, von der Köchin aber und von andern Bedienten im Hause wurde sie spottweise nur der Kammerjäger genannt.

In dem Hause des Kaufmanns, wo Richard Küchenjunge war, herrschte die Gewohnheit, daß das Gesinde, wenn der Herr ein Schiff in ein fremdes Land mit Waaren abschickte, auch Einiges zum Verkaufe mitgeben konnte. Aber vorher mußten sie beweisen, daß das Geld, welches sie für die Waaren auslegten, die sie mit dem Schiffe fortschicken durften, von ihnen rechtmäßiger Weise erworben worden sey. Kam das Schiff glücklich nach London zurück, so erhielten sie das Geld, welches der Schiffskapitän für ihre Waaren erhalten hatte.

Als einmal ein Schiff von diesem Kaufmanne wieder abgehen wollte, kamen die Bedienten und Mägde des Hauses auf das Zimmer des Herrn, und brachten ihm, was sie mitschicken wollten. Nur Richard Whittington erschien nicht. Wo ist denn Richard? fragte der Herr. — Er ist nicht zugegen, antworteten alle, wir wissen nicht, warum er nicht kommt. — Sogleich ließ ihn der Kaufmann vorrufen. Richard kam. Was soll das heißen, Richard? sprach sein Herr, warum kommst du nicht ungerufen zu mir? Hast du denn gar nichts dem Schiffe mitzugeben? Ach, lieber Herr, antwortete Richard, ich habe kein Eigenthum, außer einer Katze; aber diese nimmt man gewiß nicht an. Warum denn nicht? sagte der Kaufmann; bringe sie nur her, sie kann auf gut Glück die Seereise mitmachen. Die Katze wurde dem Schiffskapitän als ein sehr treues und eifriges Thier geschildert, und er nahm sie um so lieber mit, da sich solche Thiere auf Schiffen recht gut gebrauchen lassen; denn da es daselbst viele Vorräthe von Lebensmitteln giebt, finden sich auch viele Ratten und Mäuse ein. Rips wurde auf das Schiff gebracht, welches den Namen Eichhorn führte. Der Capitän dachte bei sich: wenn ich das Thier auch nicht verkaufe, so wird es mir doch die Mäuse auf dem Schiffe wegfangen, und dafür kann ich dem armen Küchenjungen immer ein Stück Geld geben. Das Schiff segelte bei günstigem Winde ab.

Da Richard seine Mitregentin in seinem Pallaste unter dem Dache verloren hatte, so sprachen bald von neuem jene nächtlichen Plagegeister bei ihm ein. Er hatte nun weder des Tags,

noch des Nachts Ruhe. Am Tage quälte ihn die zanksüchtige Köchin, und des Nachts Mäuse und Ratten. Da verließ ihn endlich die Geduld. Um seiner nächtlichen Gäste los zu werden, hätte er sich wieder eine Katze kaufen müssen. Allein wie konnte er das? Hatte er doch keinen Pfening Geld, und Stecknadeln hatte er noch nicht so viele beisammen, um dafür ein Stück Geld zu bekommen. Er faßte daher den Entschluß, in aller Stille das Haus zu verlassen, und wieder in die weite Welt zu gehen.

Es war ein schöner Morgen, und die Sonne wollte eben aufgehen, da verließ Richard sein Nachtlager, und schlich sich leise aus seiner Kammer durch die Hinterthüre des Hauses. Bedächtlich öffnete er diese, und machte sie nicht ganz wieder zu, um Niemanden aus dem süßen Schlafe zu wecken. Das war freilich nicht ganz recht, denn er hätte ja seinem Wohlthäter, dem Kaufmanne, von seinem Entschlusse etwas sagen sollen; vielleicht hätte dieser Abhülfe gewußt, und wenigstens hätte er Richarden eine Katze gegeben.

Nun war Richard wieder sein eigener Herr, aber eben so arm, als da er nach London kam. In sich vertieft, wandelte er aus einer Gasse in die andere, und dachte über sein Schicksal nach. Auf einmal hörte er die Glocken auf einer berühmten Kirche in der Altstadt in London läuten. Die Glocken werden in London auf eine ganz eigene Art geläutet. Ihre Töne fließen nicht so durcheinander, wie bei uns in Deutschland, sondern sie folgen regelmäßig nach einander; der erste Ton ist ganz hoch, der letzte ganz tief, wie wenn man auf dem Claviere einige Tasten von oben nach unten anschlägt. Auf Richards Gemüth machte das Geläute einen sonderbaren Eindruck; er glaubte in demselben die Worte zu hören:

Kehre um, Whittington,
Dreimal Maire von London.

Der Maire (Mär) oder Lord ist eine hohe Gerichtsperson in London und der vornehmste Bürgermeister der Stadt, eine sehr wichtige Person. Was hat denn das zu bedeuten, dachte Richard? — Schnell faßte er den Entschluß, wieder umzukehren,

mit der Köchin und den Mäusen Geduld zu haben, und alles Uebrige dem lieben Vater im Himmel zu überlassen. Er fand die Thüre noch immer halb offen, und wanderte nun wieder in das Dachkämmerlein ein, aus welchem er ohngefähr vor einer Stunde ausgewandert war. Niemand im ganzen Hause merkte etwas von seinem Ab- und Rückzuge. Er bezog sein Dachstübchen, und lebte fleißig, gottesfürchtig und voll Geduld seine Tage in des Kaufmanns Hause hin.

Das Schiff Eichhorn war unterdessen an den Küsten von Afrika gelandet. Die Waaren fanden den besten Absatz, und reichlich mit Schätzen beladen landete das Eichhorn wieder in England. Alles kam gesund und froh zurück, nur Richards Rips nicht; den hatte man zurückgelassen, wiewohl ebenfalls gesund und munter, wie ihr gleich hören werdet. Der Capitän berichtete nun dem Kaufmanne, daß sie glücklich in einem Lande angekommen wären, welches den Engländern noch nicht bekannt gewesen war. „Der König und die Königin, sprach er, haben uns mit besonderer Gnade und Auszeichnung aufgenommen. Gleich nach unserer Ankunft wurden wir zur Tafel geladen. Die Speisen wurden, nach der Gewohnheit jenes Landes, auf den Boden gesetzt. Kaum aber waren sie aufgetragen, als eine Menge von Ratten und Mäusen hervorkam, und über die Schüsseln herfiel. Der König und die Königin sahen dies mit ziemlicher Gleichgültigkeit an: aber uns fiel dieser Besuch gewaltig auf. Ich fragte, ob seine Majestät dieses wohl zulassen könne? — Nein, sagte seine Majestät, aber wir können nicht anders; wir müssen es wohl dulden; es ist mit diesen Gästen gar kein Auskommen mehr.“

„O die will ich gleich wegschaffen, erwiederte der Capitän. Ich habe ein Thier am Borde meines Schiffes, das soll in wenig Minuten dieser Impertinenz ein Ende machen.“

Nun wurde Rips ans Land gesetzt, und zum König gebracht. Da gab es ein Spectakel! Das Erstaunen beider Majestäten war unglaublich, als sie den kleinen Tieger nicht über die Speisen, sondern blos über die ungebetenen geschwänzten Gäste herfallen sahen. Er richtete ein gewaltiges Gemetzel an; viele fraß er, andere tödtete er, und die übrigen suchten

ihr Heil in der Flucht. Der Tag wurde sogleich in den Jahrbüchern der sonst langen und glücklichen Regierung als der erste Tag angemerkt, an welchem man bei Hofe mit Ruhe zu Mittag gespeißt habe.

Und wo ist nun Rip? fragte der Kaufmann?

Ich habe ihn dem Könige schenken müssen, antwortete der Capitän.

Müssen? sagte der Kaufmann. Er wird wohl etwas dagegen geschenkt haben.

Das hat er, erwiederte der Capitän, aber blos einige Kleinigkeiten.

Nun, die muß der arme Richard haben, versetzte der Kaufmann. Laß sehen!

Vorerst wurden die Gewinne der übrigen Bedienten gebracht. Sie waren beträchtlich. Alle freuten sich darob, und die Köchin sagte in einem spöttischem Tone: „Haha, der Kammerjäger unsers Küchenpräsidenten ist bei Hofe befördert worden. Das wird dem Präsidenten was Schönes einbringen!“ Die übrigen Bedienten lächelten über den armen Küchenjungen, und über den witzigen Einfall der Köchin. Da hörte man auf einmal auf der Treppe ein großes Gepolter. „Das trage der Henker weiter, ich wahrlich nicht!“ wetterte ein Lastträger. Man ging hinaus, trug die Last weiter, und nun fand sich beim Oeffnen einer Kiste, daß sie mit Gold gefüllt war. Der Capitän ging zu Richard, händigte ihm noch ein Kästchen mit Juwelen von so großem Werthe ein, daß Whittington alle Kirchen von London mit allen Glocken dafür hätte kaufen können.

„Sieh, sagte der Capitän, mein lieber Richard, das bringe ich dir für deine Katze, für deine Redlichkeit, für deine Leiden — dabei blickte er seitwärts auf die erstaunte Köchin — und für dein ehrliches, geschicktes Gesicht.“

Richard wollte es anfangs gar nicht glauben, daß alle die Schätze ihm gehören sollten, und als der Capitän und sein Herr ihn ernstlich davon versicherten, konnte er sich lange von seinem Erstaunen nicht erholen. Die Köchin und die übrigen Bedienten machten ein sonderbares Gesicht dazu. Auf manchem Gesichte konnte man Neid, auf den andern Bestürzung, und auf

einigen eine erzwungene Freundlichkeit gegen Richard ganz deutlich lesen. Gar demüthig näherte sich die Köchin ihrem Küchenpräsidenten, und gratulirte ihm, wie sie sagte, von Herzen zu seinem Glücke.

Der Capitän erzählte noch folgendes: Der König, sprach er, wäre nicht so freigebig gewesen, wenn sich nicht zur Freude des ganzes Hofes und des ganzen Landes der glückliche Zufall ereignet hätte, daß die Katze bald sechs Junge zur Welt gebracht hätte. Diese hatten alle die Eigenschaften ihrer Mutter, und reinigten nicht nur den Hof von Ratten und Mäusen, sondern hielten auch diese geschwänzten Unholde im ganzen Land in dem gehörigen Respecte.

Nun war Richard sehr glücklich; denn er war im Besitze großer Reichthümer. Aber was glaubt ihr wohl, meine lieben Kinder, was er damit werde gethan haben? Etwa recht fröhlich gelebt, gegessen und getrunken, und schöne Pferde gehalten? Nein, meine Lieben. Zuerst machte er den Bedienten und Mägden des Hauses einige Geschenke, sogar gegen die Köchin war er freigebig; dann lernte er die Handlung, weil er sein Vermögen nützlich anwenden, und nicht müßig verzehren wollte, trat nach zurückgelegter Lehrzeit mit seinem Herrn in Kompagnie, und heurathete seine einzige Tochter. Mit unermüdetem Fleiße arbeitete er in seinem Comptoir, und gab allen, die um ihn waren, durch sein Leben die Lehre: daß man seine Kräfte und sein Vermögen nützlich verwenden müsse. Wirklich wurde er auch unter drei verschiedenen Königen Lord Major, oder Bügermeister von London; aber nicht, weil ihm einst dieses von dem Geläute der Glocken in der Altstadt gleichsam prophezeiet worden, sondern weil er ein sehr arbeitsamer, gescheider und angesehener Mann geworden war. Seine Sparsamkeit und seine Liebe zur Reinlichkeit hatte ihn zum Besitz einer Katze, und diese zu großen Reichthümern verholfen. Ein anderer wäre bei ihrem Besitze entweder ein verschwenderischer Müßiggänger, oder ein hartherziger Geitzhals geworden; Richard aber wurde keines von beiden. Vielmehr verwendete er mit allem Eifer alle seine Kräfte, um etwas Rechtes und Nützliches zu lernen und seine Reichthümer mit Vernunft zu

gebrauchen. Statt sich für die erlittenen Beleidigungen zu rächen, that er denen Gutes, die ihn in seiner Armuth verspottet hatten. So kam es dann, daß, während Andere in seiner Lage von allen Menschen gehaßt oder verachtet worden wären, Richard Whittington sich die Liebe aller Menschen, und das Zutrauen seiner Mitbürger und seines Königs in einem so hohen Grade erwarb, daß er dreimal Lord-Bürgermeister von London wurde, und sein Name noch jetzt in Volksliedern besungen wird.

Lernet aus dieser Erzählung, meine lieben Kinder, wie man seine Kräfte und sein Vermögen durch Arbeitsamkeit nützlich verwenden solle, um sich die Achtung der Menschen, Gottes Wohlgefallen, und ein frohes glückliches Leben zu erwerben.

2. Isabelle, die Tochter eines Kaffewirthes in Paris, war die Stütze ihrer Mutter und die Freude und der Stolz ihres Vaters. Schon im vierzehnten Jahre wurde sie von Niemanden im Hause an Arbeitsamkeit, Fleiß und Thätigkeit übertroffen; alles besorgte, so weit es möglich war, sie selbst in Küche und Keller, oder wachte wenigstens über das Gesinde, daß es nicht im Dienste nachläßig wurde. Nie erschrack sie vor der Menge Gäste, die sich an manchen Tagen in dem Kaffesaal sammelten; alle wurden mit einer Schnelligkeit, Genauigkeit und Freundlichkeit bedient, die sie in keinem andern Ort antrafen. Nirgends herrschte mehr Reinlichkeit und Ordnung, als unter der Aufsicht der thätigen und reitzenden Isabelle.

Je älter sie wurde, nahm ihre Schönheit, aber auch ihre Thätigkeit und Einsicht zu. Viele junge Leute suchten ihre Bekanntschaft, besonders die Pariser Stutzer: aber ihre Tugend und ihr guter Name erhielten sich immer rein. Kein unheiliger Mund wagte es, Isabellens Ruhm anzutasten; Alle ehrten ihre Thätigkeit, Sittsamkeit und die Würde, mit der sie diese zu behaupten wußte.

Einst, da wegen einer Feierlichkeit bei Hofe sich alle Gäste verliefen, wollte Isabelle diesen Umstand benützen, sich auch einmal einige Erholung zu verschaffen; denn beinahe nie wurde ihr bei ihrer kränklichen Mutter, und dem Drange der Ge-

schäfte in ihrer Wirthschaft das Vergnügen zu Theil, Nachmittags ausgehen zu können. Schon war sie angekleidet und im Begriff, ihren Aeltern den vorhabenden Spaziergang anzuzeigen und sich zu beurlauben, als das Mißgeschick einige Herren hereinführte, die Chokolade begehrten. Was war nun zu machen? Die Mutter hütete das Bette, die Magd war ausgeschickt worden, der Vater mußte zur Bedienung der Gäste im Zimmer bleiben. — Isabelle war bald entschlossen; sie war bereit, ihrer Pflicht ein Vergnügen zum Opfer zu bringen, entkleidete sich schnell, band ihre Schürze um, machte Feuer, kochte Chokolade, und bediente damit die Fremden mit einer Freundlichkeit und Höflichkeit, die nicht ahnden ließ, daß sie sich eines kleinen Verdienstes wegen ein großes Vergnügen hatte versagen müssen. Von den Gästen war indessen doch nicht unbemerkt geblieben, daß Isabelle ihretwegen von einem Ausgange ganz abgehalten worden war; einer unter ihnen faßte sie besonders scharf ins Auge, ließ sich in ein Gespräch mit ihr ein und bedauerte, daß er sie um ein Vergnügen gebracht hätte. Allein, Isabelle sagte ihm mit der ihr eigenen Anmuth, daß eine gute Wirthschafterin ihre Pflichten dem Vergnügen vorzuziehen wisse, und beantwortete alle seine Complimente mit einem Geist und einer Bescheidenheit, die den Fremden entzückte.

Ich bin ganz bezaubert von ihrer Tochter, sprach er, als er mit dem Vater und seinem Freunde allein war. Wie ist es möglich, daß ein Mädchen, wie Isabelle, bei so viel Verstand, Schönheit und Herzensgüte noch keinen Freier gefunden hat?

Ach, sprach der Vater, es haben sich schon Viele um sie beworben; sie spricht aber, daß sie erst achtzehn Jahre alt sey, und es mit dem Heirathen keine Eile habe. Die Wahrheit ist jedoch, daß sie ihre kranke Mutter nicht verlassen will, und es dieser bisher an Zeit und mir an Mitteln gefehlt hat, ihre Aussteuer zu besorgen.

Ich lobe ihre kindliche Liebe, fuhr der Fremde fort, aber die Mutter wird nicht immer krank bleiben, und eine so gute Tochter verdient, durch die Hand eines braven Gatten glücklich

zu werden. Folgen Sie also meinem Rathe und geben Sie bald ihrer Isabelle einen Mann nach ihrem Herzen; für alles Uebrige wird Gott sorgen. Wissen Sie nicht, daß die heilige Schrift sagt: der Aeltern Segen baut den Kindern Häuser?

O, sprach der Vater, wenn es nur an dem väterlichen Segen liegt, den hat nie ein Kind besser verdient, als meine Isabelle. Ihre unermüdete Liebe gegen ihre kranke Mutter, die sie so kindlich pflegt in ihren Krankheiten, unterstützt in der Wirthschaft; ihre Unverdrossenheit in jeder Arbeit; die unermüdete Geschäftigkeit, mit der sie meinem Hause vorsteht; — dies alles wird ihr Gott gewiß lohnen.

Noch unterhielten sie sich lange in diesem Tone von Isabellen. Als endlich die Gäste glaubten, es sey Zeit, sich zu entfernen, verlangten sie ihre Rechnung, und bezahlten sodann mehr, als der Wirth begehrte.

Nun aber, sprach der Fremde, der bisher das Wort geführt hatte, sind wir der braven Isabelle noch eine besondere Entschädigung schuldig für das Vergnügen, um das wir sie gebracht haben. Nehmen Sie, schönes Kind, in diesem Papier den Lohn für ihre kindliche Liebe und Selbstverläugnung; behalten Sie den Fremden lieb, den Sie heute so freundlich bewirtheten, und wenn Sie bald glücklich sind an der Hand eines Gatten, der ein edles Herz, wie das Ihrige, zu schätzen weiß, so erinnern Sie sich bisweilen an den heutigen Tag.

Isabelle, betreten über diese Rede, schlug das Papier auf, und fand in demselben eine Anweisung auf 6000 Livres mit Kaiser Joseph's Unterschrift.

Der Fremde, den sie heute bewirthet hatte, war nämlich der Kaiser Joseph, dem bei seinem Aufenthalte in Paris die halbe Stadt nachströmte, so oft er sich blicken ließ, und der daher öfters, um sich der lästigen Menge zu entziehen, einsam oder in Begleitung weniger Vertrauten, in der einfachen Kleidung eines Privatmannes, die Straßen der Stadt durchwanderte. Um ihn zu sehen, wollte Isabelle ausgehen, und nun wurde ihr das Glück zu Theil, den menschenfreund-

lichen Monarchen unter ihrem Dache zu begrüßen, mit ihm zu sprechen, und ein Gegenstand seines Wohlwollens zu werden. Hingerissen von so vieler Herablassung und Güte sanken Vater und Tochter zu seinen Füßen, und benetzten seine wohlthätigen Hände mit ihren Thränen. Der Kaiser aber richtete sie auf, küßte die gute Tochter, drückte dem glücklichen Vater die Hand, und versicherte, daß ihm ihr Andenken immer theuer seyn werde.

Isabellen machte er besonders zur Pflicht, ihm Nachricht zu ertheilen, wenn sie einen Mann nach ihrem Herzen gefunden haben würde, und er behielt sich vor, ihr selbst den Trauring zu bestellen. Isabelle schwieg; aber ein seelenvoller Blick und eine hohe Röthe, die ihre jungfräulichen Wangen überzog, antworteten für sie.

Bald verbreitete sich die Geschichte in ganz Paris, und das Volk wurde noch begieriger, den wohlthätigen Monarchen zu sehen, der, wie eine Gottheit, segnend und wohlthuend umher wandelte.

Isabella wurde glücklich wie sie es verdiente. Sie schenkte ihre Hand einem sittsamen Jüngling, der sie schon längst im Stillen verehrte. Sie schrieb ihre Verlobung dem Kaiser, der ihr eigenhändig antwortete, und seine Glückwünsche mit einem Brilliant-Schmuck von hohem Werth begleitete.

All dieses Glück, und diese Freude, wären sie Isabellen wohl zu Theil geworden, wenn sie nicht thätig und arbeitsam gewesen wäre, und ihrer Pflicht ein Vergnügen vorgezogen hätte?

Der Arbeit reifen goldne Saaten
Und lohnen einst zur Aerndtezeit
Den Schweiß vollbrachter Edelthaten
Mit himmlischer Zufriedenheit.

3. Zu Fermeri in Irland lebte ein rechtschaffener Pächter mit einer zahlreichen Familie, drei Töchtern und ebensoviel Söhnen. Der jüngste davon, der Nichols hieß, war sehr klein, sprach nicht viel, hatte eine tiefe Einsicht, gute Beurtheilungskraft, und eine seltene Arbeitsamkeit. Da er einsah,

daß seine ältern Brüder die Pachtung seines Vaters erhalten würden, beschloß er, für sich selbst ein kleines Gewerbe zu unternehmen, um nicht in die Nothwendigkeit versetzt zu seyn, dienen zu müssen. Da er einst mehrere Kaufleute von dem außerordentlichen Profite sprechen hörte, der beim Handel mit der schönen Wolle von Connacie zu machen wäre, so beschloß er, ein ähnliches Unternehmen zu wagen. Kaum eilf Jahre alt, mit bäuerischer Kleidung angethan, mit großen Holzschuhen an den Füßen, bewaffnet mit einem Stocke mit Eisen beschlagen, um sich gegen die Wölfe zu vertheidigen; weder mit Geld, noch mit Waaren versehen, ging er heimlich früh morgens aus dem väterlichen Hause, nachdem er schon Abends vorher seine Aeltern und Geschwister von seinem Vorhaben in Kenntniß gesetzt und sie aufs zärtlichste umarmt hatte. So ausgestattet und blos mit Brod und Käse versehen, richtete Nichols seinen Weg gerade nach der Grafschaft und Stadt Gallowai, wo ein Baron von Baltimore sowohl wegen seiner kaufmännischen Kenntnisse, als wegen seines Edelmuthes und seiner Wohlthätigkeit bekannt war. Zu diesem beschloß der kleine Nichols zu gehen, und ihn geradezu um einen Vorschuß zu einem Wollenhandel zu bitten. Man sieht hieraus, wie wenig der gute Nichols die Menschen kannte, und wie sehr er glaubte, daß alle Menschen so gut und so zutrauend wären, wie er. Er kam zu dem Baron. Diesem gefiel der Ausdruck von Geist und der freimüthige Ton dieses jungen Landmannes außerordentlich, und er war sehr erstaunt, ein Kind zu sehen, welches sich als einen Kaufmann ankündigte, und schon so gut sprach, als ob es viele Erfahrung hätte. Er schloß aus seinem Anstande, und dem Passenden seiner Antworten, daß man auf seine Versprechungen bauen dürfe, und lieh ihm wirklich 130 Thaler.

Als Nichols im Besitze einer so beträchtlichen Summe war, überhäufte er, voll frohen Muthes, seinen Wohlthäter mit Danksagungen, und eilte, seinen ersten Einkauf zu besorgen. Er benahm sich mit einer seltenen Klugheit und Ueberlegung, und setzte seine Wolle in den Gegenden, wo die Schafe selten waren, mit großem Gewinne ab. Wo er die Wolle verkaufte,

kaufte er sich Tuch und andere kleine Waaren ein, die in den Gegenden, wo es viele Wolle gab, gesucht wurden. So hatte er doppelten Gewinn bei seinen kaufmännischen Reisen, die er noch immer zu Fuß, in seiner schlechten Kleidung, und ohne mehr zu verzehren, als er höchstnothwendig brauchte, vollbrachte. Durch diese außerordentliche Arbeitsamkeit und Sparsamkeit brachte er es in kurzer Zeit nicht nur so weit, daß er seinem Wohlthäter die dargeliehene Summe mit unendlichem Danke zurückstellen und den Handel mit dem bereits gemachten Profite fortsetzen konnte, sondern auch, daß sein Ruf und Credit sich immer vermehrte, indem Jedermann dem sparsamen, im Bezahlen so pünktlichen Nichols die Wolle auch auf Borg zum Verkaufe mitgab, oder gern von ihm kaufte, da seine Redlichkeit schon so bekannt war.

So kam es denn nach und nach, daß Nichols sich bald in den Stand gesetzt sah, zwei Pferde und einen Wagen zu kaufen. Je mehr Wolle er auf einmal zu Markte brachte, um so größer war nun auch sein Gewinn, und er sah sich vom Glücke so sehr begünstiget, daß er in kurzem unter die wohlhabendsten Wollenhändler gerechnet wurde. Er unterließ dabei nicht, dem edelmüthigen Baron von Zeit zu Zeit über sein Glück und seine Unternehmungen Rechenschaft abzustatten, und ihn um seinen Rath zu bitten; denn Nichols glich nicht jenen ausgearteten, undankbaren Menschen, die, so bald sie sich geholfen sehen, ihre Wohlthäter mit Gleichgültigkeit und Kälte behandeln und vergessen. Als ihn der gütige Baron einst fragte, warum er sich denn nicht besser kleide, da er doch so großes Glück bei seinem Handel habe, antwortete der kluge Nichols: „Ich bin bedeckt und das ist die Hauptsache. Wollen Sie, daß ich durch schöne Kleider die Begierde der Dieben reitzen soll? Wäre ich sehr gut gekleidet, so würde ich die Wirthe veranlassen, mir recht hohe Rechnung aufzuschreiben, und wäre zugleich auch verbunden, besser zu essen und zu trinken, als jetzt. In meinem schlechten Oberrock bin ich mit einem Stück Speck und etwas Bier zufrieden, ich schlafe im Stalle an der Seite meiner Arbeitsthiere, und sorge zugleich selbst für das, was ihnen die Nacht über fehlen könnte.“

Dem Baron gefiel diese kluge Antwort ungemein, und er versprach ihm ein glänzendes Glück bei einer solchen Denkart.

Verwendete aber Nichols gleich auf seinen Körper wenig, so sparte er doch keine Kosten, seinen Geist mehr auszubilden, der bisher noch wenig fremde Nahrung genossen hatte. Er hielt sich drei Lehrer auf einmal, um sich im Schreiben und Rechnen, der Geographie und Handelskunde zu vervollkommnen, und strengte sich Tag und Nacht an, das Versäumte nachzuholen. Zugleich trieb er aber seinen Handel lebhaft fort; denn da er sich vom Glücke begünstigt sah, so beschloß er auch, es recht zu benützen.

Der kleine Nichols war nun in einem Alter von fünfzehn Jahren, und hatte sich schon ein beträchtliches Vermögen erworben, als ihn die Sehnsucht ankam, seine Aeltern und Geschwister wieder zu sehen. Sein Vater hatte zwar von dem kleinen Wollenhändler Nichols, dessen Klugheit und Glück durch ganz Irland bekannt war, oft sprechen gehört; aber nie vermuthet, daß dies sein Sohn seyn könnte. Welch ein Triumph muß das für ein wohlgesittetes Kind seyn, wenn es die Früchte seiner Arbeiten und seines guten Betragens mit kindlicher Empfindung zu den Füßen seiner Aeltern legen, und ihnen dadurch ihre Sorgen und Mühe zum Theil vergelten kann!

Nichols legte bei seiner Rückkehr ins väterliche Haus absichtlich das grobe tüchene Kleid an, in welchem er es verlassen hatte; denn er war nicht sehr gewachsen, und es paßte ihm noch. Er ließ Pferde, Wagen und seinen Diener im Wirthshause, und trat eines Abend, während des Nachtessens, allein ins Haus. Sein Bruder, der ihm die Thür öffnete, erkannte ihn zuerst. „Ach, das ist mein Bruder, rief er, das ist Nichols!“ und umarmte ihn mit Freude und Ungestümm. Bei diesem Ausruf eilten Mutter und Schwestern ihm entgegen; die Mutter fühlte vor Rührung die Füße unter sich wanken, und rief mit erstickter Stimme: „Ach, es ist mein armes Kind, er ist es selbst!“ Sie sank sogleich vor Ueberraschung und Freude in Ohnmacht, indeß sie ihn an ihre Brust drückte. Als sie sich erholt hatte, brachte sie ihren Sohn an der Hand zu ihrem Manne, und sagte: „Ach Lieber, wir haben ihn zu lange

nicht gesehen, um böse auf ihn zu seyn! — Das arme Kind, es hat noch die nämlichen Kleider!«

»Bist du's? Ein gutes Früchtchen! sagte in einem strengen Tone der Pächter. Thut er nicht, als ob er nun Etwas geworden wäre!« —

»Lieber Vater, versetzte der Sohn Nichols mit Achtung, höret mich nur an; aber vorher erlaubet mir, meinen Geschwistern einige kleine Geschenke zu machen.« Dabei überreichte er seinem Vater einen Beutel mit hundert Oribans (ein Oriban ist ein Goldstück von beiläufig eilf Gulden), seiner Mutter einen mit fünfzig, und seinen Geschwistern jedem einen mit fünf und zwanzig. Wie viele Oribans waren dies? —

Ganz erstaunt bei dem Anblicke solcher Summen bildete sich der Vater plötzlich ein, daß sie aus einer unreinen Quelle, oder von einem Diebstahle herrühren könnten, und verwünschte sein Unglück, einen so mißrathenen Sohn zu haben. Allein Nichols ließ ihn nicht lange im Irthume, indem er sogleich seine Lebens- und Handelsgeschichte zu erzählen begann.

»Was, unterbrach ihn der alte Vater bis zu Thränen gerührt, du wärest der kleine Wollenhändler, von dem wir so oft haben sprechen gehört?« — »Ja, mein Vater, antwortete Nichols, indem er ihn umarmte, ich will euch zum Beweise mein Kaufmannsgepäcke und meinen Briefwechsel mit den reichsten Privatleuten der Kantone, die ich durchreist habe, vorweisen.« Die gute Familie war ganz verwundert; was sie hörte, schien ihr ein Traum und sie hatte Mühe, so viel Glück für wahr zu halten. Endlich ging man ins Wirthshaus, um alles das zu holen, was der kleine Nichols genannt hatte. Es war ein allgemeines Freudengeschrei, als man seinen Bedienten, seinen Wagen und seine Waaren ankommen sah. Mehrere Tage gab es nichts, als Feste und Ergötzungen; allein nach vierzehn Tagen entriß der gute Sohn sich wieder den Umarmungen seiner glücklichen Familie, um seinen Handel fortzusetzen.

Nachdem er einige Jahre auf dieser Laufbahn fortschritt, hatte er sich, nebst dem Rufe eines großen Handelsmannes und eines edlen Menschen, ein Vermögen von beinahe 240,000 fl.

erworben. Obschon er erst fünfundzwanzig Jahre alt war, beschloß er doch, seinen Gewinnspeculationen Gränzen zu setzen, und für sich selbst zu leben. Er kaufte sich in dieser Absicht ein sehr schönes Landgut, und genoß daselbst die Früchte seiner Arbeit in der Mitte der Seinigen, die er sämmtlich zu sich nahm. Nichols fühlte sich bewogen, seinen alten Wohlthäter, der die Grundlage seines Glückes legte, noch einmal zu besuchen. Baron Baltimore wohnte nun in London, und Nichols, der diese Reise für die ehrenvollste seines Lebens hielt, beschloß, dahin zu gehen und ihm noch einmal seine Dankbarkeit auf eine Art zu bezeigen, die gegen einen reichen und edlen Mann, den es beleidigen müßte, wenn man seine Wohlthaten mit Geld bezahlen wollte, anständig wäre.

„Mein verehrungswürdiger Herr! sagte Nichols, als er zu London in das Zimmer des edlen Barons trat, hier habe ich ein Geschenk, das ich Ihnen anbiete!“ Er öffnete sogleich eine Schachtel, die er unter dem Arme trug, und zog ein Gemälde auf Leinwand und einem Rahmen von wohlriechendem Holze ohne alle Vergoldung hervor. Als er sein Gemälde aufgestellt hatte, erblickte man den kleinen Nichols nach der Natur gemalt. Er hatte sein grobes Kleid an, in der Hand einen Stock mit Eisen beschlagen, und Holzschuhe an den Füßen; kurz er war ganz so, wie er damals vor dem Baron erschienen war, als ihm dieser das erste Geld zum Anfange des Wollenhandels vorschoß.

„O mein edelmüthiger Wohlthäter, sagte der bescheidene und dankbare Kaufmann Nichols, Sie sind es, dem ich Alles schuldig bin, was ich besitze. Ohne Sie würde ich nichts seyn, ohne Sie nichts haben. Wenn man bei Ihnen das Bild eines armen Landmannes sieht, wird man Sie sicher fragen, was dieses Gemälde bedeute. Sagen Sie dann, ich bitte Sie, es sey Nichols, der bei Ihnen sein erstes Geld geliehen und es so angelegt hat, daß er jetzt in einer Kutsche fahren kann, denn die meinige steht jetzt in Ihrem Hofe. Nichols und sein Glück sind Ihr Werk. Nichols verdankt sein Glück Ihren Wohlthaten!“

Der Baron, dessen Seele eben so gefühlvoll, als menschlich und groß war, fühlte sich durch diesen einfachen Beweis der

Ehrerbietung und Dankbarkeit außerordentlich geschmeichelt; er hing Nichols Portrait in seinem Kabinete auf und sagte: Mein lieber Freund, Ihr Bild wird diesem Kabinete zur schönsten Zierde gereichen, und das köstlichste Erbtheil meiner Nachkommen seyn. O möchten sie Ihnen nachkommen! —

Unter allen Tugenden, welche die Menschheit zieren, behaupten unwidersprechlich Arbeitsamkeit, Bescheidenheit und Dankbarkeit den ersten Rang. Wie glücklich wurde Nichols durch seine Arbeitsamkeit und Klugheit bei den Geschäften; wie viele Achtung verdient er durch seine Erkenntlichkeit, Bescheidenheit und Dankbarkeit, welche er gegen den Gründer seines Glückes bewies. Möchte es doch lauter so fleißige Menschen geben, die ihre Kräfte so thätig zum Besten verwenden, wie Nichols; möchten Alle die ihnen erwiesenen Wohlthaten erkennen, und dankbar dafür seyn!

4. Ernestine Christine Reiske von Kämberg war schon in ihrer Jugend ein Muster der Arbeitsamkeit. Ihr Vater starb für sie und ihre neun Geschwister zu früh, und hinterließ ihrer Mutter wenig Vermögen. Nun erst kam es Ernestinen zu gut, daß sie, von zarter Jugend an, alle weiblichen Arbeiten und Beschäftigungen gelernt und geübt hatte; denn sie wurde fast allein die Stütze ihrer Mutter, welche sie, bis an deren Tod, bei sich behielt und zärtlich verpflegte. Sie fand ihr größtes Vergnügen in der Arbeitsamkeit, und hatte gar keinen Hang zur Gemächlichkeit; selbst ihre Erholungsstunden wußte sie nützlich zuzubringen. Mit wahrer Kunstfertigkeit wußte sie Spitzen nach eigenen Mustern zu garniren, und oft wurden ihr für Stickarbeiten, z. B. ein Paar Manschetten 20 bis 30 Thaler bezahlt. Arbeitsam und sittsam lebte dieses Mädchen im stillen häuslichen Kreise vergnügt und froh. Ueber ihr ganzes Leben war Anmuth und Liebenswürdigkeit verbreitet; immer weiter verbreitete sich der Ruf ihrer Geschicklichkeit, und man achtete sie daher allgemein; öfters hätte sie sich vortheilhaft verheirathen können. Allein ihre große kindliche Liebe zu ihrer Mutter, welche sie nicht verlassen wollte, erlaubte ihr nicht, jenen Anträgen Gehör zu geben. Erst später verheirathete sie sich mit einem Professor der arabischen Sprache in Leipzig, der

ihres Edelsinnes wegen sie zur Frau sich wählte. Doch vergaß Ernestine ihre Mutter nicht, sondern nahm sie zu sich; selbst im Ehestande war sie noch ein Muster der Arbeitsamkeit. Um ihrem Gatten in seinen mühevollen, sehr trockenen, gelehrten Arbeiten beistehen zu können, lernte sie lateinisch, griechisch, hebräisch, arabisch und die europäischen Sprachen. Eine ihr eigene große Gelehrigkeit, die sie von Jugend auf geübt hatte, und ein schnelles Fassungsvermögen machten ihr dieses leicht, und ihr fester Wille und die Erfahrung bewies, daß es richtig sey, wenn man sage: der Mensch kann Unglaubliches lernen und thun, wenn sein Wille fest ist.

Sie blieb die treue Gefährtin ihres Ehegatten bis zu seinem Tode; sie ehrte sein Andenken immer, brachte seine hinterlassenen Handschriften in Ordnung, ergänzte und gab sie in Druck heraus, und theilte immer, wie vorher, die Zeit zwischen gelehrten, häuslichen und landwirthschaftlichen Arbeiten.

Wer der Arbeit Mühe flieht,
Verdient nicht das geringste Glück;
Wer der Arbeit sich entzieht,
Zieht seine Hand vom Lohn zurück.
Die weder Fleiß noch Mühe scheuen,
Die kann auch nur der Lohn erfreuen.

8. Wer die Arbeit liebt, und mit Aufmerksamkeit, Klugheit und Ordnung seine Geschäfte und Unternehmungen betreibt, findet sicher einen schönen Lohn. Höret also, liebe Kinder, was ich euch von einem Landsmanne erzählen will, der durch Arbeitsamkeit ein großes Glück machte.

Anton Kindenschwender war der Sohn eines armen Holzhauers zu Gaggenau, einem Dorfe im Murgthale im Großherzogthum Baden. Schon in frühester Jugend zeichnete er sich durch Arbeitsamkeit, Fleiß und Thätigkeit aus, und mit Recht kann man ihn als ein Beispiel zur Nachahmung aufstellen. Als kleiner Knabe machte er seinen Aeltern, die ihn zur wahren Gottesfurcht und zum Lernen anhielten, durch sein sittsames Betragen viele Freude. Wo er immer bemerkte, daß denselben etwas Angenehmes geschehen könnte, wandte er

alle Aufmerksamkeit an, dies zu thun. Als er sein zwölftes Jahr erreicht hatte, entschloß er sich aus eigenem Antriebe, das Haus seiner Aeltern, die in armen Umständen waren, zu verlassen, um ihnen die Last ihrer Haushaltung zu erleichtern. Er verdingte sich nun in dem nahe gelegenen Dorfe Ottenau bei einem Fuhrmann, Namens Klump. Ein Reichsthaler an Geld, ein abwerkenes Hemd, Kittel und Hosen von Zwilch, ein Brusttuch und ein schwarzer Hals-Flor waren sein ganzer Jahreslohn. Ehe er aber seinen Dienst antrat, hörte er, daß in dem würtembergischen Gränzorte Löffenau Handarbeiter zum Ausgraben der Kartoffeln gesucht würden. Eine so schöne Gelegenheit, etwas zu verdienen, dachte Anton nicht aus den Händen lassen zu müssen. Diese so wohlthätigen Kartoffeln waren damals, im Jahre 1740, noch nicht allgemein verbreitet, und er gerieth in große Versuchung, einige zu entwenden, um sie in seinem Geburtsorte zu verpflanzen. Aber er widerstand dieser Versuchung, und bedung sich statt des Lohnes so viel Kartoffeln aus, als die Eigenthümer glaubten, daß er verdient hätte. Er erhielt sechs Körbe voll, von denen er fünf nach Hause brachte, und dadurch der erste Verbreiter im Murgthale wurde. Nun trat er seinen Dienst an, und lernte das Nöthigste vom Ackerbaue, der Viehzucht und dem Fuhrwesen. Nach einigen Jahren entschloß er sich, seinem Vater im Holzmachen Gesellschaft zu leisten, und erlangte durch beständige Aufmerksamkeit eine solche Geschicklichkeit in dieser Handarbeit, daß ihn hierin Niemand übertraf. Seines Vaters Landsmann und Freund, Berger zu Weißenbach, der von dem Holzhändler Böhringer zu Büchenbronn zum Meisterknechte beim Holzfällen angestellt worden war, bestellte den Anton zum Oberknechte der Holzhauer, und verschaffte ihm durch Geld-Vorschuß Gelegenheit, selbst Bäume zu kaufen und zu verkaufen, wodurch er nach und nach Geld und Handelskenntniß gewann. Bald darauf kam van Derven aus Rotterdam, der Handelsherr der Böhringerischen Spedition, ins Land, lernte Antons Kenntnisse näher kennen, und nachdem er ihm die Besorgung einiger Privat-Geschäfte aufgetragen hatte, die Anton zu seiner größten Zufriedenheit ausrichtete, so bestellte

er ihn zu seinem Faktor mit einem Jahrgehalt von 900 Gulden. Dieses Glück hatte Anton seiner Arbeitsamkeit und Thätigkeit zu verdanken: aber er entschloß sich, die ihm so schön dargebotene Gelegenheit zu ergreifen, und sein Glück noch weiter zu verfolgen. Er kaufte und verkaufte Holz, und erwarb sich durch diesen Handel bald so viel Vermögen, daß er sich ein eigenes Haus anschaffen konnte. Nie ermüdete seine Thätigkeit, und von Stufe zu Stufe wuchs sein Glück.

Einige Zeit nachher erhielt er Zutritt bei dem damaligen Bischofe zu Speier, und verkaufte ihm für viele Tausend Gulden Holz nach Holland. Er schloß Handelsverträge mit Baden, Kur-Pfalz, Zweibrücken, dem ehmaligen Bisthum Straßburg, den vorderösterreichischen Ständen, und mit vielen Klöstern, Städten und Gemeinden. So weit brachte es Anton durch seine Arbeitsamkeit und Klugheit. Wie viel vermag doch der beharrliche Wille des Menschen!

Einige Zeit darauf ward Sabina Lump, des Forstmeisters von Ettlingen Tochter, ein braves aber auch reiches Mädchen seine Frau. Das beträchtliche Vermögen, welches er schon selbst erworben hatte, und das durch seine nunmehrige Frau ansehnlich vermehrt worden war, setzte ihn in den Stand, den Antheil des Kommerzienrathes Dürr an der Schiffahrt oder an der Holzhandel-Gesellschaft im Murgthale zu kaufen, wodurch sein Einfluß und sein Vermögen immer mehr vergrößert wurden. Nun ward er Ortsvorsteher in Gaggenau, in der Folge unter dem Titel Ober-Schultheiß, welche Stelle er vierzig Jahre verwaltete. Er traf sehr wohlthätige Anstalten, um den Verwüstungen des reißenden Murgstromes Gränzen zu setzen. Unterdessen bauete er Häuser und Scheunen, legte Potaschen-Siedereien und Ziegelhütten an, kaufte eine große Strecke Gaggenauer Gemeindefeld, bauete darauf eine hübsche Glashütte, und versah sie mit einer eigenen Schmiede und Sägemühle. Der jetzige Amalienberg, sonst Oliver genannt, ist vorzüglich ein Denkmal seines unermüdeten Fleißes und seiner Thätigkeit. Ein unfruchtbarer, äußerst unebener und felsigter Boden wurde durch ihn zu der schönsten Fruchtgegend umgeschaffen. Die Erbprinzessin von Baden,

nachher verwittibte Frau Markgräfin, besuchte ihn auf seinen obgedachten Berg-Anlagen, und verließ voll Entzücken über die herrlichen Anlagen und den Mann, dessen Werke sie sind, diese Gegend, deren Besitzer ihr von diesem Tage an den Namen Amalienberg gab. Der edle, nun verewigte Großherzog von Baden, Karl Friederich, äußerte selbst über diese Anlagen sein gnädiges Wohlgefallen, und gab ihrem Stifter den Rang und Titel eines Oekonomie-Rathes.

Das Ende seiner irdischen Laufbahn nahete, aber sein immer thätiger Geist fand noch keine Ruhe. Er schloß nämlich mit dem damals noch bestandenen Kloster Frauenalb einen Contract über den Scheiter- und Floß-Holzhandel. Um denselben mit Erfolg treiben zu können, ließ er das schwache Wasser der Alb durch kostspielige Räumungen und Schwellungen so einrichten, daß nunmehr auf demselben Holländer-Flöße für Schiffbauholz gehen können.

So hob sich ein armer Holzhauer durch seine Thätigkeit und seinen Fleiß empor, und mit ihm erhob er ganze Landesgegenden; wie er denn über 126 Morgen öden Landes in fruchtbares Erdreich umschuf, 24 Wohnhäuser, 25 Nebengebäude und 3 Lusthäuschen bauete, und mehrere Fabriken anlegte. Ungeachtet der edlen Genüsse, und der großen Kosten, die ihm die Anlagen des Amalienberges verursachten, und ungeachtet der großen Kriegslasten und einige Jahre zuvor erlittenen Plünderungen, hinterließ er noch ein Vermögen von 270,000 Gulden. Er endigte seine rastlose und merkwürdige Laufbahn am 4ten Mai 1803 in seinem siebzigsten Lebensjahre, nachdem er sechs Monate lang einen merklichen Nachlaß seiner körperlichen Kräfte empfunden hatte. Immer wird er in einem gesegneten Andenken bleiben, und ein Beispiel der Nachahmung für unsere vaterländische Jugend seyn.

6. Theresia D— war die Tochter eines Bürgers zu E— in Würtemberg. Wohl im ganzen Orte gab es kein Mädchen, das die Arbeit so liebte, als Therese. Von frühester Jugend gewöhnte sie sich daran, und dachte: der liebe Gott gab mir ja darum Gesundheit, Kräfte und Frohsinn, daß ich arbeiten soll. Wo sie nur konnte, ging sie ihrer Mutter

an die Hand, unterstützte sie in allen Hausarbeiten. Sah sie die Mutter etwas arbeiten, so fragte sie gleich: liebe Mutter, bin ich nicht im Stande, dir zu helfen? Wenn Thereſe weiter nichts besonderes zu thun hatte, so war sie doch nie müßig; sie las die Späne im Holzstalle und auf dem Hofe zusammen, und trug sie in die Küche; oder sie brachte im Hause, in der Stube, im Garten dies und jenes in Ordnung. Besonders gab sie auf das Betragen ihrer jüngern Geschwister mit aller Sorgfalt obacht. Immer that sie etwas Nützliches, während andere Kinder oft den ganzen Tag mit Spielen zubrachten. Von ihrem siebenten Jahre an trug sie keine andern Strümpfe, als die sie selbst gestrickt hatte. Auch im Spinnen war Thereſe sehr fleißig, und brachte es in der Folge so weit, daß sie immer so viel Garn alle Jahre zusammenbrachte, um sich ihre nöthige Leinwand anzuschaffen. Am liebsten aber beschäftigte sie sich mit Nähen, und scheute keine Mühe, es recht zu erlernen. Als sie es recht erlernt hatte, nähte sie nicht nur für sich alle Sachen, sondern es war auch ihre Freude, für die Mutter und ihre Geschwister manche Stunde zu nähen. Und so suchte Thereſe sich in allen weiblichen Beschäftigungen zu üben, im Hausweſen nützliche Kenntniſſe zu verschaffen, und sich jene Bildung eigen zu machen, ohne die kein Mädchen eine gute Hausmutter werden kann.

Thereſens Aeltern hatten zwar Vermögen; sie hätten auch alles, was Thereſe that, von Taglöhnern und Dienstboten thun lassen können; allein Thereſe ließ das nicht zu, sondern legte selbst Hand ans Werk, war vom frühen Morgen, bis zum späten Abend rastlos thätig, und zeichnete sich durch ihre Arbeitsamkeit vor so vielen Mädchen aus, welche die Hände müßig in den Schooß legen, sobald ihre Aeltern Vermögen haben, und lieber die Zeit mit Spazierengehen, Putz und Plaudereien vertreiben, als zu nützlichen, gebildeten Hausfrauen sich heranzuziehen suchen.

Hatte Thereſe eine Stunde, die nicht sonst irgend einem häuslichen Geschäfte bestimmt war, so ging sie in ihr Zimmer, in welchem sie Bücher hatte, die der rechtschaffene Pfarrer des Ortes zum Lesen ihr angerathen und geliehen hatte.

Sie las, und dachte über das Geleſene nach; und dadurch gewann auch ihr Geiſt und Herz an Bildung und Veredlung, und weil ſie die ſchönſten Lehren auf ſich bezog, immer an ſich verbeſſerte, wurde ſie immer tugendhafter, und in der ganzen Gegend von allen guten Menſchen geliebt und geachtet.

Thereſe trug daher nicht wenig zum Wohlſtande des väterlichen Hauſes bei, wie ein jedes gute Kind dies thun ſoll, das geſund iſt und arbeiten kann; und die Freude wurde ihr zu Theil, in ihrem Hauſe einen großen Vorrath an Weißzeug, Betten, und andern Sachen ſich immer vermehren zu ſehen; und unter der Wäſche und Kleidung fand ſie, als ſie erwachſen war, und ihre eigene Wirthſchaft bekam, ſehr wenig, worin ihre Hände nicht gearbeitet hätten. Ihr guter Ruf, ihre Liebe zur Arbeitſamkeit erwarb ihr einen ſehr braven Freier, mit welchem ſie dann ſehr glücklich lebte.

Arbeit iſt beſſer, als Müßiggang, meine lieben Kinder. Sie bringt Anſehen, Brod und Ehre; Müßiggang aber nur Schande, Armuth und Elend mit ſich. Darum liebet die Arbeitſamkeit, liebe Kinder, und gewöhnet euch ſchon von früher Jugend an dieſelbe. Denket recht oft an den frommen Spruch:

Gott iſt's, der das Vermögen ſchafft,
Das Gute zu vollbringen;
Er gibt zur Arbeit Muth und Kraft
Und läßt ſie uns gelingen.
Was man mit ihm nur unternimmt,
Wird, wenn's mit ſeinem Willen ſtimmt,
Nicht ohne Segen bleiben.

7. Noch einige Geſchichten von arbeitſamen Menſchen, und zwar aus dem niedern Stande, will ich euch erzählen; lernet aus ihnen, euere Kräfte mit Nachdenken und Klugheit zu verwenden zu euerem und der Mitmenſchen Wohl. Reger Fleiß erhält gewiß Lohn und Segen.

Wo Thätigkeit und Fleiß die Bedingungen des Wohlſtandes einer Familie ſind, da fodert die Pflicht, daß man ſich anſtrenge, und ſich nie ſaumſelig zeige in der Vollbringung deſſen, was Beruf und Stand von einem fordern.

Häuser, in welche sich Müssiggang, Trägheit und Unthätigkeit einschleichen, werden zu Grunde gehen, und wenn sonst auch Ueberfluß und Wohlleben darin zu treffen war, so wird doch das Alles von Elend und Mangel verdrängt. Arbeitsamkeit ist eine nicht leicht zu erschütternde Stütze des Wohlstandes einer Familie; wo diese steht, wird es immer gut gehen, und nie Mangel seyn. Arbeitsamkeit und Betriebsamkeit bringen Segen, vermehren den Wohlstand, und wo man zum nützlichen Geschäfte die Hand sich bietet, und vereint arbeitet, vervielfältigt sich der Lohn.

Im Jahre 1690 wohnten in dem nassau-siegenschen Dorfe Helmershausen drei Jünglinge, Heinrich Klaus, Heinrich Helmers und Heinrich Preis, die es bald einsahen, daß sie neben ihrem Geschäfte, das Vieh zu hüten, auch noch eine andere Arbeit treiben konnten, um auf solche Weise sich und dem Ihrigen zweifach nützlich zu werden. Das war doch ein rechtschaffener Gedanke, den alle Viehhirten auffassen sollten, die so gerne in Gottes schöner Natur die Zeit mit Nichtsthun zubringen. Weil sich jene Jünglinge oft im Walde aufhielten, so fielen sie auf den Gedanken, in ihren müßigen Stunden hölzerne Löffel zu verfertigen. Unsere drei Jünglinge machten diese ihre Löffel aus getrocknetem Ahornholz; aber ihre Arbeit ging anfänglich so langsam von Statten, daß sie an Einem Tage nicht mehr als einen Löffel fertig machen konnten, für welchen sie nur einen halben Kreuzer erhielten. Bei manchem Jünglinge wäre dadurch der Eifer gesunken; allein keine Schwierigkeit, keine Mühe, nicht einmal der so schlechte Verdienst konnte sie bewegen, den einmal gefaßten Vorsatz wieder aufzugeben. Bald hatten sie durch ihre Ausdauer mehr Festigkeit erlangt, und belehrten über die Verfertigung jener Löffel auch die Mitbewohner ihres Dorfes, die durch den glücklichen Fortgang ihres Geschäftes auf dasselbe aufmerksam gemacht wurden. Die Anzahl der Löffelarbeiter vermehrte sich nach und nach bis auf vierzig. Das Holz dazu kauften sie in den benachbarten Ländern, weil man im Siegenschen auf Holzersparniß sehr bedacht war. Der Karren Ahornholz kostete sie einen Gulden, und da sie hievon zweitausend Löffel schnitzen konnten, von welchen sie das Stück, wie schon oben

erwähnt, für einen halben Kreuzer verkauften, so hatten sie an einem Karren voll Holz mehr als fünfzehn Gulden reinen Verdienst. Bei der Fertigkeit, welche die mit dieser Arbeit beschäftigten Leute nach und nach durch Uebung erhielten, wurde es endlich von den Hausvätern festgesetzt, daß Jeder täglich sechzig Löffel abliefern mußte, und nur wenn diese fertig waren, hatte er Feierabend. Wollte Jemand im Hause dann noch mehrere machen, so waren diese für ihn, und was er daraus löste, war sein eigener Sparpfennig. Der Absatz dieser Löffel wurde den Fabrikanten dadurch erleichtert, daß sie solche an die Hausirer oder Gängler losschlugen, die jährlich in jener Gegend sich einfanden, um den Weibern Leinwand abzukaufen, welche sie aus dem selbst gezogenen Flachs webten, und in dem eigenen Haushalt nicht verbrauchten. Jene Hausirer fingen nun an, neben dem Leinwandhandel auch den Handel mit hölzernen Löffeln zu betreiben, der allmählig so zunahm, daß endlich ganze Wagenladungen von Helmershausen nach Köln abgingen, wo sie zu Schiffe nach Holland, und von da vorzüglich nach Westindien versendet wurden.

Die Betriebsamkeit jener drei Jünglinge machte sie und ihr ganzes Dorf glücklich, und wurde eine Quelle großen Segens.

8. Was der Thätige vermag, und wie sehr sich seine Anstrengungen durch sich selbst belohnen, davon genügt noch folgende Geschichte:

Hitteren ist ein Kirchspiel im Stifte Trundheim in Norwegen, welches aus vielen, im Meere gelegenen, Inseln besteht. Der größte Theil derselben ist zum Anbau nicht geschickt. Es sind da viele nackte Felsen und sumpfige Moore. Zwischen den Felsen und Sümpfen liegen hin und wieder schmale Streifen und Flecken Erde, welche allein bewohnbar sind. Diese sind zwar nicht unfruchtbar, das Wasser aber, welches von den Felsen herunterfließt, macht ihre Bearbeitung beschwerlich. Die Einwohner sind es gewohnt, ihre meiste Nahrung auf dem Wasser zu suchen, welches sie noch mehr vom Feldbaue entwöhnt, und sie ziemlich gleichgültig gegen alles das gemacht hat, was ihnen die Erde nicht freiwillig darbietet. In einer

solchem Gegend übernahm vor ungefähr dreißig Jahren ein junger Mensch, Knecht bei einem Bauern, das Bauerngütchen Eide, welches sieben bis acht Jahr wüste gelegen hatte, und worauf die Gebäude theils verfallen, theils abgetragen waren. Dieser junge Mensch hieß Nil Justesen. Das Gut war ein Mensal-Gut des dortigen Predigers. Es hatte durch Ueberschwemmung beträchtlichen Schaden gelitten. Verschiedene hatten es in Pacht gehabt, ohne dabei bestehen zu können, und endlich wollte Keiner mehr damit zu thun haben. Nil Justesen war der einzige, der sich endlich dazu überreden ließ, und er erhielt es auf die Bedingung, daß er nichts für die Pacht bezahlen, und zwei Jahre von der Grundschatzung frei seye, hingegen auf eigene Kosten die Gebäude wieder herstellen und in Stand setzen solle. Er war aus einer Gegend gebürtig, wo der Landbau auch vernachläßigt wird, war in seiner Jugend als Hirte nach Hittern in Dienst gekommen, und hatte es aus Armuth nicht weiter gebracht, als daß er als Knecht für Andere arbeiten mußte. Die Aussicht, die ihm jetzt gegeben wurde, war nichts weniger, als ermunternd. Allein durch seine vorzügliche Arbeitsamkeit hat er es dahin gebracht, daß das Gut Eide sich nun durch seinen Ackerbau und seine Gebäude unter den Gütern in Hittern auszeichnet, und er selbst ein wohlhabender Mann, und ein sehr geehrtes Beispiel unter seinen Nachbarn geworden ist.

Sobald Nil Justesen sich des wüsten Guts angenommen hatte, fing er sogleich an, seine Arbeit unter den Hausbau und Feldbau zu theilen. Zuerst verschaffte er sich das benöthigte Dach und Fach; nachher arbeitete er nach Zeit und Gelegenheit an Aufputz, Erweiterung und Verbesserung. Das Bauholz fällte er selbst, und führte es durch sehr beschwerliche Wege selbst heran. Die Arbeit, sowohl am Wohnhause, als an den andern Gebäuden, besorgte er auch selbst; als er aber noch Hilfe brauchte, wählte er sich ein arbeitsames Mädchen zur Frau, und diese, eine Magd und ein Nachbar waren seine einzigen Gehülfen, aber nur durch ein paar Wochen. Indessen nahm er sich doch besonders des Feldbaues an. Der Boden war hier, so wie überall in jener Gegend, schwer urbar zu

machen, der größte Theil lag zwischen zwei Felsenrücken und zwei Meerbusen. Von den Felsen strömten verschiedene Bäche herunter, welche die Ebene überschwemmten, und sich in mehrere Sümpfe und Plätze sammelten, zwischen welchen die Aecker in kleinen Flecken angelegt waren. Den größten Schaden aber that ein ordentlicher Fluß, der in vielen Buchten durch den besten Theil des Gutes lief, oft Steine und Sand darauf schwemmte, und manchmal große Stücke Land abriß. Nil Jusiefen sah also wohl ein, daß wenn hier etwas ausgerichtet werden sollte, so müßte der Anfang mit einer ganz neuen Einrichtung gemacht werden, die großen Muth erforderte. Um nämlich diesen schädlichen Fluß los zu werden, grub er längs dem einen Felsen einen tiefen, fünfhundert Schritt langen Graben, brach durch einen niedrigen Felsen, der ihm im Wege war, und öffnete dadurch dem Flusse ein neues Bette bis in die See, und um einem neuen Einbruche vorzubeugen, machte er am Ufer dieses neuen Grabens eine Erhöhung von Holzwerk, wodurch er sich gegen diese Furcht sicher stellte. Als das Haupthinderniß solchergestalt gehoben war, ging er weiter. Er machte mehrere Graben, um die andern vom Felsen abströmenden Wasser auch abzuleiten; füllte die Sümpfe mit Erde, grub die Steine, die er fortbringen konnte, aus, und führte sie weg. Neben den unbeweglichern legte er Vertiefungen an, worin er sie versenkte und mit Erde bedeckte. Durch diese und ähnliche Anstalten machte er zuletzt sein ganzes Land so eben und trocken, daß es gepflügt werden konnte, und ein Acker wurde, der sich zwischen den Felsen von einem Meerbusen zum andern erstreckte, siebenhundert Schritte in der Länge und fünfzig in der Breite hatte. Als dieser Acker gebauet wurde, gab er reichliche Frucht, und Nil Jusiefen bekam dadurch Lust ihn zu erweitern. Seitwärts konnte dies nicht geschehen, denn da hätte er vornehmlich den Hauptgraben längs dem Flusse anlegen müssen. Es fiel ihm also ein, sein Land in den Meerbusen auszudehnen, welcher immer von der Fluth unter Wasser gesetzt, aber eben so oft durch die Ebbe trocken gemacht wurde. Hieher führte er eine fast unglaubliche Menge von Samen, auf diesen wurde Moorerde und Seegras

geschafft, und er ließ nicht ab; bis er sich ein neues Stück Ackerland von fast einer Tonne Aussaat so zu sagen erbauet hatte. Der Strom, der ihm vorher so viel zu schaffen gemacht hatte, hinderte ihn auch hier, da sein Ausfluß gerade an der Ecke des neuen Ackers war, und ihm also leicht Schaden zufügen konnte. Aber auch hier wußte der thätige, unermüdete Ril Jusesen ein Mittel zu finden, dem vorzubeugen, indem er einen Kanal von der Mündung in die See grub, und dadurch den Strom nach einer andern Seite wandte. Da er auf diese Art alles dies Land zu Acker gemacht hatte, blieb ihm nun gar kein Wiesenland übrig, außer was mit Unterwald bewachsen auf den Felshügeln lag, und bisher wenig Gras gegeben hatte. Er sah, daß ihm Wiesewachs zur Verbesserung seines Ackers nöthig sey. Er rottete also auch diesen Unterwald aus, ebnete den gereinigten Boden und pflanzte treffliche Obstbäume in einer gewissen Ordnung, so daß sie zum Nutzen wachsen, und doch nicht den Wiesen schaden konnten. Auf diese Art verhalf er sich zu einer sehr ansehnlichen Heuärndte.

Ihr sehet wohl ein, meine Lieben, daß eine geraume Zeit erfordert wurde, so vieles auszurichten. Der Ueberrest von des braven Mannes Leben ging denn auch unter diesen mühsamen Arbeiten dahin, und man hätte vermuthen sollen, daß er in seinem zunehmenden Alter allein dahin getrachtet haben würde, alles im Stand zu erhalten und die Früchte zu genießen. Allein seine Lust zur Arbeit ging noch weiter. Er nahm noch ein neues Werk vor, wobei er selbst der Natur zu trotzen schien. Unweit seines Hofes lag zwischen zwei Hügeln in einem tiefen Thale ein fast grundloses Wasser, von dem Niemand hätte glauben sollen, daß es noch zu etwas hätte genutzt werden können. Es war so gelegen, daß er alles das Wasser auffing, welches vom Dünger auf dem Hofe abfloß. Ril Jusesen, gewohnt über alles nachzudenken, konnte es als ein so fleißiger Landmann nicht ruhig mit ansehen, daß dieser sein Dünger so nutzlos verloren ging. Er zapfte daher das Wasser ab, legte steinerne Rinnen in die Gräben, nahm Erde von den Hügeln, womit er das Thal füllte, und leitete so den überflüssigen Dünger ab. Durch diese und ähnliche Zubereis

tungen bekam er endlich einen vortrefflichen und fruchtbaren Acker, so groß, daß er eine Tonne Aussaat darein säen konnte, und erhielt jetzt mit geringer Mühe eine mehr als gewöhnliche Aerndte, weil er nicht nöthig hatte, den Dünger herbeizuführen.

Dies sind die vornehmsten Arbeiten eines Mannes; sie sind aber nicht die einzigen. Er hat nachher noch zwei Stück Landes urbar gemacht, jedes auf eine Tonne Aussaat, und er hat, um sie zu nützen, einen weitläufigen und kostspieligen Steinwall aufführen müssen. Um seinen Hof herum hat er neue Wege über unebene, sumpfigte und felsigte Stellen angelegt, und verschiedene kleinere Einrichtungen gemacht, welche alle viel Zeit, große Arbeit und Kosten erforderten. Uebrigens bleibt es noch merkwürdig, daß er bei Bearbeitung verschiedener von ihm urbar gemachter Ländereien nicht Pflug und Pferde gebrauchen konnte, sondern daß er die Erde mit der Hacke umwühlen mußte. Auch hat er hiezu, so wie zu seinen andern Arbeiten, keine Hülfe gehabt, als seine Frau, seine zwei Töchter, und abwechselnd einen Jungen oder eine Magd.

Was mag wohl der ehrwürdige Vorsteher dieser Familie empfunden haben, wenn er so das Werk seiner Hände betrachtete, und die neuen Schöpfungen gedeihen sah, die er unter so vielen mühseligen Anstrengungen hervorgehen hieß! Was mag er empfunden haben, wenn er sich seiner ehmaligen Armuth erinnerte, und dann einen Blick auf seinen jetzigen Wohlstand warf! Wahrlich, es ist süß, das Bewußtseyn zu haben, daß man selbst Schöpfer seines Glücks gewesen ist! — Hätte Nil Justesen diese Freuden erlebt, wenn er nicht von Jugend auf an Arbeitsamkeit sich gewöhnt, und unermüdet gewesen wäre? — Ein ermunterndes Beispiel für Landleute.

*

Der Mensch ist zur Arbeit geboren, wie der Vogel zum Fluge. Job. 5. 7. — Lässige Hand macht arm; aber der Arbeitsamen Hand macht reich. Spr. Sal. 10. 4. Wer seinen Acker bauet, der wird Brod genug haben; wer aber unnöthigen Sachen nachgehet, der ist ein Thor. Spr. Sal. 12. 11.

— Nimm dir etwas zu arbeiten vor mit Fleiß, und es wird dir keine Krankheit widerfahren. Sir. 31. 27. — Seyd unverdrossen im Berufsgeschäfte Röm. 12. 11. — So jemand nicht arbeiten will, soll er auch nicht essen; wir gebieten und ermahnen euch daher, bei unserm Herrn Jesu Christo, daß ihr still forturbeitet, und euer eigenes Brod esset. II. Thess. 3. 10 — 12.

Gottes Lob in meinem Herzen
Will ich an die Arbeit geh'n,
Will in Freuden und in Schmerzen
Auf die bess're Zukunft seh'n.
Bess're Tage werden kommen:
Diese fordern meinen Schweiß;
Arbeit ist das Loos der Frommen,
Aber süß der Arbeit Preis.

Armuth.

Die unerforschliche Weisheit Gottes hat es so geordnet, daß es Menschen geben muß, denen dasjenige mangelt, was zum nöthigen Lebensunterhalte erforderlich ist. Es sind dies die Armen. Armuth ist nicht immer ein Unglück. Der weise Arme macht sich diese zu nütze; er überzeugt sich, daß Armuth, so wie der Reichthum, von Gott komme, daß dieser es sey, der mit gleicher Weisheit Scepter und Bettelstäbe vertheile; er vergißt nicht, daß der Arme auch große Vortheile vor dem Reichen habe, bedenkt öfters, was es ihn am Abende seines Lebens nützen würde, wenn er gleich viele Reichthümer in seinem Leben besessen, dabei aber leer an guten Werken geblieben wäre; daher trachtet er, täglich reicher an unvergänglichen Gütern zu werden, je ärmer er an vergänglichen ist, vertrauet fest auf Gott, der des Armen Helfer ist, und entspricht so den Absichten Gottes, der ihm das Loos der Armuth zugetheilt hat, und fühlt sich dennoch reich in Gott bei aller Armuth.

1. Armuth und Dürftigkeit in der Jugend hat oft wohlthätige Folgen für das reifere Lebensalter. Thunmann verlor sehr früh seinen Vater, welcher eine zahlreiche, unversorgte Familie ohne Vermögen hinterließ. Thunmann fühlte in sich einen großen Hang zum Studiren; bei seiner großen Armuth konnte er aber nicht zum Ziele gelangen, ohne fremde Hülfe; darum bediente er sich, ohne Scham und mit aller Bereitwilligkeit, des Mittels, wodurch man in Schweden für die Unterstützung dürftiger Knaben und Jünglinge, an denen man Fähigkeiten und Talente bemerkt, zu sorgen pflegt. Das Kirchspiel, zu welchem sie gehören, setzt ihnen eine Beisteuer an Gelde aus, die sie aber von jedem Hause selbst abfordern müssen. Diese Einrichtung nöthigte den jungen Thunmann, oft in dem strengsten Winter viele Tage nach einander zu Fuße zu reisen. Nach einem beschwerlichen Tage fand er dann in einer Bauernhütte, in den Armen der Gastfreundschaft, bei einer ländlichen Mahlzeit und einem einfachen, reinlichen Lager Erquickung, die ihm die Ermüdung und der Hunger süß machten. Hier lernte er dann die Wohlthätigkeit in ihrer ehrwürdigsten Gestalt kennen, wenn sie nicht von zugefallenem Ueberflusse, sondern von dem gibt, was sie mit ihrem Schweiße erworben hat. Er lernte die Tugenden eines Standes kennen, der, als einer der ersten Grundtheile der Staaten, in Schweden nöthig ist, es überall seyn soll, und von allen weisen Gesetzgebern geachtet wird, der Bauernstand. Er ließ sich durch seine eingeschränkten Umstände und durch alle Beschwerden, womit er frühzeitig zu kämpfen hatte, nicht muthlos machen. Sein jugendlicher Fleiß dauerte bei allen Hindernissen seiner Wißbegierde fort; er lernte, dachte, hörte, sammelte Kenntnisse, wo er nur lernen, denken, hören und sammeln konnte. Aus kindlicher Dankbarkeit und Liebe gegen seine Mutter ertheilte er schon frühzeitig andern Knaben Unterricht, um mit dem, was er dadurch verdiente, sie zu unterstützen. Bei der hellen Richtigkeit seiner Vernunft, bei der Reinheit seines Herzens, und bei seiner Thätigkeit im Streben nach Kenntnissen wurde er bald ein ausgezeichneter, nützlicher Mann, und Professor in Halle.

Seine Armuth hatte die gute Folge, daß er Wohlthätigkeit kennen lernte, sein Eifer im Studiren wuchs, und seine kindliche Liebe gesteigert wurde.

2. Wer bei Armuth die Wege der Gottesfurcht, Redlichkeit und des Fleißes wandelt, wird nie zu Grunde gehen; denn Gott ist der Schutz und Helfer frommer Armen. Das erfuhr der kleine Christoph Gottlieb B— von L— d. Er war ein recht armer Knabe, und mußte von gutherzigen Menschen seinen Unterhalt erbetteln. Aber dabei war er doch fromm und gut, und liebte seine Aeltern recht sehr. Einst trat er in das Magazin des reichen Getreidehändlers Samuel Richter zu Danzig, und sprach den Buchhalter um ein Almosen an. „Hier wird nichts gereicht," brummte der beschäftigte Buchhalter, und hieß den vermeinten Tagedieb sich packen. „Ach! nur ein Stückchen Brod, lieber Herr!" jammerte der arme Kleine, und hob die gefalteten Hände zu ihm auf, — „ich habe seit gestern nichts gegessen." — „Geh fort, Junge!" war die Antwort, und laut weinend schlich sich der Arme langsam der Thüre zu. „Was gibt's denn?" — fragte Richter, der den Knaben aus dem Fenster seines Comptoir-Stübchens bemerkt hatte, und trat aus der Thüre desselben. „Einen unnützen Bettelbuben," — erwiederte der Buchhalter, und fuhr fort, die angelangten Getreide-Proben zu wägen. Da bückte sich der Knabe hart an der Thüre des Magazins, hob etwas von der Erde auf, und ging langsam hinaus. „Heda, Bursche! was hobst du da auf?" — rief ihm Richter zu, und trat rasch vor ihn hin. „Eine Stecknadel," — sprach der Weinende, sich zu dem Kaufmann wendend, und zeigte das Gefundene vor. Nicht ohne Mitleid betrachtete Richter den Knaben, der mit bloßen Füßen, in halb zerrissenem leinenen Anzuge, die blauen Augen voll Thränen, bleich, wie ein Bild des Elends, vor ihm stand. „Und was willst du damit?" fragte Richter, und bemerkte mit Wohlgefallen, daß der Knabe, trotz seiner Armuth, Gesicht und Hände rein hielt. „Mein Wams hat Löcher, das größte steck' ich damit zu, so hält's doch wieder," sprach der Kleine, und sah unbefangen dem freundlichen Herrn ins Gesicht.

„Aber, schämst du dich nicht, so jung zu seyn und schon zu betteln,“ fuhr Richter ihn unsanft an. „Ach, lieber Herr, wohl möchte ich lieber arbeiten,“ erwiederte der Kleine, — „aber ich verstehe nichts, und bin zu klein zum Dreschen und Holzspalten. Die arme Mutter hat kein Brod zu Hause, der Vater ist schon seit drei Wochen todt, und meine kleinen Brüder haben vielleicht seit zwei Tagen nichts gegessen. Ich konnte die Mutter nicht mehr weinen sehen, da bin ich von Hause fortgelaufen, und habe viele Menschen angesprochen, aber von den Meisten nur Scheltworte erhalten; nur ein einziger Bauer gab mir gestern früh ein Stückchen Brod, seitdem aber Niemand einen Bissen mehr.“ Den Kaufmann rührte die ungekünstelte, herzliche Sprache des Knaben; er zog ein Geldstück aus der Tasche, und sagte zu ihm: „Hier hast du einen halben Gulden. Geh' und hole dort in jener Ecke für die Hälfte Brod für dich und deine Geschwister, und bringe mir den Ueberrest zurück.“ — „Mein lieber, guter Herr! Gott wird's euch vergelten,“ sprach der Kleine fröhlich, küßte dem Kaufmann die Hand, und sprang mit dem Geldstück eilends davon. „Ein Groschen hätt's auch gethan,“ brummte der grämliche Buchhalter; „jetzt wird er lachen, und mit dem ganzen Gelde, ohne sich um das zu bekümmern, was Sie ihm sagten, davon gehen.“ „Wer weiß,“ erwiederte Richter, — „der Junge sieht zu ehrlich aus, auch hat mich die Achtsamkeit, mit der er die Stecknadel aufhob, für ihn eingenommen.“ Eben kam der Knabe in vollem Laufe zurück, ein großes schwarzes Brod in einer, das Geld in der andern Hand haltend. „Da, lieber Herr!“ — sprach er fast athemlos, — „da ist das übrige Geld,“ und bat um ein Messer, sich ein Stückchen Brod davon abzuscheiden. Der finstere Buchhalter reichte ihm, allmählig sich erheiternd, sein Taschenmesser, und sah den Geschäftigen mit immer freundlicherer Miene an. Eilfertig schnitt dieser ein großes Stück herab; doch plötzlich legte er Brod und Messer auf den Boden, faltete erst die Händchen, und sprach mit Andacht das auf dem Lande gewöhnliche Tischgebet: Komm Herr Jesu, sey unser Gast, und segne, was du uns beschert hast!

Die ungeheuchelte Frömmigkeit, die kindliche Einfalt, das von Andacht glühende Auge des Knaben, machten auf den Kaufmann einen tiefen Eindruck. Unwillkührlich falteten auch seine Hände sich wie zum Gebet; er gedachte seiner trüben Jugend, der Hülfe guter Menschen, die ihm oft geworden, Gottes segnender Hand, die über ihn gewaltet hatte, und eine Thräne der Wehmuth trat in sein Auge. Wohlgefällig blickte er auf den Kleinen, der mit Heißhunger aß, und befragte ihn über seine Herkunft, seine Heimath und seiner Mutter Schicksal. Er erfuhr aus den treuherzigen Mittheilungen des Knaben, daß er aus dem acht Meilen von Danzig entfernten Orte L — d gebürtig sey, dessen Bewohner häufig Getreide zum Verkauf nach der Stadt brachten. Sein Vater habe ein kleines Häuschen gehabt, dieses aber durch Brand verloren. Durch mehrere Unglücksfälle sey er so herabgekommen, daß er genöthiget gewesen, das kleine Stückchen Feld zu verkaufen, und endlich für geringen Lohn das Vieh seiner reichen Nachbarn zu hüten. Vor drei Wochen sey er gestorben, seine Mutter erkrankt, und befinde sich jetzt, da sie nicht arbeiten könne, mit vier kleinen Kindern im größten Elende. Er habe Hülfe suchen wollen, sey anfänglich von Dorf zu Dorf gegangen, endlich auf die Landstraße gerathen, und zuletzt, da er überall vergebens gefleht, bis hieher gekommen.

Der gefühlvolle, edle Mann hatte mit steigender Theilnahme dem Knaben zugehört. Der Bursche ist achtsam, ehrlich, fromm, — dachte er bei sich selbst, — liebt seine Mutter, und scheint nicht ohne natürlichen Verstand; das sind Fundamente, auf die sich schon etwas bauen ließe. Ich bin ein reicher Mann, — fuhr er still überlegend fort — habe nur ein einziges Kind, und, siehe da! der Knabe erschien ihm in diesem Augenblicke als ein lebendiger Wechsel, welchen Gott, der ihn so reich gesegnet, auf seine Dankbarkeit gestellt habe.

„Höre, Kleiner" — fing Richter plötzlich an, und ein Entschluß schien in seinem Innern reif geworden zu seyn, — „hast du denn Lust, etwas zu lernen?" — „Ach ja, — rief der fröhliche Knabe, — das möcht ich wohl, mein lieber Herr; auch kann ich schon im Katechismus lesen." Bei diesen Worten

zog er ein kleines Büchlein aus der Tasche, schlug es auf, und las ziemlich geläufig: „Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß dirs wohlgehe, und du lange lebest auf Erden.“ — „Seht, lieber Herr, das hab' ich gestern gelernt, als ich sehr müde war, und mich auf der Landstraße unter einem Baume niedergelassen hatte; weiter bin ich aber noch nicht gekommen, denn zu Hause mußt' ich immer den kleinen Bruder tragen, weil die Mutter krank auf Stroh lag.“ — „Ja, rief nun Richter aus, ich will dein Vater seyn, du Armer, vom Geschicke Verlassener.“ Er küßte den erstaunten Knaben auf die Stirne, und sagte: „Wenn du fromm, brav und fleißig bist, so will ich für dich sorgen. Du sollst etwas lernen, Essen und Trinken bekommen, und wenn du größer bist, und etwas verdienen wirst, kannst du deine Mutter und Geschwister unterstützen, und so des Herrn Gebot erfüllen.“ — „Ach! das ist herrlich!“ — rief der Knabe, sprang an dem Kaufmanne hinauf, küßte ihm die Hände, und schien vor Freude außer sich. „Aber meine Mutter hatt noch immer nichts zu essen.“ — sprach er, indem er plötzlich traurig ward, und sah mit wehmüthigen Blicken auf das angeschnittene Brod. Der Kaufmann beruhigte ihn, versprach, seiner Mutter durch einen anwesenden Inwohner seines Dorfes Brod und Geld zu schicken, und sie zu benachrichtigen, daß ihr Sohn, der kleine Christoph bei ihm bleiben und was Rechtschaffenes lernen soll. Der Buchhalter mußte deßhalb das Nöthige besorgen, und einen Brief an den Pfarrer aufsetzen, welchem Richter noch etwas Geld für die Wittwe beifügte, diese der Fürsorge des Pfarrers empfahl, und nächstens wieder eine Beisteuer zu senden versprach. Für den Knaben wird in der Eile anständige Kleidung besorgt, und Mittags führte Richter den kleinen Christoph in sein Haus, übergab ihn seiner Gattin, und unterrichtete diese von seinem Schicksale und den Planen, die er mit ihm hätte.

In diese glücklichen Verhältnisse kam Christoph durch seine Aufrichtigkeit, kindliche Liebe und Achtsamkeit, und seine ungeheuchelte Frömmigkeit. So wußte der allweise Gott durch harte Schicksale, und den Tod des Vaters es zu lenken, daß Christoph in das Haus jenes edlen Mannes kam, und seine große Armuth

war der Grund zu seinem Glücke. Sechs Jahre blieb Christoph in diesen glücklichen Verhältnissen, von denen er vier auf Schulen zubrachte, und von Fleiß und guten Anlagen begünstiget, sich treffliche Kenntnisse erwarb. Was er aber seiner Mutter Gutes thun konnte, das that er, und hing immer mit treuer Liebe an ihr. Die Hälfte des kleinen Taschengeldes, das ihm sein Pflegevater schon seit einigen Jahren wöchentlich zu geben pflegte, hatte er regelmäßig seiner Mutter gesendet, die durch des würdigen Pfarrers Fürsorge und mit Richters Hülfe in eine bessere Lage versetzt worden war; und sich durch Arbeit und Thätigkeit zwar mühsam, aber doch rechtschaffen ernährte. Seit zwei Jahren hatte Richter den Knaben zur Erlernung der Handlung angeleitet, und Treue, Fleiß, Eifer und Ordnungsliebe zeichneten auch hier den sechszehnjährigen Jüngling vor vielen seines Gleichen aus.

Mit der andern Hälfte seines ersparten Taschengeldes hatte Christoph in der letztern Zeit Federkiele angekauft, von einem Nachbar, einem gebornen Hamburger, die Art und Weise, wie man dort das Ziehen bewerkstelliget, erlernt, und die so zubereiteten Federn um einen mäßigen Preis, aber doch mit Vortheil wieder verkauft, und dadurch sein kleines Kapital bis auf 120 Reichsthaler gesteigert. Richter, dem diese Betriebsamkeit gefiel, munterte ihn durch vermehrtes Taschengeld und kleine Vorschüsse, die Christoph zur Verfallzeit immer richtig zurückzahlte, noch mehr auf, und als dieser auf einem Besuche bei seiner Mutter in seinem Dorfe eine große Parthie Flachs und Hanf vorgefunden hatte, der von besonderer Güte war und billig zu kaufen stand, so bat er seinen Pflegevater um einen Vorschuß von 200 Thalern zur Unternehmung dieses Geschäftes. Richter freute sich über den richtigen Spekulationsgeist seines Pfleglings, und erfüllte seine Bitte. Das Geschäft gelang über Erwarten gut, und Christoph war im dritten Jahre schon Herr eines Kapitals von 500 Thalern, das sein Pflegevater bei seinem Nebenhandel mit Sack-Leinwand anlegte, und innerhalb drei Jahren um das dreifache vermehrte. Nach überstandener Lehrzeit fuhr Christoph als Handlungsdiener mit Fleiß, Eifer und Arbeitsamkeit fünf Jahre lang fort, die Geschäfte seines Pflege-

vaters zu versehen, erhielt bald darauf die Stelle des unter dieser Zeit verstorbenen Buchhalters, und wurde drei Jahre später von Richter zum wirklichen Gesellschafter der ganzen Handlung mit einem Drittel des Gewinnstes aufgenommen.

Reichlich hatte Christoph bisher seine Mutter und Brüder unterstützt, von denen zwei in dieser Zeit gestorben waren, welchen bald die gute Mutter folgte. Doch kaum waren seine Thränen über den schmerzlichen Todesfall einigermaßen versiegt, als ein neuer, eben so harter Verlust ihn bedrohte. Ein langwieriges Uebel warf seinen theuren Pflegevater auf ein zweijähriges Krankenlager. Was Liebe, Treue, Sorgfalt, Eifer, Fleiß und Dankbarkeit nur vermögen, das wandte er jetzt an, dem Urheber seines Glückes zu beweisen, daß er seine Güte an keinen Unwürdigen verschwendet habe. Unermüdet in seinem Berufe, die Seele der ganzen Handlung, überall schaffend, wirkend und unverdrossen, theilte er nichts desto weniger ganze Nächte lang mit Richters trostloser Gattin die Sorge für den geliebten Kranken, und als dieser endlich im fünfundsechszigsten Lebensalter von Gott aus diesem Leben abgerufen wurde, legte er auf dem Sterbebette die Hand seiner zwanzigjährigen Tochter Henriette in die seines lieben Pflegesohns, und mit Thränen der Liebe, Wehmuth und Dankbarkeit drückte der trauernde Eidam dem theuern Wohlthäter die gebrochenen Augen zu.

Im Jahre 1789, zehn Jahre nach Richters Tode, war das Handlungshaus Christoph B — n, sel. Samuel Richters Erben, eines der geachtetsten und solidesten in ganz Danzig. Drei eigene Schiffe führten Christophs Handels-Artikel den englischen und russischen Häfen zu, und fortwährend hatte Christoph, dem schon als gutmüthigen zehnjährigen Knaben das Glück gelächelt hatte, als wackerer, fleißiger, vierzigjähriger Mann die Segnungen der göttlichen Vorsehung in seinem Berufe zu erfahren. Mit kindlicher Liebe und Sorgfalt pflegte Christoph seine verehrte Schwiegermutter bis in ihr zweiundsiebenzigstes Jahr, und als sie, die dankbaren Kinder segnend, verschied, trauerte der Betrübte gleich einem eigenen Sohne um die verlorne Mutter.

Der Segen Gottes lag sichtbar auf Christoph und seinen Unternehmungen; seine Handlung erhob sich immer blühender.

Allein nicht ohne Maaß durfte das Glück sein Füllhorn über ihn leeren, etwas mußte das Geschick ihm versagen, um den Sterblichen an seine staubgeborne Abkunft hier zu mahnen; seine Ehe blieb kinderlos.

Seine beiden noch lebenden Brüder waren fleißige Landwirthe geworden, und da Gott die Vaterfreuden ihm nicht gewähren zu wollen schien, so nahm er die beiden ältesten Kinder seiner Brüder, die er aus der Taufe gehoben hatte, und die einst seine Erben werden sollten, zu sich in sein Haus. Hunderte seiner nothleidenden Mitbürger hatten in der furchtbaren theuren Zeit an ihm ihren rettenden Engel gefunden, und zahllose Dankgebete stiegen für ihn aus dem Versorgungs- und Waisenhause seines Wohnorts, das er alljährlich reich mit Korn, Wein und Geld beschenkte, zum Himmel empor. Nie wurde er in seinem Glücke stolz, und stets blieb er seiner frühern Niedrigkeit und seines wunderbaren Schicksals eingedenk. Die segenbringende Stecknadel prangte, als ein immerwährendes Erinnerungszeichen der Vergangenheit, jetzt am feinen Tuchrocke, wie damals am Aermel seines zerissenen Leinwand-Wammes, und war von ihm zum ewigen Erbstücke für seine Verwandten bestimmt, das jedesmal der Aelteste in der Familie tragen sollte. Oft, wenn er mit den Seinigen vom frohen Mahle aufstand, und dem Gott dankte, der ihn so wunderbar von Armuth zu Reichthum geführt hatte, pflegte er am Schlusse mit bewegtem Herzen zu sagen: „Sehet, Kinder, der Herr thut oft Großes an denen, die ihn lieben! Ich war arm, recht arm, aber lebte, nach Gottes Willen, fromm, rechtschaffen und fleißig, und darum segnete er mich. Fügt euch in Demuth seinem allmächtigen Willen, und betet an im Staube seinen unerforschlichen Rathschluß! Doch wollt ihr würdig ihn ehren, so liebt euere Brüder, seyd thätig in der Erfüllung eueres Berufes, thut wohl den Armen, und der Segen des Allmächtigen wird mit euch und euern Kindes-Kindern seyn für und für!»

Sehet, liebe Kinder, daß Gott die Stütze und Hülfe jener Armen sey, welche die Wege der Gottesfurcht, Redlichkeit

und des Fleißes geben. O wie weiſe und liebevoll iſt der liebe Vater im Himmel!

3. Gottes allmächtige Hand iſt nie zu kurz; überall findet er Mittel im Wege, die Menſchen zu ihrer Beſtimmung und Glückſeligkeit zu führen; auch im höchſten Elende iſt ſeine Hülfe nahe, und er kann den Armen reich machen.

Da will ich euch erzählen von einem Knaben, wir wollen ihn Wilhelm nennen, der der Sohn eines ganz verarmten Bauers in S—, ohnweit Magdeburg, war. Dieſer Mann war durch die Schreckniſſe des dreißigjährigen Krieges ſo niedergebeugt, daß er körperlich ermattet, und am Geiſte allen Muth, alle Kraft, allen Glauben an das Beſſere verloren hatte. Seine vier Kinder, worunter jener Knabe, waren bald nach jenem Kriege geboren, und kannten ihn ſelbſt nur aus wiederholten Erzählungen, fühlten aber ſeine Folgen deſto ſchmerzhafter, da mit jenen Erzählungen auch Lobpreiſungen der ehedem glücklichen Zeit verbunden waren. Das beſchriebene goldene Zeitalter vor jenem Kriege gefiel den Kindern; aber das eiſerne nach demſelben drückte ſie ſchwer. Die ältern Kinder mußten ſich in die Nothwendigkeit fügen, zu dienen, unſer Knabe mußte die, der Gemeinde gehörigen, wenigen Pferde hüten; ſeine Schweſter mußte bei einem Nachbar Kinderwärterin werden. Aber das Pferdehüten gefiel ihm ganz und gar nicht, und er konnte ſich dieſe langweilige Beſchäftigung nur dadurch erträglich machen, daß er ſich ein Buch mitnahm, das er freilich ſchon mehr als einmal geleſen hatte, und beinahe auswendig wußte. Es war ein Werk von Abraham a Sancta Clara, einem Manne, der ein berühmter Kanzelredner gegen Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts am Wiener Hofe war, und im Jahre 1709 ſtarb. Jene Schrift hatte den Titel: „Etwas für Alle,“ und war ein Erbſtück des kürzlich verſtorbenen Pfarrers des Dorfes. Gewiß hätte dieſer brave Mann unſerem Knaben mehr gegeben, und wäre ihm behülflicher geweſen, eine, ihm zwar unbekannte, aber für ihn ſehr reitzende, Laufbahn zu betreten, nämlich die, einſtens auch Dorfpfarrer zu werden, wenn ihn nicht ein früher Tod, aus Folge des verderbenden Krieges, weggenommen hätte. Wilhelms Groß-

vater mütterlicher Seits war auch Prediger gewesen, und die Mutter hatte den ersten Funken jenes Wunsches in den Knaben gelegt, und der Pfarrer fachte ihn an. Bei den traurigen Umständen, der großen Armuth seiner Aeltern konnte aber daran nicht gedacht werden, und sein Vater wollte davon um so weniger hören, da ihm dieser Wunsch eine Verachtung seines Standes zu seyn schien. Aber Gott hatte es anders beschlossen!

Einst war Wilhelm, wie gewöhnlich, mit dem Hüten der magern Rosse beschäftigt. Eine Keule, die er sich aus Langeweile gemacht hatte, war in seiner Hand, und er gebrauchte sie, theils die Maulwurfs-Hügel niederzustoßen, theils auch, um ungehorsamen Pferden sie an die Beine zu werfen. Mit derselben bewaffnet, stand er einst vor alten, halb hohlen Weiden und machte die Betrachtung, daß die gewöhnliche Behauptung: wenn Bäume ihr Mark verlören, so müßten sie verdorren, doch wohl Einschränkungen leiden und nur unter Bedingungen wahr seyn könnte, indem diese da vor ihm, trotz des Verlustes dieses ihres Hauptnervs, herrlich fortgrünte. Er klopfte mit der Keule an eine derselben, um zu sehen, wie Staub und Holzmehl, das wahrscheinlich die innewohnenden Würmer hervorgebracht hatten, herausfiel, und freute sich einiger, bei diesen sich befindenden, Larven des Hirschschröters, jenes großen, schönen Käfers, den ihr alle kennt, 3 bis 4 Zoll lange wird, und sechs Jahre wächst, ehe er ausgewachsen ist. Auf einmal fielen aus der Oeffnung Stückchen Geld heraus; er betrachte sie, schabte daran, und erkannte sie für gute Thaler und Guldenstücke. Voll Freude machte er das Loch größer, suchte und fand einen alten Strumpf, in welchem eine noch bei weitem größere Menge von Thalern, Gulden, auch Goldstücke sich befand. Letztere waren Dukaten mit Gustav Adolphs Gepräge. Wer war nun froher, als Wilhelm? Er packte, was er gefunden, in Taschen, Mütze und Tuch, eilte nach Hause, und rief schon von weitem seinem, von einem armseligen Verdienste zurückgekehrten, Vater zu: Ihr klagt immer, daß Ihr kein Geld habt. Hier ist Geld genug. Nun muß ich studieren! Verstohlen ging der erheiterte Vater mit

ihm zuerst zu der Spenderin der schönen Gaben, der Weide; sie suchten und fanden wirklich noch eine kleine Nachlese, dann eilten sie zu der Mutter Bruder, einem Rektor in —. Dieser fand in der Begebenheit eine besondere Schickung der Vorsehung; nun, meinte er, sollte der Vater ihn nicht von seinem Vorsatze abhalten. Diese Wünsche seines Herzens wurden auch jetzt erfüllt, noch mehr: er wurde sogar Prediger in seinem Geburtsorte.

Der Bruder seines Großvaters mütterlicher Seite war Bürgermeister in Meinungen, er starb Anfangs des dreißigjährigen Kriegs in dürftigen Umständen. Er hinterließ zwei Söhne und eine Tochter. Jene gehen nach dem Tode ihres Versorgers von Hause weg, um bei Andern ihr Brod zu suchen. An einem Sonnabende kommen sie auf einen Kirchhof; über den ein Fußsteig geht, gerade, als der Pfarrer des Orts Beichte hält. Sie sehen sich auf dem Kirchhofe um, lesen die Inschriften auf den Leichensteinen. Unterdessen kommt der Pfarrer aus der Kirche, sieht die Knaben, fragt sie: woher und wohin? Sie sagen klagend die Wahrheit, und siehe! Er nimmt sie mit in das Pfarrhaus, verspricht ihnen Vater zu seyn, unterrichtet sie, bis er sie auf eine andere Schule bringen kann, gibt ihnen Unterstützung, als sie nachher auf die Universität gehen, bis sie selbst sich forthelfen können. Wie schön handelte dieser Mann an verlassenen Waisen; und vergalt die erhaltenen Wohlthaten! Beide Knaben wurden nachher Rektoren, der eine in Königslauter, und der andere in Sächausen in der Mark Brandenburg.

*

Arme und Reiche müssen untereinander seyn: der Herr hat sie alle gemacht. Sprüch. 22. 2. — Der Herr ist des Armen Schutz: ein Helfer in der Noth. Psalm. 9. 10. — Vertraue auf Gott, und bleibe bei deiner Arbeit standhaft; denn Gott ist es leicht, den Armen schnell und unvermuthet reich zu machen. Sir. 11. 21 — 23. — Ihr kennet ja die Gnade unseres Herrn Jesu Christi, der, ob er gleich reich

war, um euretwillen arm wurde, damit ihr durch seine Armuth reich würdet. II. Kor. 8. 9.

Der Armen Schutz ist Gott, ein Schutz in ihrer Noth,
Drum hoffen sie auf Ihn, in dem, was sie bedroht.
Wer seinen Namen kennt, kann in Geduld sich fassen,
Und wer Ihn redlich sucht, den will Er nicht verlassen.

Aufrichtigkeit.

Wir leben mit unseren Mitmenschen in Gesellschaft auf Erde, und immer fester soll um uns das Band der Liebe sich schlingen. Um dieses zu erzielen, muß Jeder sich angewöhnen, immer so zu denken, zu reden und zu handeln, daß sein ganzes äußeres Betragen gegen den Nächsten mit seiner wirklichen Gemüthsstimmung übereinstimme. Die Gewohnheit, überall und immer der Wahrheit gemäß zu denken, zu reden und zu handeln, ohne alle Zurückhaltung, blos um zu nutzen, ist Aufrichtigkeit. Die Aufrichtigkeit ist eine ganz natürliche Pflicht. Wer könnte glücklich leben, wenn man sich nicht auf die Aeußerungen unserer Nebenmenschen verlassen könnte? Der Schöpfer hat uns zur Aufrichtigkeit geschaffen. Ein guter, unverdorbener Mensch müßte sich Gewalt anthun, wenn er etwas zu seyn scheinen wollte, was er wirklich nicht ist. Jedem Nächsten sind wir Aufrichtigkeit schuldig; denn jeder erwartet auch von uns Aufrichtigkeit, und durch Falschheit verletzen wir das Gebot der Nächstenliebe. Selbst das Wohl der ganzen menschlichen Gesellschaft, deren Mitglieder wir sind, fordert Aufrichtigkeit, weil ohne Aufrichtigkeit diese nicht bestehen könnte. Es wäre wohl recht traurig in der Welt, wenn Keiner dem Andern trauen und glauben könnte. Wer nicht aufrichtig ist, schadet sich selbst; denn durch Mangel an Aufrichtigkeit verlieren wir unter den Menschen alles Zutrauen und die öffentliche Achtung, die Ehre.

Darum, meine lieben Kinder, liebet die Aufrichtigkeit und redet immer so, wie es euch um das Herz ist. Erwäget

oft die Pflicht der Aufrichtigkeit und die Beweggründe zu derselben. Wo ihr Gutes thun oder Böses verhindern könnet, fürchtet Gott mehr als die Menschen, seyd nicht zu ängstlich und entfernet allen Argwohn, als ob alle Menschen Mißbrauch von der Wahrheit machten; doch seyd auch vorsichtig und klug.

1. Aufrichtig muß man seyn, und selbst seine Fehler zu sagen sich nicht scheuen. Dies that Cyrus, der Sohn Cambyses, eines vornehmen Persers. Sein Großvater Astyages trug alle Sorge, daß sein Enkel gut erzogen werde, und hielt ihm auch die besten Lehrer. Einst fragte ihn dieser: was er heute gelernt habe? Cyrus hatte wirklich viel gelernt, nämlich, gerecht zu seyn, und zwar hatte er dies durch einen Fehler gelernt, den er an jenem Tage begangen hatte. Aber er scheute sich nicht, vor seinem Großvater aufrichtig zu seyn. Er antwortete: „In unserer Schule hatte ein großer Knabe einen kleinen Rock; er gab ihn einem Knaben, der kleiner war, als er, und nahm diesem dafür seinen größern Rock. Der Lehrer beauftragte mich, in dieser Sache zu entscheiden, und ich that den Ausspruch: daß es bei dem Tausche verbleiben könne, weil sich auf diese Weise die Röcke besser für die Knaben schickten. Aber hiermit war der Lehrer nicht einverstanden, sondern sagte mir, daß ich nicht recht geurtheilt habe; denn ich hätte nur auf das gesehen, was der Anstand fordere und sich äußerlich wohl schicke; man müßte aber hauptsächlich nie die Gerechtigkeit aus dem Auge verlieren, welche verlangt, daß Keiner in seinem Besitze gefährdet werde.“

Frei bekannte Cyrus, wie er gefehlt, und erwarb sich dadurch die Achtung Aller, die ihn hörten. Später wurde Cyrus der Stifter der persischen Monarchie, und starb im Jahre 529 vor Christus.

2. Cleomenes, König von Sparta, hatte eine Tochter, Namens Gorgo, welche schon in ihrer frühen Jugend eine große Liebe zur Aufrichtigkeit, so wie eine seltene Klugheit zeigte. Mit großer Freimüthigkeit bewies sie dies einst, selbst mit eigener Gefahr und bei zu erwartender Strafe, aber nur in der reinen Absicht, um Gefahr abzuwenden und zu nützen.

Aristagoras von Milet durchreiste damals Griechenland, um die Griechen zu einer Empörung wider den persischen Monarchen zu überreden; auch bei Cleomenes wollte er dies versuchen. Einst traf er diesen auf der Straße, und folgte ihm in sein Haus, in der Absicht, ihn zu der Empörung zu überreden. Da bot er ihm Geschenke an, und zwar erst 10 Talente, ohngefähr 8 — 9000 Thaler; allein Cleomenes wollte nicht einwilligen. Darauf erhöhte er die Summe, bis zu 50 Talenten, beinahe 50,000 Thaler. Cleomenes wankte, indem er die große Summe des dargebotenen Geldes überdachte. Da rief auf einmal Gorgo, erst acht bis neun Jahre alt, die der König nicht bemerkte und die alles gehört hatte: Fliehe, mein theurer Vater, fliehe, der kleine Fremdling wird dich sonst verführen. " — Cleomenes erkannte sogleich die aufrichtige und wohlgemeinte Absicht seiner Tochter, lächelte ein wenig, aber er entzog sich doch dem Fremdling.

Ohne dies aufrichtige Warnen der guten Tochter wäre Cleomenes wahrscheinlich in die Schlinge gefallen, und ein Empörer für elendes Geld geworden.

3. Titus Aurelius Antonius war zu Lavinium in Roms Nachbarschaft im Jahre 86 nach Christus geboren. Er äußerte schon als Knabe immer eine besondere Liebe zur Aufrichtigkeit, und hatte eine sehr große Abneigung vor allen Menschen, welche anders denken, als sie reden und immer falsch sind und sich verstellen. Mit großem Wohlgefallen bemerkte sein Pflegevater, Hadrian, der ihn an Kindesstatt annahm, die seltene Tugend der Aufrichtigkeit an seinem Sohne, und gab ihm deßwegen, weil sein Familienname Verus war, gemeiniglich den Namen Verissimus, den Aufrichtigsten. Gewiß der schönste Name, den man einem Jünglinge geben kann.

Der Senat gab ihm den Beinamen Pius, des kindlich Frommen, weil er dankbar das Andenken Hadrians, seines zweiten Vaters, durch Erbauung eines Tempels ehrte; darum heißt er auch Antonius Pius. Möchten doch alle Kinder sich bestreben, eine der schönsten kindlichen Tugenden, die Aufrichtigkeit, sich eigen zu machen.

4. Die Aufrichtigkeit vermag es nicht, anders zu denken oder zu reden, als das Herz weiß, und legt ihre Gefühle offen dar. Dies bewies uns Dorothea, die Tochter des Reichsgrafen von Medem. Sie war die jüngere Schwester der durch ihre religiösen Lieder und reisegeschichtlichen Schriften berühmten, vortrefflichen Elise von der Recke. Von Jugend an zeichnete sie sich durch ein so reines, frohes, reiches, inneres Leben, wie durch die hinreißende Anmuth ihrer wunderschönen, äußern Gestalt aus. Eine reine Seele hat nichts zu verheimlichen; darum waren auch bei Dorothea von jeher Unbefangenheit und Aufrichtigkeit immer hervorleuchtende, schöne Charakterzüge. Dieses mag durch Folgendes genau bewiesen werden.

Dorothea betete recht gerne und mit wahrer Andacht, und stimmte herzlich in die geistlichen Lieder ein, die alle Morgen und Abende in den häuslichen Gottesverehrungen ihrer frommen Aeltern erklangen, und wodurch, bei Versammlung aller Hausgenossen, der Anfang und das Ende jedes Tages geheiliget wurde. Einst fing man bei einer solchen Abendfeier auch das Lied zu singen an: „Komm, Tod, mein wahrer Freund!“ — Die lebensfrohe Dorothea, das unschuldige, gute Mädchen warf das Liederbuch von sich, und wollte sich entfernen. Ihre Aeltern aber verwiesen ihr jenes Verfahren ernstlich, und fragten um die Ursache desselben. Mit kindlicher Aufrichtigkeit entwortete Dorothea: Der Tod ist aber gar nicht mein bester Freund; und ich wünsche ganz und gar nicht, daß er schon kommen möge. Wie kann ich denn nun singen, was ganz und gar nicht wahr ist? Es ist doch gewiß etwas recht Schönes und Löbliches um die Aufrichtigkeit.

5. „Wenn du was findest, mein Sohn, das du nicht kennst, so iß es nicht. Es gibt viele Gewächse, die sind giftig, und wenn man sie ißt, so wird man krank, oder man stirbt gar.“

So sprach einmal der Vater zu seinem Sohne Bernard —. Bernard merkte sich das, und aß nie eine Frucht, von der er nicht wußte, daß sie unschädlich sey. Fand er ein Gewächs,

so brachte er es zuerst dem Vater, und dieser sagte ihm nun, ob es eßbar sey oder nicht.

Einmal ging Bernard in das kleine Wäldchen, das nicht weit von dem väterlichen Hause lag. Kurz vorher hatte es geregnet, und nun war es so kühl und angenehm, im Freien zu seyn. Da sah nun Bernard im Wäldchen eine große Menge Schwämme, und sammelte sich davon einen ganzen Hut voll. Unter andern fand er auch einige Schwämme, die sahen roth aus und hatten weiße Punkte. „Ei, das ist ein herrliches Gewächs!“ rief der kleine Bernard aus; — „davon muß ich recht viele mit nach Hause nehmen. Die müssen gut schmecken; denn sie sehen gar zu schön aus.“ Bernard ging nach Hause, und zeigte seinem Vater die herrlichen Schwämme, die alle so schön roth und weiß punktirt waren. Der Vater schüttelte den Kopf und sagte: „Bernard, hurtig zum Brunnen, und wasche deine Hände!“ Bernard machte große Augen. Aber er lief doch hin zum Brunnen und wusch sich; denn er war gewohnt, seinem Vater auf den Wink zu gehorsamen. Als er zurückgekehrt war, sagte der Vater: „Du hast wohlgethan, daß du mir die Schwämme zeigtest. Sie sind sehr giftig. Sie heißen Fliegenschwämme, und aus ihnen wird das Fliegengift bereitet.“ — „Aber sie sind so schön, Vater!“ — sagte der bestürzte Bernard. „Und wenn sie noch zehnmal schöner wären, sagte der Vater, sie sind doch giftig. Der äußerlichen Gestalt darf man niemals ganz trauen. Der Schein trügt. Wie dies bei Schwämmen und bei vielen anderen Gewächsen ist, so ist es auch bei den Menschen. So oft du einst mit einem Menschen zu thun hast, der dir gar zu sehr schmeichelt, oder der seine eigenen Verdienste gar zu sehr lobpreißt, so denke an die Fliegenschwämme, die durch ihre rothen und weißen Punkte unsere Augen reitzen, aber innerlich giftig sind.“

Wie gut war es, daß Bernard seinem Vater nichts verschwieg, sondern aufrichtig war; er hätte recht unglücklich werden können. Aufrichtigkeit gegen die Aeltern bewahret die Kinder vor vielen Gefahren.

6. Wer immer besser und tugendhafter werden will, wird nicht ungehalten, wenn man ihm seine Fehler sagt, sondern

danket vielmehr demjenigen, der aufrichtig ihm sagt, was er zu verbessern hätte.

Charlotte Auguste von Wales, Tochter Georgs des IV. Königs von England, liebte die Aufrichtigkeit über Alles. Keiner war bei ihr beliebt, der ihr schmeichelhafte Worte sagte; die Gleisner verachtete sie: aber innig dankte sie einem Jeden, der mit Aufrichtigkeit und redlichem Willen zu ihrer Veredlung etwas beitrug. Ihr Singmeister, ein Ausländer, war einst zugegen, als sie vor einer zahlreichen Gesellschaft sang und spielte, und, obwohl sie von allen Seiten den lautesten Beifall hörte, sich selbst im Stillen tadelte. Sie fragte nun auch ihren Lehrmeister um sein Urtheil. Entzückt rief dieser aus: „Euere königliche Hoheit haben unvergleichlich gesungen und bewunderungswürdig gespielt.“ Charlotte schwieg. Bei der nächsten Singstunde ließ sie aber dem Meister sagen, daß sie sich keinen glücklichen Erfolg von dem Unterrichte eines Mannes verspräche, der so schwach gegen sie wäre, um ihr wider sein besseres Wissen zu schmeicheln, und dem es an Aufrichtigkeit fehlte, ihr die Fehler bemerklich zu machen, welche sie selbst ahnte, und welche allen Kunstverständigen auffallen müßten.

Zu einer andern Zeit sagte sie dem Bischofe von Salisbury, einem Kenner, sie wolle ihm doch einmal ein schweres Stück vorspielen. Geflissentlich vernachlässigte sie ihr Spiel, und fragte ihn dann um seine Meinung. Der Bischof war aufrichtig, sie auf alles Fehlerhafte, was er wahrgenommen hatte, aufmerksam zu machen. Freudig sprang sie auf, drückte dem ehrwürdigen Geistlichen die Hand, und rief: „Nun habe ich in Ihnen einen ächten Freund geprüft und erkannt! Sie schmeicheln mir nicht, auch wenn Sie glauben könnten, daß es mir angenehm sey.“

7. Der Aufrichtige sagt auch dann, wenn er gefehlt hat, Alles, wie es ihm um das Herz ist; ein aufrichtiges Geständniß eines begangenen Fehlers ist der erste Schritt zur Besserung.

Wilhelm und Hannchen waren die Kinder wohlhabender Bürgersleute. An einem schönen Nachmittag bekommen sie

von ihrer Mutter Erlaubniß, ganz allein in einem Garten zu spielen. Sie hatten sich denselben Morgen durch ihr gutes Betragen diese Erlaubniß erworben. Einige Zeit spielten sie recht vergnügt, und so froh, wie gute Kinder zu spielen pflegen. Nun standen an der Gartenmauer verschiedene Obstbäume, unter welchen ein junger Pfirsichbaum war, der zum erstenmal Früchte trug. Er hatte wenig, aber desto reifere Früchte. Die Mutter hatte noch keine davon gebrochen, ob sie gleich reif waren; sie wollte sie dem Vater aufheben, der verreist war, und seine Rückkunft erwarteten: doch sagte sie ihren Kindern nichts, daß sie von den Früchten keine brechen sollten, weil sie es schon vor einiger Zeit überhaupt verboten hatte, ohne ihre Bewilligung etwas im Garten sich anzueignen. Als beide genug gespielt hatten, liefen sie miteinander umher, besahen die schönen Früchte an den Bäumen, und freuten sich darüber. Sie kamen auch an den Pfirsichbaum und sahen am Fuße desselben zwei schöne Pfirsiche liegen, die, herrlich reif, eben herabgefallen waren. Wilhelm vergaß das Verbot der Mutter, langte darnach, aß eine, und gab Hannchen die andere, die sie auch verzehrte. Aber als sie damit fertig waren, erinnerte sich Hannchen des Verbots der Mutter. „Ach, lieber Wilhelm, sagte sie, nun wird unsere gute Mutter recht böse auf uns werden; was wollen wir machen?

Wilh. Hi, sie weiß es ja nicht.

Hannch. Aber sie muß es wissen, lieber Wilhelm; du weißt ja, daß sie uns auch große Fehler leichter vergibt, wenn wir nur aufrichtig sind, und sie gestehen.

Wilh. Ja, wir sind ungehorsam gewesen, und du weißt auch, daß sie den Ungehorsam allemal bestraft.

Hannch. Und wenn sie uns nun straft, so thut sie es ja aus Liebe, und wir werden es denn künftig nicht so leicht wieder vergessen, was sie uns verboten oder befohlen hat.

Wilh. Du hast recht, liebes Hannchen. Aber sie wird wieder betrübt werden, daß sie uns strafen muß, — und traurig kann ich sie gar nicht sehen.

Hannch. Ich auch nicht, lieber Bruder; aber wird sie nicht noch betrübter werden, wenn sie es erfährt, daß wir ihr

einen Fehler verschweigen? Woher würden wir auch nur den Muth nehmen, sie anzusehen? Müßten wir nicht vor Scham erröthen, wenn sie uns liebkoseten und uns ihre lieben Kinder hieße, und wir dies nicht verdienen?

Wilh. Ach, liebe Schwester, ich sehe schon, du weißt das besser, als ich. Komm, wir wollen hingehen, und ihr unsern Ungehorsam gestehen.

Sie giengen nun Hand in Hand hin zu ihrer Mutter. „Liebste Mutter, sagte Hannchen, wir sind ungehorsam gewesen, strafe uns nur, wie wir es verdienen. Aber sey uns nur nicht böse, oder kränke dich nicht; wir hatten dein Verbot, beim Anblicke schöner Früchte, blos vergessen.“ Hierauf erzählte Wilhelm, was sie gethan hatten, ganz wie es hergegangen war.

Die gute Mutter war von der Aufrichtigkeit ihrer Kinder so gerührt, daß sie weinen mußte. Die Strafe des Ungehorsams erließ sie ihnen für dieses Mal gerne, weil, wie sie glaubte, ihr Schmerz darüber hinreichend war, sie künftig zu warnen, wenn sie in Gefahr kämen, ungehorsam zu seyn. Mit Thränen der Freude hob sie beide Kinder empor und schloß sie an ihr Herz, und ermahnte sie, daß sie immer aufrichtig ihre Fehler gestehen sollten; dies mindere das Vergehen, wenn man frei und offen ist. Wenn man aufrichtig und ruhig bekennt, daß man fehlte, so reicht jeder gute Mensch mit frohem Muthe freundlich die Hand zum neuen Bunde.

*

Gott prüfet das Herz, und Aufrichtigkeit ist ihm angenehm. 1. Chron. 30. 17. — Gott beschützet die Aufrichtigen. Sprüch. Sal. 2. 7. — Jeder rede mit seinem Nächsten die Wahrheit; denn wir sind Glieder unter einander. Eph. 4. 25. — Wer thut, was recht ist, tritt an das Licht, damit seine Handlungen offenbar werden, weil sie in Gott gethan sind. Joh. 3. 21.

Wohl dem, der richtig wandelt,
Der als ein Wahrheitsfreund

In Wort und Werken handelt,
Und das ist, was er scheint;
Der Recht und Treue liebet,
Und von dem Sinn der Welt,
Die Trug und Falschheit übet,
Sich unbefleckt erhält.
Aufrichtigkeit ist wie gediegen Gold,
Macht Jedermann vor Gott und Menschen hold.

Barmherzigkeit.

Nicht lauter Glückliche gibt es auf Erden, sondern auch sehr viele Unglückliche, die von mancher herben Sorge und Noth gedrückt sind. Gegen diese ein theilnehmendes Mitgefühl zeigen, und ihnen nach unserem Vermögen Hülfe zu leisten, ist eine heilige Pflicht des Christen. Das lebhafte Mitgefühl mit dem Leiden und dem Elende Anderer, verbunden mit dem thätigen Bestreben, demselben abzuhelfen, oder es zu vermindern, ist Barmherzigkeit.

Barmherzigkeit, die Theilnahme an der Noth Anderer, das Mitleiden beim Leiden seines Nebenmenschen, der innige Drang des Herzens, seine Schmerzen zu lindern, seine Lasten, so viel an uns liegt, zu erleichtern, ihrer Noth, ihrem Elende, so viel möglich, abzuhelfen, oder, wenn wir das durch uns selbst nicht können, Andere für sie um Hülfe anzusprechen; zu trösten die Unglücklichen, und angenehme, heitere Gedanken in ihnen zu erwecken; — welch eine süße, edle, verehrungswürdige Tugend ist dies! Der Barmherzige gibt mit größerer Freude, als er von Andern empfängt; er vergißt sein eigenes Glück und Unglück in dem Unglücke des Andern. Er lebt gleichsam nur in der Freude, dem Leidenden Erleichterung und Freude zu verschaffen. Er hat in seinem Herzen eine unerschöpfliche Quelle des edelsten, des menschlichsten Genusses. Alle guten, empfindsamen, edlen Seelen sehen den Barmherzigen mit Vergnügen, mit unwandelbarer Liebe an, und schenken ihm alle Achtung. Er hat aber auch das Recht, in jeder

Noth Barmherzigkeit von andern Menschen zu erwarten, und das unschätzbare Glück, einen barmherzigen, gnädigen Gott zu glauben, welcher dem Barmherzigen gerne vergibt.

Laßt doch, geliebte Kinder, die schöne Tugend der Barmherzigkeit euer Herz ergreifen; wie glücklich werdet ihr euch fühlen! Es gab immer Kinder, welche barmherzig gegen Unglückliche waren. Höret nun, ich will euch von ihnen erzählen.

1. Die verstorbene Fürstin von Isenburg, Sophie Charlotte Erneſtine, aus dem Hause Anhalt, war eine Prinzessin von vortrefflichem Charakter. Wohlthun und Mitleiden war bei ihr herrschende Neigung. Um auch ihren Prinzen zu diesen edlen Tugenden anzuleiten, bediente sie sich einst folgenden Mittels:

Eine Frau, in deren Hause die größte Armuth herrschte, wurde mit Zwillingen entbunden. Sie hatte keine Pflege und Wartung, die Kinder waren nackt, und Niemand war da, der Brod und Kleider schaffte. Ihre außerdem schon zahlreiche Familie schmachtete in der äußersten Dürftigkeit. Die Fürstin hört von dieser unglücklichen Familie. „Hier, — sagte sie sogleich, — hier ist Gelegenheit, wo ich meines Sohnes Herz kann kennen lernen, und wo ich entscheiden kann, ob er in Zukunft gerne wohlthun wird.“ Sie giebt ihm nun, wie gewöhnlich, Geld zum freiwilligen Gebrauch, und macht mit ihm und einigen ihrer Hofleute einen Spaziergang. Einer aus der Gesellschaft sagt, der getroffenen Abrede gemäß, zu den Uebrigen, sie möchten nur fortgehen, er habe hier in diesem Hause Geschäfte; er werde sogleich nachkommen. „Was ist denn das für ein Haus,“ — fragte der Prinz, — „wir können ja mit hineingehen.“ Jener Herr erwiederte: „Ach! was wollen Sie da machen? Hier wohnen arme Leute in einer elenden Hütte, alles ist da unordentlich; es wird Ihnen ekeln.“ — „Wir bleiben ja nicht lange darin,“ — versetzte der Prinz, — „und ich möchte doch einmal sehen, wie es bei solchen Leuten zugeht.“ Man ging hinein. Die armen Leute waren schon vorher unterrichtet, wenn etwa ein Besuch käme, und ihnen etwas gegeben würde, so sollten sie ja nicht

dem Geber, sondern Gott danken, daß er so gute, wohlthätige, mitleidige Menschen geschaffen hätte. Man trat in die Stube. Aber welch ein trauriger Anblick! Die Mutter mit den Zwillingen auf dem Schooße, die andern Kinder um sie her. Ueberall Elend und Dürftigkeit; alles zerlumpt; Allen konnte man die Armuth, Hunger und Kummer im Gesichte lesen.

Der Prinz blickt hin auf die Unglücklichen, blickt um sich herum, sieht seine Gesellschaft an, sieht wieder verwirrt auf die Mutter und die Zwillinge, spricht kein Wort; er kann nicht reden, steht wie erstarrt, kehrt sich um, fängt an zu weinen, greift in seine Tasche; er zählt sein Geld nicht; er gibt alles, was er hat, und weint wieder. Das war der frommen, fürstlichen Mutter ein wahres Herzensfest. Da saß die arme Mutter auf einem hölzernen, alten Stuhle mit gefalteten und emporgehobenen Händen, und frohlockte: „Dank dir, Vater im Himmel, der du mitleidige, barmherzige Menschen erweckest!“ —

Gerührt ging man hinweg aus der Stätte der Armuth und des Elendes, und überließ nun den jungen, edlen Wohlthäter seinen Empfindungen, bis das Gespräch wieder, wie von ohngefähr, auf diesen Vorfall gelenkt, und ihm nun die große göttliche Lehre Jesu tief in das Herz geprägt wurde: Seyd barmherzig, wie auch euer Vater im Himmel barmherzig ist.

Wie wohl muß es dem edlen Prinzen am Abende jenes Tages ums Herz gewesen seyn, da er eine so schöne Handlung der Barmherzigkeit ausgeübt hatte!

2. Prinzessin Elisabeth, nachmalige Landgräfin von Thüringen, zeichnete sich schon in zarter Jugend durch ein sehr gefühlvolles, mitleidiges Herz aus, und suchte sich den schönen Umfang jener Tugenden zuzueignen, womit die erhabene Mutter, Eleutheria, so herrlich ihr vorleuchtete. Schon in ihrem sechsten Lebensjahre lieferte sie hievon die schönsten Proben.

Eines Nachmittags schritt Elisabeth an der Hand einer Kammermagd aus der Burgkapelle, wo sie gerne zu verweilen

pflegte. Bald fiel ihr Blick auf ein äußerst leicht und schlecht gekleidetes Taglöhnerskind, welches jämmerlich am ganzen Leibe vor Frost zu erzittern anfing. Da ward nun die gute kleine Prinzessin so sehr gerührt, daß sie mit der Bewilligung ihrer Wärterin ihr eigenes seidenes Mäntelchen abzog, damit gar mildthätig das arme, mit den Zähnen klappernde, Kind überhüllte, und das mit wärmender Wolle gefütterte Oberkleid so lange demselben zu lassen versprach, bis sie ihm aus der freigebigen Hand ihrer fürstlichen Mutter andere Kleidungsstücke herbeigebracht haben würde. Mit weinenden Augen näherte sich bald hierauf Elisabeth ihrer guten Mutter, und trug derselben in den rührendsten Ausdrücken den erbarmungswürdigen Kleiderzustand des außer der Kapelle getroffenen armen Mädchens vor. Nichts glich der innigen Freude ihres Herzens, als sie nun die erbetene Erlaubniß bekam, aus ihrem eigenen Kleiderschrank ein wärmendes Gewand, und aus der Sparbüchse einen Geldbeitrag für das arme Kind herausnehmen zu dürfen. Unverweilt schickte sie alles dem armen Mädchen.

Je mehr Elisabeths Leben an Jahren sich mehrte, so dehnte sich auch immer mehr der Umfang ihrer vortrefflichen Seelen-Eigenschaften über das Leben ihrer Mitmenschen aus, und vorzüglich wuchs in ihr die Tugend der erbarmenden Wohlthätigkeit.

Einst war Elisabeth in der Küche, und hörte die Mägde von dem höchst elenden Zustande eines alten Stadtgärtners plaudern, welcher schon seit längerer Zeit krank und von allen Menschen verlassen sey. Jene bemerkten sodann, daß der alte, hungerige Balthasar gewiß froh seyn und laut Gott danken würde, wenn er manchmal nur ein wenig von der Suppe erhalten könnte, womit in der Burg die herrschaftlichen Jagdhunde gefüttert würden. In das Herz der mitleidigen Prinzessin fuhr diese Aeußerung, wie ein schneidender Dolch; sie wurde unruhig; suchte von den Mägden die Gegend zu erfahren, in welcher die Wohnung des armen Balthasar lag, und fand in der Hofburg keine Rast und Ruhe mehr. Es war spät am Abend; da schlich Elisabeth noch aus dem Schlosse in die Stadt, und suchte so lange, bis sie das niedere Gartenhäuschen

des armen Balthasar fand. Helle Thränen glänzten in den Augen der erhabenen Jungfrau, als sie hier das äußerste menschliche Elend und die größte Verlassenheit erblickte, denen der arme, eisgraue Mann preis gegeben war. Die Entkräftung seines Körpers war schon so groß, daß er kaum mehr mit gebrochenen Worten der Eintretenden den Zustand seiner Unpäßlichkeit klagen und ihr andeuten konnte, daß bereits seit fünf Tagen keine warme Speise mehr seine Lippen berührt habe. Elisabeth sah ein, daß hier schleunige Hülfe nöthig, und daß sie von Gott selbst zur Erhaltung eines Menschenlebens in die Hütte der Armuth geleitet worden sey. Schnell überlegte sie, ging, und blieb wieder stehen. Es war zur Burg zu weit, und es würde großes Aufsehen gemacht haben, noch so spät in der Küche Speisen bestellen zu wollen. Alle Hausthüren waren geschlossen, und wo sollte in den bürgerlichen Wohnungen noch ein warmer Rest stärkender Fleischbrühe zu finden seyn? Auf einmal fiel ihr bei, daß nicht ferne vom Gärtchen Balthasars die Gattin eines fürstlichen Rentmeisters wohne, welche vor einigen Jahren noch als Kammerjungfer in fürstlichen Diensten sich befunden habe. Schnell eilte Elisabeth zu dieser Wohnung, und sah, zur innigen Freude ihres Herzens, noch die Fenster des untern Stockwerks von Licht erhellt. Vorsichtig zog sie das Thürglöcklein, und es währte nicht lange, so öffnete sich die Thüre, und es erschien Frau Gertrud im häuslichen Schlafrocke. Nicht wenig staunte diese, in der Eintretenden die Prinzessin zu erblicken. Elisabeth ließ nicht lange fragen, sondern ergriff, noch schnell athmend von der Anstrengung ängstlicher Eile, die Hand der ihr bekannten Rentmeisterin, und bat sie um Gottes- und eines Menschenlebens willen um etwas warme Fleischbrühe. Schnell eilte die Rentmeisterin, und Elisabeth sah diese zu ihrem Erstaunen bald wieder mit Suppe und eingemachtem Geflügel eintreten. „Gnädiges Fräulein!“ — sagte die Rentmeisterin, — „ich stelle mir wohl vor, wozu Ihr dieses verwendet. Es ist das Nachtessen für meinen Mann, der jeden Augenblick von einer amtlichen Geschäftsreise zurückkehren wird. Er wird wohl hungrig seyn; aber ich will es schon verfechten, und

meinen lieben Rupert zufrieden stellen, wenn ich sage, in welche Hände und zu welchem Zwecke ich sein Abendessen abgegeben habe. Beliebet mir nur zu sagen, wohin ich mit diesen Gerichten folgen soll.“

„O nicht doch!— erwiederte Elisabeth, — gebt nur her; es hat Eile, ich will schon selbst gehen; harret nur eures Gemahls; gebt, gebt, ich danke euch herzlich!“ — und mit diesen Worten war sie schon mit der Speise fort, und bald in der Hütte des kranken Gärtners. Sie richtete das Haupt des Greisen auf, und legte es sanft auf das einzige Bettkissen. Mit der Milde eines Engels flößt sie dem Munde des Kranken, mit Hülfe eines gefundenen hölzernen Löffels, die nährende Fleischbrühe ein. Wie freute sich die edle Jungfrau, als sie durch die eingeschlürfte Speise den armen Kranken erquickt, und neu belebt sah! Bald kam er zur Besinnung, und wollte reden, danken für die Wohlthat, welche eine mitleidige, fremde Hand ihm gespendet hatte. Elisabeth's Scharfblicke entgeht nicht die auf den Lippen des Greisen schwebende Frage, und mit holder Freundlichkeit fragte ihn die Jungfrau, die wie ein himmlischer Schutzgeist rein und fromm vor ihm stand, was ihm wohl am Herzen liege? Der Alte seufzte und klagte, daß seine Tochter Kundel ihn seit drei Jahren, wo sie mit ihrem Bräutigam Martin fortgezogen, nicht mehr besucht und verlassen habe. Diese Klage des Schmerzes und Kummers drang an das theilnehmende Herz der Prinzessin. Mit sanfter Stimme suchte sie das betrübte Herz des verlassenen Vaters wieder aufzurichten, und tröstete ihn mit der Hoffnung, seine Tochter werde ihn gewiß nicht vergessen, und bald ihn besuchen. Sie bat ihn, unterdessen sie als Pflegerin und Krankenwärterin anzunehmen, und versprach ihm, mit aller Treue ihn, wie den eigenen Vater, zu pflegen. Solche Liebe richtete das betrübte Herz des alten Balthasar wieder auf; Elisabeth versprach ihm außerdem, im Schlosse sich heute noch für ihn zu verwenden, daß er in seinem Alter Unterstützung erhalten solle. Dessen freute sich Balthasar sehr, und weinte Thränen der Dankbarkeit und froher Hoffnung.

Schon hatte Elisabeth zur Beurlaubung dem Greisen die

Hand geboten, und wollte wieder nach Hause eilen, als die Thüre sich öffnete, und — die Fürstin Eleutheria, von einer Dienerin begleitet, in die kleine Krankenstube trat. Sie hatte ihre Tochter vor dem Schlafengehen vermißt, gesucht, und von den Mägden vernommen, daß sie gewiß, nach der Erzählung von dem kranken Balthasar, zu diesem gegangen seyn werde. Die Fürstin war gewiß, daß nur der edle Trieb, dem nothleidenden Alten Hülfe zu leisten, in der Nacht noch ihre gute Tochter in die Wohnung der Armuth geleitet haben werde. Sie ging selbst in Küche und Keller, füllte einen Korb, nahm Licht, und eilte der Gärtner-Wohnung zu.

Wer zeichnet würdig und treffend genug das entzückte Antlitz der fürstlichen Mutter, als sie leise spähend durch die kleinen Fensterscheiben des Gärtner-Häuschens auf das ärmliche Bette des Alten sah, und in der Nähe desselben die zwölfjährige Tochter erblickte, wie sie sich so eben mit freundlicher Güte über den verlassenen, kranken Greis hinneigte, dem Entkräfteten stärkende Speise und sanften Trost einzuflößen bemüht war! Freudig drückte die Fürstin ihre edle Tochter an das treue Mutterherz. Elisabeth erhielt Erlaubniß, die Krankenpflege fortsetzen zu dürfen, und Anne, die Begleiterin, mußte abwechselnd mit der Prinzessin den Kranken warten und pflegen, welcher durch die kräftigen Speisen und den guten Wein bald wieder sich erholte.

Nach Verlauf eines Monats stieg Balthasar wieder die fürstlichen Treppe hinauf, um den Dank seines Herzens der gütigsten Fürstin und ihrer edlen Tochter in schwachen Worten auszusprechen. Lange stand der Arme, durch fürstliche Milde neugekleidete, Balthasar vor Eleutheria und Elisabeth; er konnte die Worte des Dankes nicht finden, aber desto mehr weinte sein Auge. Endlich dankte er herzlich, und sank im Uebermaße der dankbarsten Empfindungen auf die Knie nieder, und setzte zugleich vor die Füße der Durchlauchtigsten ein Zeichen seiner Dankbarkeit — sorgsam gepflegte Blumen. Die gute Elisabeth hob den armen Balthasar auf, und sprach liebevoll zu ihm, eine Thräne im Auge bei der süßen Erinnerung an das

himmlische Werk der Barmherzigkeit, eine Thräne, die mehr werth war, als die größte und kostbarste Perle.

Möchten solche Thränen, die Thränen der süßen Erinnerung an ausgeübte Werke der Liebe und Barmherzigkeit oft, recht oft in euern Augen glänzen!

3. In der reinen Kinderseele liegt der Sinn für fremdes Wohlseyn eben so unverkennbar, als der Trieb der Selbstliebe. Wir sehen daher oft von ganz kleinen Kindern Werke der Barmherzigkeit und Wohlthätigkeit mit Lust und Eifer ausüben. Merkwürdiger ist es aber, wenn Kinder sogar nach einer festgesetzten Ordnung wohlthätig sind. Da jeder schöne Zug des kindlichen Herzens die Aufmerksamkeit der Jugendwelt verdient, so will ich euch folgende Thatsache mittheilen.

Vor mehreren Jahren hat sich in der Stadt Altona bei Hamburg eine Anzahl gut gesitteter Kinder mit einander verbunden, mit dem Vorsatze, ganz arme Kinder mit Lebensmitteln und einigen andern Nothwendigkeiten zu unterstützen. Sie haben eine regelmäßige Einrichtung getroffen, nach welcher sich jedes Mitglied dieses schönen Bundes anheischig macht, jede Woche einen Theil seines Taschengeldes in eine allgemeine Kasse zu steuern. Nach Verlauf von etwa drei Monaten wird das Geld unter arme Kinder vertheilt. Zur Leitung des Ganzen ist ein verständiger und wohlgesitteter Knabe, als Vorsteher und Rechnungsführer, angestellt, und diesem zur Seite stehen Nebengehülfen, gleichsam Armen-Pfleger, welche auf die Bedürfnisse der nothleidenden Kinder Acht haben, und für die Vertheilung des gesammelten kindlichen Opfers sorgen. Diese Einrichtung hat also, im Ganzen genommen, viele Aehnlichkeit mit einer Armen-Anstalt erwachsener Menschenfreunde, und kann mit dem schicklichen Namen einer Kinder-Armen-Anstalt belegt werden. Und diese schöne That wird in so ruhiger, geräuschloser Stille geübt, daß selbst die Personen, die in der Nähe derselben leben, kaum etwas davon erfahren. Der Umfang dieser rühmlichen Anstalt ist zwar noch nicht weit ausgedehnt, und die Zahl ihrer Mitglieder noch nicht sehr groß; es läßt sich aber hoffen, daß dieses gute Werk immer mehr wachsen und nicht ohne Nachahmung bleiben werde.

Hört noch weiter, liebe Kinder, hört von Kindern, die bei den Leiden unglücklicher Menschen gerührt wurden, und einen Verein zur Unterstützung derselben bildeten.

4. Zu Anfang des Jahres 1788 wütheten zu Lyon die Masern auf eine fürchterliche Art, und mehr als 15000 Einwohner schmachteten aus Mangel an Arbeit in der drückendsten Armuth. Da kamen vier edle, junge Mädchen auf den Gedanken, aus ihren geringen monatlichen Einkünften etwas in eine Sparbüchse zusammenzulegen, bis die Summe hinreichte, ein armes Mädchen ihres Alters von 14 — 15 Jahren durchaus warm und dauerhaft zu kleiden. Sämmtliche Kleidungsstücke wurden, mit Ausnahme der Schuhe, von ihnen selbst verfertigt. Diesen schönen, wohlthätigen Plan erweiterten sie in der Folge, boten ältern Frauenzimmern an, in ihren Verein zu treten; viele thaten es mit Freuden, denen wohlzuthun auch eine Freude war, und im Sommer desselben Jahres bestand die Gesellschaft schon aus 50 Personen, worunter sich die edelsten Frauen befanden. Im Anfange des Winters 1788 war die Gesellschaft schon im Stande, 12 arme Mädchen zu kleiden. Ehre, Ruhm und Segen jenen vier edlen Mädchen, den Stifterinnen eines so schönen, menschenfreundlichen Vereines!

Noch muß ich hier erwähnen eines sehr schönen Vereines von Kindern, die nicht das Glück hatten, sich Christen nennen zu können; aber mit fühlenden Herzen die heilige Pflicht der Barmherzigkeit übten. Einige Juden-Kinder waren die Stifter einer sehr wohlthätigen Anstalt, ähnlich jener, von welcher ich euch so eben erzählte. Von ihren Aeltern gewöhnt, auch Kleinigkeiten nicht unbenutzt in den Boden treten zu lassen, gingen diese Kinder in der Stadt Altona umher, und sammelten die Stecknadeln, die auf den Straßen und Spaziergängen verloren worden waren. Auch das Kleine kann durch Gottes Segen groß und nützlich werden, wie ihr hören werdet. Sobald sie eine Anzahl beisammen hatten, verkauften sie dieselben für einige Schillinge, und legten dieses gelöste Geld zurück, um es zur Anschaffung einiger Hemden für Nothleidende anzuwenden. Die Aeltern freuten sich über diese edle

Absicht der Kinder, was menschenfreundliche Aeltern immer thun werden, und trugen freiwillig zu dieser, durch Stecknadeln-Sammlung zu Stande gekommenen, kleinen Hülfsanstalt bei. Der Fond ward nach und nach immer größer, und in Kurzem so ansehnlich, daß es nöthig wurde, ihn einer eigenen Rechnungsführung und Verwaltung zu unterwerfen. Die Theilnehmer an dieser Anstalt vereinigten sich in eine Brüderschaft unter dem menschenfreundlichen Namen: Malbisch-Arumin, oder Verein zur Bekleidung der Nackenden. Die Brüderschaft der portugiesisch-jüdischen Nation in Altona wählte drei Vorsteher dieser Anstalt aus ihrer Mitte, um dieses schöne Institut immer mehr empor zu bringen, und das edle Bemühen ist auch wirklich gelungen. Die Wohlthaten, die diese Anstalt spendet, sind zwar nur auf diejenige Unterstützung eingeschränkt, die der Name „Malbisch-Arumin" mit sich bringt, nämlich Bekleidung der Nackenden durch jährliche Vertheilung von Hemden; seit einigen Jahren sind aber schon mehrere hundert Hemden an Hülfsbedürftige ausgetheilt worden.

Wie viel vermag doch die Liebe, auch in zarten Kindern! Ihr lieben, jugendlichen Seelen, lasset die Liebe euch beleben und leiten, die Liebe, das Band der Vollkommenheit, und ihr werdet, noch jung und zart, doch Viel vermögen, besonders, wenn Herz und Hand zur edlen That sich vereinen.

5. Adalbert war der Sohn sehr edler Aeltern, und Prag, die Hauptstadt Böhmens, sein Geburtsort. So reich seine Aeltern an Ansehen und Erdengut waren, so edel waren sie auch durch Tugend; aber mehr noch, als der Glanz des Irdischen erhob sie die Würde ihres frommen Lebens, der Reichthum hoher Seelen-Eigenschaften. Eines der wichtigsten Geschäfte für sie war die Erziehung ihres geliebten Kindes, das die Vorsehung ihnen gegeben hatte; daher geschah auch von ihnen mit der größten Gewissenhaftigkeit alles, was nur immer für die Ausbildung der geistigen Kräfte des zarten Adalberts, so wie für die Veredlung seines Herzens, geschehen konnte. Durch Lehre und Beispiel suchten sie ihn zu einem frommen und gebildeten, menschenfreundlichen Christen zu erziehen. Adalbert entsprach seinen Aeltern, und zeichnete sich schon in zarter Jugend durch

viele Tugenden aus. Ganz besonders hatte er ein gefühlvolles Herz gegen Unglückliche und Arme, und suchte ihr Elend zu lindern, oder demselben ganz abzuhelfen, so gut er es vermochte.

Zur Zeit einer großen Hungersnoth ging Adalbert durch die Straßen von Prag. Seine Menschenfreundlichkeit und Milde war der geringsten Menschenklasse allgemein bekannt, und so sah er sich bald von einer Menge Nothleidender umringt, die ihn um eine milde Gabe anflehten, um ihren Hunger stillen zu können. Er theilte mit freundlichen Worten und segnender Hand Jedem mit; doch bald war seine Börse erschöpft, und er hatte nichts mehr, womit er kummervolle Thränen trocknen, und Hungrigen Erquickung bereiten konnte. Aber die Liebe ermüdet nicht, und sucht auch nicht das Ihrige, sondern weiß immer Mittel, sie thätig und kräftig werden zu lassen. Als er nichts mehr zu geben hatte, und stets neue Haufen von Hungrigen herbeiströmten, zog er einen, reich mit Edelsteinen verzierten, goldenen Ring vom Finger, und gab denselben seinem Diener, mit den Worten: Mache, daß diese Steine Brod werden!

Seine Barmherzigkeit begleitete ihn durch sein ganzes Leben, und erwarb ihm die Liebe und Achtung aller Menschen; auch in spätern Jahren lebte er fromm und liebevoll, wo er als ein Muster geistlicher Hirten die bischöfliche Würde bekleidete, und durch seine Tugend, Frömmigkeit und Menschenfreundlichkeit seiner zahlreichen christlichen Gemeinde vorleuchtete. Wie schön wäre es, wenn die Kinder reicher Leute in Adalberts Fußstapfen träten!

6. Der unendlich gütige Gott läßt es manchen Menschen recht wohl auf Erden ergehen, und gibt ihnen viel Freude und Vergnügen. Das mitleidsvolle Herz schwelgt aber nicht im Glücke, alles Andere vergessend, sondern erinnert sich auch in den Tagen der Freude des Unglücklichen, eingedenk jener Worte des weisen Sirachs: Vergiß des Armen nicht, wenn du einen fröhlichen Tag hast. Sir. 14. 14. Dies beherzigte und that Elmina, die Tochter des Stadtcommandanten zu Marseille.

Der Kardinal Belloy war der Vater der Armen, die Stütze der Unglücklichen, das Bild Gottes, der Güte auf Erden. Sein Pallast war Jedermann offen; man brauchte nur unglücklich zu seyn, um sogleich Zutritt zu haben. Die Zeit, welche er dem Gebete entzog, verwandte er zum Geben und Trösten. Er war Bischof zu Marseille, als ein strenger Winter sich bis in die südlichen Provinzen Frankreichs erstreckte. Er hatte oft die einzige Tochter des Kommandanten von Marseille, Elmina, unter dem niedrigsten Dache der Armuth gefunden, und kannte ihre große Barmherzigkeit gegen Unglückliche, ihre großen Wohlthaten, die sie im Geheimen auszuspenden pflegte. Es war ihm daher ein sehr großes Vergnügen, dieses siebzehnjährige Mädchen bei seiner Tafel zu sehen, die er jährlich den vornehmsten Personen der Stadt zu geben pflegte.

Indeß sich unter den Gästen bei der Tafel ein lebhaftes Gespräch erhob, was sich in der Stadt wohl Gutes thun lasse, stand Elmina an einem Fenster, und sah auf dem Platz vor dem Pallaste einige arme Kranke, worunter sich besonders eine junge Frau, von zwei Kindern umgeben, und ein anderes in den Armen haltend, auszeichnete. Die Blässe ihres Gesichts, und die Mattigkeit, die sich in ihrem Gange verrieth, zeigten, daß sie vielleicht den ganzen Tag nichts gegessen habe, und daß ihr Kind, auf welches sie mit weinenden Augen deutete, an ihrer Brust nicht die nöthige Nahrung finden könne. Elmina fühlte sich durch diesen Anblick im Innersten gerührt, und würde dieser Rührung gewiß sogleich gefolgt seyn, wenn man ihr nicht so eben gemeldet hätte, daß zur Tafel gegangen werde.

Während der Mahlzeit nahm Elmina alles mit großer Begierde an, was ihr angeboten wurde, und gab es größtentheils dem Bedienten, der immer hinter ihrem Stuhle stehen blieb. Dieser entfernte sich dann sogleich, und kam wieder herein, um aus den Händen des edlen Mädchens abermal eine Portion zu erhalten, welche er sogleich wieder wegtrug. Die Freude auf Elminens Gesicht, und verschiedene Zeichen, welche ihr der dienstfertige Diener gab, wurden von dem Bischofe wohl bemerkt, und als er Elminen fragte, was geschehen sey, theilte sie ihm aufrichtig alles mit. „Ich habe geglaubt, sagte sie, daß eine

Mutter mit drei unmündigen Kindern unter dem Fenster ihres Pallastes nicht hungern dürfte. Es gibt kein vollständiges Fest, wenn man nicht die Armuth und das Unglück daran Theil nehmen läßt.“

So edel dachte dieses Mädchen, und vergaß der Armen nicht, selbst beim Freudenmahle.

Einige Zeit nachher brach in dem Hause eines Drechslers, welches an einen der Seitenflügel des Pallastes des Kommandanten stieß, Feuer aus. Die allgemeine Achtung, welche Letzterer genoß, die Hülfe, welche von allen Seiten geleistet wurde, retteten den Pallast, und das Feuer verzehrte nur die Wohnung des armen Drechslers, der Vater einer zahlreichen Familie war, und in kurzer Zeit sein Erbtheil und das Einzige verlor, was er auf der Welt besaß.

Die Faschingszeit war nahe. Der Kommandant mußte des Wohlstandes halber den Offizieren der Garnison und der Kriegsschiffe einen großen Ball geben, an welchem auch die vornehmsten Einwohner der Stadt Theil nahmen. Elmina wurde zur Königin des Festes erkohren, und mehr als 1200 Personen eingeladen. Herr von Belloy, von dem wir schon erzählt, blieb an diesen Tagen der Lust, welche oft an zügellose Wildheit gränzt, in seinem Pallaste, sagte aber an dem Balltage zu seinem Diener, daß er ihn um eilf Uhr in der Nacht wecken, und zwei Pferde an den Wagen spannen solle. Als die bestimmte Stunde gekommen war, fuhr der ehrwürdige Prälat in den Pallast des Kommandanten, wo man nicht wenig erstaunte, ihn daselbst ankommen zu sehen. Der Kommandant und seine Tochter Elmina empfingen ihn sehr ehrfurchtsvoll, Musik und Tanz hörten auf, und Alles war begierig, die Ursache dieses seltenen Besuches zu erfahren.

Die Gesellschaft blieb nicht lange in Ungewißheit. Herr von Belloy wandte sich alsobald an Elmina, und sagte zu ihr: „Es gibt kein vollständiges Fest, an dem man nicht die Armuth und das Unglück Theil nehmen läßt.“ Ich habe mir vorgenommen, diesen herrlichen Grundsatz überall bekannt zu machen, und ich komme, Fräulein, Sie zu bitten, ihn sogleich in Ausübung zu bringen. Indeß man sich in diesem Pallaste der Freude überläßt, seufzt dicht neben an eine unglück-

liche Familie, welcher das Feuer ihre kleine Wohnung verzehrt hat. Es bedarf keiner bedeutenden Summe, um diese Unglücklichen zu retten. Erlauben Sie, daß ich die Ehre habe, Sie selbst zu allen Personen zu führen, woraus diese zahlreiche Gesellschaft besteht. Ich müßte mich sehr irren, wenn sie, mit diesem zu einer Sammlung bestimmten Beutel versehen, nicht einige milde Gaben für unsere armen Abgebrannten erhalten sollten. Ich verlange von ihnen nichts weiter, als daß Sie bei Jedem, dessen Mitleid Sie ansprechen, die rührenden Worte wiederholen: Es gibt kein vollständiges Fest, an dem man nicht die Armuth und das Unglück Theil nehmen läßt!

Mit der größten Freude nahm Jedermann die Idee des Herrn von Belloy auf, und Niemand wunderte sich mehr über seine Anwesenheit. Elmina ergriff schnell die Hand des Bischofs, und ging mit ihm im ganzen Saale herum, indem sie Jedermann mit den rührendsten Worten ansprach, wie es der ehrwürdige Prälat verlangt hatte. Die Spende fiel reichlich aus; sie betrug 12000 Franken. Den andern Tag sprach man in der ganzen Stadt nur von der Almosensammlung auf dem Balle. Elmina übergab an der Hand des Bischofs selbst die 12000 Franken dem Drechsler und seiner Familie, welche ihre Freude und Dankbarkeit nicht genug auszudrücken im Stande war. Das Haus des Drechslers wurde wieder hergestellt, wie es vor dem Brande gewesen war, und wenn man in der Folge in Marseille bemerkte, daß der Bischof oder die Tochter des Kommandanten an einen Ort fuhren, zeigte man mit achtungsvoller Theilnahme auf sie, und wiederholte in der Nähe die Worte: Es gibt kein vollständiges Fest, an dem man nicht die Armuth und das Unglück Theil nehmen läßt.

Elmina hatte also einer ganzen Stadt ein schönes, nachahmungswürdiges Beispiel gegeben.

7. Wenn der Arme an einem andern Armen Barmherzigkeit übt, wundern und freuen wir uns; der liebe Gott aber segnet eine solche Liebe, und hat sein besonderes Wohlgefallen daran.

Ein armer Knabe in Paris, dem seine Aeltern die Sorge

überließen, das Nöthige für seinen Unterhalt selbst vor den Thüren der Reichen und auf den Straßen zu erbetteln, weil er noch zu klein und zu schwach war, um durch Arbeit sein Brod zu erwerben, hatte schon zwei ganze Tage lang bei jedem Vorübergehenden um eine kleine Gabe gefleht, um seinen Hunger stillen zu können; aber kein einziges Herz wollte seiner sich erbarmen, Niemand fühlte Mitleiden. Vor Hunger und Betrübniß fing er an zu weinen, und klagte seinen Jammer nur noch seinem Vater im Himmel mit einem Strome von Thränen; und dieser, zu dem noch kein Leidender umsonst hinaufweinte, erbarmte sich seiner, und sandte ihm Erhörung und Rettung.

Als der arme, kleine Knabe so recht herzlich schluchzte, da kam die Straße her ein anderer armer Knabe, und fragte ihn, ohne ihn zu kennen: warum er so sehr weine? — „Ach! antwortete er, indem seine Thränen stärker über die Wangen rollten, mich hungert so sehr, ich habe seit vorgestern nichts mehr gegessen!“ — Da fühlte der hinzugekommene Knabe inniges Mitleid, und sprach zu dem Verlassenen: „Ich bin zwar auch hungrig, und habe nur das wenige Brod; aber, weil dich so sehr hungert, und du weinest, — hier hast du die Hälfte davon!“ — Er brach das Brod, gab es dem Hungrigen, und ging, im Bewußtseyn einer vollbrachten guten That, die Straße weiter.

8. Vor nicht gar langer Zeit brannte ein ganzes Dorf ab, indem bei einem heftigen Sturme das Feuer mit einer unbeschreiblichen Schnelligkeit ein Haus nach dem andern ergriff, ehe die Nachbarn zur Rettung herbeieilen konnten. Achtzig und einige Menschen, und darunter schwache, gebrechliche Greise, unmündige Kinder und arme Taglöhner verloren in einer einzigen Stunde ihre Wohnungen, ihre Kleidung und all ihre Habseligkeiten. Was war doch da für ein großer Jammer, diese Unglücklichen mit ihren armen, zum Theil kranken Kindern, von Kälte erstarrt, da es spät im Herbste war, seufzend und weinend in in der Irre herumlaufen, und ängstlich ein Obdach suchen zu sehen! Der rechtschaffene Seelenhirte jenes unglücklichen Dorfes, der selbst Alles verloren hatte, war nicht so sehr auf seine eigene Rettung bedacht, als vielmehr darauf, wie er den Unglücklichen,

die um ihn her jammerten, schnelle Hülfe verschaffen könne. Er ging daher auf den benachbarten Dörfern umher, und suchte die durch Brand Verunglückten bei mitleidigen Menschen unterzubringen; er sammelte auch in der Nähe und Ferne Geld, Nahrungsmittel und Kleidungsstücke ein, und ließ eine rührende Erzählung von dem schrecklichen Brande in die Zeitungen setzen. Seine Bemühungen waren auch nicht vergebens. Von allen Seiten kamen ihm ansehnliche Beiträge an Geld und Lebensmitteln zu, und der redliche Mann theilte alles, mit eben so großer Freude als Gewissenhaftigkeit und Vorsicht, unter die Abgebrannten aus.

An einem Morgen klopfte man an der Thüre des Pfarrers, und es trat *ein Knabe* aus einem benachbarten Dorfe herein. Schüchtern nahte er sich dem Pfarrer, und sagte: „Ich hätte wohl eine große Bitte an Sie, lieber Herr Pfarrer, wenn Sie es nicht übel nehmen wollten.“ — „Sage mir nur, — antwortete dieser recht freundlich, — womit ich dir helfen kann, ich will es gerne thun.“ — „Ach nein, helfen sollen Sie mir nicht, erwiederte der Knabe; ich bitte nur, daß Sie dies Geld und diesen alten Rock für die durch Brand Verunglückten annehmen wollen; es ist freilich nur sehr wenig; aber ich habe nicht mehr, und ich möchte doch gerne Etwas für unsere verunglückten Nachbarn thun; denn sie dauern mich recht sehr. Meine Schwester meinte zwar, mit einer solchen Kleinigkeit dürfte ich nicht kommen, weil diese ja doch nur wenig oder gar nichts helfen könnte; aber ich konnte es doch nicht lassen, hieher zu gehen, und es Ihnen anzubieten.“ — „Du hast ganz recht gethan, mein liebes Kind, sagte der Herr Pfarrer, und Thränen der Rührung standen ihm in den Augen. Eine jede Gabe, die aus gutem Herzen gegeben wird, hat ihren Werth, und also auch die Deinige. Bleibe immer bei dieser guten Gesinnung, und sey redlich bemüht, das Gute nach deinen Kräften zu befördern, so wirst du stets ein fröhliches Herz haben, und Gott wird es dir wohl gehen lassen.“

Der Herr Pfarrer hatte recht, und der Knabe nahm sich dessen Worte zu Herzen. Ueberleget auch ihr, liebe Kinder,

jene Worte, und handelt darnach; bedenket recht oft den Spruch:

Ein unbarmherziges Gericht
Wird über den ergehen,
Der nicht barmherzig iſt, und nicht
Die rettet, die ihn flehen.
Gib mir, o Gott, ein Herz, das mild
Und gern des Armen Zähren ſtillt.

Nie mehr fühlt eine mitleidsvolle Seele ſich bewegt, als wenn ſie den Nächſten in drohender Gefahr erblickt; ſo ſchnell erwacht in ihr der Entſchluß, die Gefahr entweder zu entfernen, oder aus derſelben zu befreien den Leidenden, mag es auch koſten, was es wolle. Wahre Barmherzigkeit iſt thätig, ſelbſt mit Aufopferung des eigenen Lebens, wenn die Noth es erfordert. Von ſolchen Kindern will ich euch nun erzählen, die nichts ſcheuten, und alles anwendeten, um den von Gefahr bedrohten Mitmenſchen zu retten mit mitleidsvollem Herzen.

9. Ganzer, ein wakerer Knabe, ſpielte mit einem ſeiner Mitſchüler im Sommer 1798 in einem großen Ziergarten. Dieſer war mit Kanälen durchſchnitten. Ueber einen derſelben lag ein dürrer Baum, den kurz zuvor der Sturmwind an der Wurzel abgebrochen, und ſo hingeworfen hatte. Ganzers Kamerad war ein kleiner Unbeſonnener. Wider den Rath ſeines vernünftigeren Freundes machte er ſich an den Baum, fing an, auf demſelben über den Kanal zu gehen, kam bis in die Mitte, fing an zu ſchaukeln, verlor das Gleichgewicht und — plumps! da lag er im Waſſer.

Betroffen, aber nicht aus der Faſſung gebracht durch den unglücklichen Fall ſeines Freundes, von Menſchenliebe beſeelt, entſchließt er ſich, ihn aus der Gefahr zu retten, richtet aber zuerſt die Augen gen Himmel, um Segen über ſein edles Unternehmen zu erflehen. Muthig wirft er ſich nun auf den Baum hin, windet ihn mit den Händen und Füßen, kriecht ſo auf dem Bauche zu dem Orte hin, wo ſein Freund hineingefallen war, hält den Baum feſt mit ſeinen beiden Füßen,

langt mit den Händen nach dem Unglücklichen, erhaſchte ihn, wie er eben vom Waſſer empor gehoben wurde, befahl ihm, mit der einen Hand den Baum zu faſſen, zog ihn bei der andern mit ſich fort, indem er auf die nämliche mühſelige Art auf dem Baume zurück kroch, und brachte ihn glücklich an das Land.

10. Als die Fregatte, ein Kriegsſchiff, la Tribune benannt, bei Halifax, einer Stadt in Neuſchottland im brittiſchen Nordamerika, im November 1798 ſcheiterte, kam die ganze Schiffsmannſchaft um, bis auf vier Mann, welche ſich in das leichte Boot warfen, und acht Mann, die ſich, ſo gut ſie es vermochten, an dem zertrümmerten Hauptheile und der Vorſpitze feſt hielten. Die Einwohner des Orts kamen noch in der Nacht von der entgegengeſetzten Seite des geſcheiterten Schiffes, und zwar ſo nahe zu ſolchen, daß ſie mit den Schiffsleuten auf dem Wrak ſprechen konnten. Aber die erſten Verſuche zur Rettung der Unglücklichen machte ein dreizehnjähriger Knabe von Herring Cove, oder Häringsbucht. Er ſah das Elend und die große Gefahr der Geſcheiterten, fühlte inniges Mitleid, und beſchloß, Hülfe zu leiſten. Er beſtieg daher Morgens eilf Uhr ganz allein ein kleines Boot, und wagte es mit großer Anſtrengung und noch größerer Gefahr, dem Schiffe ſo nahe zu kommen, daß er zwei von den Matroſen in ſein kleines Fahrzeug aufnehmen konnte, denn mehr vermochte es, ſeiner Schwäche wegen, nicht mit Sicherheit zu tragen. So ruderte der wackere Knabe triumphirend nach der Bucht zurück, und brachte die Geretteten, denen er gleich einen freundlichen Aufenthalt anwies, in Sicherheit.

Nachdem der edle, männliche Knabe durch ſein ſchönes Beiſpiel ältere Schiffer, Beſitzer größerer Fahrzeuge, beſchämt hatte, ſetzte er ſich wieder in ſein Boot, um auch die übrigen von dem geſcheiterten Schiffe zu holen, aber mit aller Anſtrengung konnte er es zum zweitenmale nicht erreichen. Sein muthiges, menſchenfreundliches Beiſpiel wirkte indeß ſo kräftig, daß größere Boote aus der Bucht ihm folgten, und durch ihre vereinte Bemühung wurde die ganze noch lebende Mannſchaft gerettet.

Hätte dieser edle Knabe den Erwachsenen nicht das schöne Beispiel der Barmherzigkeit gegeben, so wären vielleicht die Gescheiterten alle ein Raub der Fluthen geworden.

11. Einst schlug in der Mittagsstunde in Lippersdorf bei Freyberg der Blitz in ein Bauernhaus, und legte die Scheune und das Wohnhaus in einer halben Stunde in Asche. Eine alte sechzigjährige Pfründnerin, (d. h. eine Person, die sich bei der Uebergabe oder beim Verkauf eines Bauernguts ausbedungen hat, Zeitlebens noch in demselben freie Wohnung und freien Unterhalt zu haben) die seit vielen Jahren durch Gliederreißen gelähmt, auf einer Stelle, woselbst man sie niedergesetzt hatte, unbeweglich hatte stillsitzen müssen, war in der größten Gefahr, von den Flammen mit verzehrt zu werden. Da schrie dann die alte Frau um Hülfe, und Gott sandte ihr einen Engel zur Rettung; nämlich die eiljährige Tochter des Gutsbesitzers; sie sah die Flammen, eilte herbei, in der Absicht, zu helfen und zu retten, und hörte die arme Alte ängstlich zu Gott um Hülfe schreien. Nirgend war eine Mannsperson sichtbar, die sie hätte heraustragen können, weil alle auf dem Felde waren; schnell entschloß sich also das Mädchen, zu retten die Verlassene, drang in das Haus, nahm sie eilend auf ihren Rücken, und brachte sie glücklich vor die Hinterthür im Garten. Da verließen sie aber die Kräfte, und sie konnte die Frau nicht mehr weiter bringen. Hier setzte sie nun, von der Anstrengung und dem Schrecken erschöpft, die alte kranke Frau mit den Worten hin; "Gott helfe euch nun weiter."

So wurde diese hilflose Person den Flammen und dem sicheren Tode durch eines schwachen Mädchens Hülfe entrissen. Das Mädchen war gar nicht mit der alten Frau verwandt; um so viel edler erscheint dadurch die That des Mädchens, welches sich eher der verlassenen Alten annahm, ehe sie an das Vieh ihrer Aeltern dachte. Nach der Rettung der Frau kehrte sie wieder in das Haus zurück, und half das Vieh ihres Vaters aus dem Stalle bringen.

12. Auch im kleinen Kinde kann große Liebe seyn, und Liebe giebt viele Kraft; dies beweist folgende Geschichte.

Im Thale Ridnaun, Landgerichts Sterzing im Tyrol,

ward am 21sten Oktober 1825 ein Haus und eine Scheune in wenigen Minuten ein Raub der Flammen, während sämmtliche Hausgenossen, bis auf ein Kind, welches im Hause in der Wiege lag, auf dem etwas entfernten Felde waren, die letzten Herbstfrüchte zu ärndten. Als die Hausgenossen das Unglück gewahr wurden, eilten sie zur Rettung herbei; allein das Haus stand schon in hellen Flammen, der Eingang in das Haus war nicht mehr möglich, und so glaubte die jammervolle Mutter ihren Säugling ohne alle Rettung verloren, um so mehr, als aus einem Fenster der Stube, worin das Kind lag, bereits die Flamme brach.

Dies Alles sah ein Mädchen von sechs Jahren, und fühlte gegen das verlassene Kind inniges Erbarmen; wenn du nicht schnell rettest, dachte dasselbe, so ist das arme Kind in wenig Minuten verloren; und es stieg schnell durch das andere Fensterchen in die Stube, sah das Kind in der Wiege liegen, welches wegen dem starken Rauch schrie, nahm es in die Arme, und es gelang ihm, glücklich durch den Rauch und die glühenden Flammen das Fensterchen zu erreichen, und mit eigener großer Lebensgefahr das rettungslos geglaubte Kind glücklich den Flammen zu entreißen. Dieses Mädchen war die Tochter eines Taglöhners, welcher selbst durch diesen Brand seine geringe Habe verlor. Für ihre jugendliche, beispiellose, sowohl Bewunderung als Mitleid und Freude erregende That erhielt das entschlossene Mädchen von wohlthätigen Menschenfreunden eine Belohnung von zehn Gulden, mit der Aufschrift: Das Kind hat das Kind vom Tode gerettet.

Darum machet euch, meine lieben Kinder, schon von Jugend an die schöne Tugend der Barmherzigkeit eigen; sie gefällt Gott und den Menschen.

*

Der Gerechte ist barmherzig und milde. Psal. 36. 21. Wer Barmherzigkeit und Güte suchet, der findet das Leben, Barmherzigkeit und Ehre. Sprüchw. 21. 21. Wohlthun ist wie ein gesegneter Garten, und Barmherzigkeit währet ewig. Sir. 40. 17. Selig sind die Barmherzigen, sie werden

Barmherzigkeit erlangen. Matth. 5. 7. Seyd also barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist. Luk. 6. 36.

Gott, gib mir Kraft in deinem Namen,
Dich, bester Vater, nachzuahmen,
Daß ich barmherzig sey, wie Du.
Gieb mir ein Herz, das fremde Noth bald rühre,
Das mitleidsvoll der Brüder Elend spüre,
Und mach' mich selbst bereit dazu,
Daß ich, so viel ich kann, die Leiden such' zu lindern,
Und ihre Dürftigkeit durch Gaben zu vermindern.

Beleidigung.

Es geschieht oft, daß die Menschen ihren Brüdern durch Worte oder Handlungen Verdruß verursachen, oder irgend ein Leid zufügen. Dies ist gegen die Liebe, welche das erste und größte Gebot ist. Der liebe Vater im Himmel befahl durch seinen göttlichen Sohn, daß wir alle einander lieben sollen, und daran wolle er erkennen, daß wir seine Jünger seyen. Es vermeide daher Jeder alle Gelegenheit, den Nächsten zu beleidigen. Hat man aber Andern durch sein heftiges Temperament eine Beleidigung zugefügt, so soll man um Vergebung bitten, und dieselbe wieder gut zu machen suchen.

1. Ein Prinz hatte einst in der Hitze seines Temperaments zu einem braven Offizier in der Uebereilung ein Paar Worte gesagt, wodurch sich derselbe sehr gekränkt fühlte. Einige Tage nachher sollte eine Schlacht geliefert werden. Der Prinz erkannte seinen Fehler, bereute ihn, und suchte, ihn wieder gut zu machen. Er rief daher jenen Offizier zu sich, und sagte in Gegenwart der vornehmsten Generäle: „Lieber Herr! ich habe sie beleidigt. Dieser Tag ist vielleicht der letzte meines Erdenlebens; ich will die gekränkte Ehre eines braven Mannes nicht mit mir in mein Grab nehmen. Ich kenne Ihre Tapferkeit und Ihre Verdienste, und bitte Sie recht herzlich um Vergebung. Kommen Sie in meine Arme.“

— „Es ist wahr, antwortete der Offizier, Sie haben vor einigen Tagen mein Herz sehr verwundet, denn es ist sehr schmerzlich, von einem verehrungswürdigen Prinzen sich verkannt zu sehen. Aber Ihre heutige Güte wird mir das Leben kosten; ich kenne in diesem Leben keine größere Freude, als im Dienste eines solchen Prinzen mein Leben aufzuopfern.“ Der brave Mann hatte wahr geredet; denn er focht mit ausserordentlicher Tapferkeit jedesmal da, wo die Gefahr am größten war. Der Prinz aber hatte dadurch, daß er öffentlich seinen Fehler wieder gut zu machen suchte, in den Augen aller Generäle nur an Achtung gewonnen.

2. An einem schönen Frühlingstage gieng Pauline F—, die Tochter eines Kaufmanns in R—, vor das Thor spazieren. Pauline war ein gutes, sehr fleißiges Kind; aber sie hatte den Fehler, daß sie oft wegen Kleinigkeiten zornig wurde. An ihrem Arme trug sie ein recht niedlich gearbeitetes Körbchen von Stroh, welches sie zu ihrem Namenstage von ihrer Tante erhalten hatte. Sie hatte eine rechte Freude daran, und hätte dasselbe um Vieles nicht hergegeben. Nun begegnete ihr Anna M—, ein sanftes Mädchen und Freundin von Pauline. Anna freute sich über das schöne Geschenk der Tante, und betrachtete es genauer. Da sprang ein großer Hund zwischen Paulinen und Anna plötzlich durch, so daß sie bald zu Boden gefallen wären. Anna erschrack sehr, und ließ das Körbchen auf den Boden fallen. Der Hund kehrte schnell sich um, trat auf das Körbchen, und es war aus seiner schönen Form gebracht und etwas zerbrochen. Da wurde Pauline bleich vor Zorn, und schlug die unschuldige Anna mit der Hand in das Gesicht, und gab ihr recht harte Worte. Anna weinte, und entfernte sich.

Am Abende ging Pauline zu Bette, und besah noch einmal das vorher so schöne Körbchen; nun war es verdorben. In der Stille des Abends dachte sie noch einmal über den Hergang der Sache nach, und ihr Gewissen sagte ihr, daß sie gefehlt habe, Anna aber unschuldig, und der garstige Hund, der beide so sehr erschreckt hatte, an Allem schuld sey. Pauline weinte; sie erkannte ihr Unrecht, und es that ihr wehe, das sanfte

Mädchen so beleidigt zu haben. Die ganze Nacht konnte sie nicht schlafen, und sann immer nach, wie sie die Beleidigung wieder gut machen sollte. Schnell stand sie am Morgen auf, kleidete sich an, ging an ihre Kommode, nahm ein Büchlein daraus, und eilte die Treppe hinab. Sie ging gerade in die Wohnung der guten Anna, bat die Magd, sie herabzurufen, und Anna kam. Da weinte Paulinz, und sprach: „Liebe Anna! Ich habe gestern in der Hitze dich beleidiget wegen dem verdorbenen Körbchen; allein ich sehe ein, daß du die Schuld nicht trägst. Verzeihe mir, ich bitte dich recht herzlich, und sey mir wieder gut. Es würde mir viele Freude machen, wenn du dieses Büchlein von mir annehmen würdest; ich würde dann erkennen, daß du mir verziehen habest.“ Anna war gerührt, gab Paulinen die Hand und sagte: „Ich weiß wohl, liebe Pauline, daß nur die Hitze und Uebereilung dich zu der gestrigen Handlung verleitete, und habe dir schon lange verziehen. Von Herzen bin ich dir gut.“ — Anna nahm das Büchlein; es war die schöne Geschichte des Blummenkörbchens, von dem frommen Herrn Christoph Schmid erzählt. Anna behielt es zum Geschenke, las die schöne Geschichte öfters, und schrieb den Denkspruch hinein:

Wirst du beleidiget, so schreib' es in den Sand,
Und biete deinem Feind' zum Frieden schnell die Hand.

3. Wenn uns von Andern wehe geschieht, so sollen wir den Vorsatz, nicht aber die That selbst beurtheilen; denn oft geschieht eine Beleidigung, ohne die Absicht dazu gehabt zu haben.

Ein Sohn eines Oberhaupts der Kalmuken in Asien ging einst mit vielen Dienern auf die Jagd. Ein Sklave verwundete ihn unglücklicher Weise mit einem Pfeile so sehr an einem Auge, daß er den Gebrauch desselben verlor. Das Gefolge des Jünglings fiel über den armen, ungeschickten Sklaven her, und wollte ihn niederhauen. Aber er hielt sie zurück, indem er sagte: „Wir müssen nur den Vorsatz beurtheilen und bestrafen, nicht aber die That selbst. Dieser Mensch hat mich zufälliger Weise verwundet, sich aber sonst treu bewiesen. Würde

ſch durch ſeinen Tod mein Auge wiederbekommen?" — Der großmüthige Jüngling war damit noch nicht zufrieden. Er ſchenkte dem Sklaven nicht blos das Leben, ſondern auch die Freiheit, und ſagte zu ihm: "Geh' hin im Frieden! Bedarfſt du in der Folge meiner Hülfe, ſo ſcheue dich nicht, dich an mich zu wenden, und ich werde dir's nie gedenken, daß ich von jetzt an durch dich ein Auge weniger habe." So hat ein heidniſcher Jüngling gehandelt; ſoll es ein chriſtliches Kind auch?

4. Ein Bruder der beiden Grafen von Stollberg, deren Werth in den Annalen edler Menſchen ſo gewiß beſtätigt ſteht, als ihr Ruhm in der Geſchichte weiſer und belehrender Dichter, fiel in einem Zweikampfe. Der ältere Graf ſchrieb an den Vater des unglücklichen Thäters folgenden Brief, der das edelſte Herz verräth, und gewiß manchem warmen, zärtlich theilnehmenden Menſchenfreunde, der, wie Jeſus, gerne Traurige tröſtet, gerne Kränkungen verzeiht, Alles zum Beſten wendet, und für Beleidiger bittet, Thränen ins Auge gebracht hat.

"Ich biete Ihnen mit herzlichem Mitleide meine Hand, bejammernswürdiger Mann, und gebe Ihnen zum Troſte die aufrichtige Verſicherung, daß gegen Ihren armen unglücklichen Sohn, unter deſſen Hand mein geliebter, hoffnungsvoller Bruder gefallen iſt, keine Empfindung des Grolles oder der Rache in meine Seele gekommen ſey. Seyen Sie vielmehr ſowohl von mir, als meinem Geſchwiſter, überzeugt, daß wir uns die ſorgſamſte Mühe gegeben haben, und noch geben werden, um ſein Schickſal auf die möglichſte Weiſe zu lindern. Und wenn auch das Urtheil gegen ihn, ſo viel ich auch von der Milde der Richter hoffen kann, dennoch nicht nach unſern Wünſchen ausfallen dürfte; ſo werden wir uns auch in dem Falle eifrig beſtreben, von dem Könige eine Milderung zu erflehen, die man uns gewiß nicht verweigern wird. Ihnen dieſe Worte des Troſtes zu ſagen, unglücklicher Vater, fand ich mich in meinem Herzen verbunden, und bitte Sie inſtändigſt, das größte Vertrauen in meine Verſicherungen zu ſetzen. Ach! wie ſchwach wäre dieſer Troſt, wenn ich ihn nicht mit einem

jene Worte, und handelt darnach; bedenket recht oft den Spruch:

Ein unbarmherziges Gericht
Wird über den ergehen,
Der nicht barmherzig ist, und nicht
Die rettet, die ihn flehen.
Gib mir, o Gott, ein Herz, das mild
Und gern des Armen Zähren stillt.

Nie mehr fühlt eine mitleidsvolle Seele sich bewegt, als wenn sie den Nächsten in drohender Gefahr erblickt; so schnell erwacht in ihr der Entschluß, die Gefahr entweder zu entfernen, oder aus derselben zu befreien den Leidenden, mag es auch kosten, was es wolle. Wahre Barmherzigkeit ist thätig, selbst mit Aufopferung des eigenen Lebens, wenn die Noth es erfordert. Von solchen Kindern will ich euch nun erzählen, die nichts scheuten, und alles anwendeten, um den von Gefahr bedrohten Mitmenschen zu retten mit mitleidsvollem Herzen.

9. Gauzer, ein wakerer Knabe, spielte mit einem seiner Mitschüler im Sommer 1798 in einem großen Ziergarten. Dieser war mit Kanälen durchschnitten. Ueber einen derselben lag ein dürrer Baum, den kurz zuvor der Sturmwind an der Wurzel abgebrochen, und so hingeworfen hatte. Gauzers Kamerad war ein kleiner Unbesonnener. Wider den Rath seines vernünftigeren Freundes machte er sich an den Baum, fing an, auf demselben über den Kanal zu gehen, kam bis in die Mitte, fing an zu schaukeln, verlor das Gleichgewicht und — plumpl da lag er im Wasser.

Betroffen, aber nicht aus der Fassung gebracht durch den unglücklichen Fall seines Freundes, von Menschenliebe beseelt, entschloß er sich, ihn aus der Gefahr zu retten, richtete aber zuerst die Augen gen Himmel, um Segen über sein edles Unternehmen zu erbitten. Muthig warf er sich nun auf den Baum hin, umfing ihn mit den Händen und Füßen, kroch so auf dem Bauche zu dem Orte hin, wo sein Freund hineingefallen war, hielt den Baum fest mit seinen beiden Füßen,

langt mit den Händen nach dem Unglücklichen, erhaſchte ihn, wie er eben vom Waſſer empor gehoben wurde, befahl ihm, mit der einen Hand den Baum zu faſſen, zog ihn bei der andern mit ſich fort, indem er auf die nämliche mühſelige Art auf dem Baume zurück kroch, und brachte ihn glücklich an das Land.

10. Als die Fregatte, ein Kriegsſchiff, la Tribune benannt, bei Halifax, einer Stadt in Neuſchottland im brittiſchen Nordamerika, im November 1798 ſcheiterte, kam die ganze Schiffsmannſchaft um, bis auf vier Mann, welche ſich in das leichte Boot warfen, und acht Mann, die ſich, ſo gut ſie es vermochten, an dem zertrümmerten Hauptheile und der Vorſpitze feſt hielten. Die Einwohner des Orts kamen noch in der Nacht von der entgegengeſetzten Seite des geſcheiterten Schiffes, und zwar ſo nahe zu ſolchen, daß ſie mit den Schiffsleuten auf dem Wrak ſprechen konnten. Aber die erſten Verſuche zur Rettung der Unglücklichen machte ein dreizehnjähriger Knabe von Herring Cove, oder Häringsbucht. Er ſah das Elend und die große Gefahr der Geſcheiterten, fühlte inniges Mitleid, und beſchloß, Hülfe zu leiſten. Er beſtieg daher Morgens eilf Uhr ganz allein ein kleines Boot, und wagte es mit großer Anſtrengung und noch größerer Gefahr, dem Schiffe ſo nahe zu kommen, daß er zwei von den Matroſen in ſein kleines Fahrzeug aufnehmen konnte, denn mehr vermochte es, ſeiner Schwäche wegen, nicht mit Sicherheit zu tragen. So ruderte der wackere Knabe triumphirend nach der Bucht zurück, und brachte die Geretteten, denen er gleich einen freundlichen Aufenthalt anwies, in Sicherheit.

Nachdem der edle, männliche Knabe durch ſein ſchönes Beiſpiel ältere Schiffer, Beſitzer größerer Fahrzeuge, beſchämt hatte, ſetzte er ſich wieder in ſein Boot, um auch die übrigen von dem geſcheiterten Schiffe zu holen, aber mit aller Anſtrengung konnte er es zum zweitenmale nicht erreichen. Sein muthiges, menſchenfreundliches Beiſpiel wirkte indeß ſo kräftig, daß größere Boote aus der Bucht ihm folgten, und durch ihre vereinte Bemühung wurde die ganze noch lebende Mannſchaft gerettet.

Hätte dieser edle Knabe den Erwachsenen nicht das schöne Beispiel der Barmherzigkeit gegeben, so wären vielleicht die Gescheiterten alle ein Raub der Fluthen geworden.

11. Einst schlug in der Mittagsstunde in Lippersdorf bei Freyberg der Blitz in ein Bauernhaus, und legte die Scheune und das Wohnhaus in einer halben Stunde in Asche. Eine alte sechzigjährige Pfründnerin, (d. h. eine Person, die sich bei der Uebergabe oder beim Verkauf eines Bauernguts ausbedungen hat, Zeitlebens noch in demselben freie Wohnung und freien Unterhalt zu haben) die seit vielen Jahren durch Gliederreißen gelähmt, auf einer Stelle, woselbst man sie niedergesetzt hatte, unbeweglich hatte stillsitzen müssen, war in der größten Gefahr, von den Flammen mit verzehrt zu werden. Da schrie dann die alte Frau um Hülfe, und Gott sandte ihr einen Engel zur Rettung; nämlich die eiljährige Tochter des Gutsbesitzers; sie sah die Flammen, eilte herbei, in der Absicht, zu helfen und zu retten, und hörte die arme Alte ängstlich zu Gott um Hülfe schreien. Nirgend war eine Mannsperson sichtbar, die sie hätte heraustragen können, weil alle auf dem Felde waren; schnell entschloß sich also das Mädchen, zu retten die Verlassene, drang in das Haus, nahm sie eilend auf ihren Rücken, und brachte sie glücklich vor die Hinterthür im Garten. Da verließen sie aber die Kräfte, und sie konnte die Frau nicht mehr weiter bringen. Hier setzte sie nun, von der Anstrengung und dem Schrecken erschöpft, die alte kranke Frau mit den Worten hin; „Gott helfe euch nun weiter.“

So wurde diese hilflose Person den Flammen und dem sicheren Tode durch eines schwachen Mädchens Hülfe entrissen. Das Mädchen war gar nicht mit der alten Frau verwandt; um so viel edler erscheint dadurch die That des Mädchens, welches sich eher der verlassenen Alten annahm, ehe sie an das Vieh ihrer Aeltern dachte. Nach der Rettung der Frau kehrte sie wieder in das Haus zurück, und half das Vieh ihres Vaters aus dem Stalle bringen.

12. Auch im kleinen Kinde kann große Liebe seyn; und Liebe giebt viele Kraft; dies beweist folgende Geschichte.

Im Thale Ridnaun, Landgerichts Sterzing im Tyrol,

ward am 21sten Oktober 1825 ein Haus und eine Scheune in wenigen Minuten ein Raub der Flammen, während sämmtliche Hausgenossen, bis auf ein Kind, welches im Hause in der Wiege lag, auf dem etwas entfernten Felde waren, die letzten Herbstfrüchte zu ärndten. Als die Hausgenossen das Unglück gewahr wurden, eilten sie zur Rettung herbei; allein das Haus stand schon in hellen Flammen, der Eingang in das Haus war nicht mehr möglich, und so glaubte die jammervolle Mutter ihren Säugling ohne alle Rettung verloren, um so mehr, als aus einem Fenster der Stube, worin das Kind lag, bereits die Flamme brach.

Dies Alles sah ein Mädchen von sechs Jahren, und fühlte gegen das verlassene Kind inniges Erbarmen; wenn du nicht schnell rettest, dachte dasselbe, so ist das arme Kind in wenig Minuten verloren; und es stieg schnell durch das andere Fensterchen in die Stube, sah das Kind in der Wiege liegen, welches wegen dem starken Rauch schrie, nahm es in die Arme, und es gelang ihm, glücklich durch den Rauch und die glühenden Flammen das Fensterchen zu erreichen, und mit eigener großer Lebensgefahr das rettungslos geglaubte Kind glücklich den Flammen zu entreißen. Dieses Mädchen war die Tochter eines Taglöhners, welcher selbst durch diesen Brand seine geringe Habe verlor. Für ihre jugendliche, beispiellose, sowohl Bewunderung als Mitleid und Freude erregende That erhielt das entschlossene Mädchen von wohlthätigen Menschenfreunden eine Belohnung von zehn Gulden, mit der Aufschrift: Das Kind hat das Kind vom Tode gerettet.

Darum machet euch, meine lieben Kinder, schon von Jugend an die schöne Tugend der Barmherzigkeit eigen; sie gefällt Gott und den Menschen.

*

Der Gerechte ist barmherzig und milde. Psal. 36. 21. Wer Barmherzigkeit und Güte suchet, der findet das Leben, Barmherzigkeit und Ehre. Sprüchw. 21. 21. Wohlthun ist wie ein gesegneter Garten, und Barmherzigkeit währet ewig. Sir. 40. 17. Selig sind die Barmherzigen, sie werden

Barmherzigkeit erlangen. Matth. 5. 7. Seyd also barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist. Luk. 6. 36.

Gott, gib mir Kraft in deinem Namen,
Dich, bester Vater, nachzuahmen,
Daß ich barmherzig sey, wie Du.
Gieb mir ein Herz, das fremde Noth bald rühre,
Das mitleidsvoll der Brüder Elend spüre,
Und mach' mich selbst bereit dazu,
Daß ich, so viel ich kann, die Leiden such' zu lindern,
Und ihre Dürftigkeit durch Gaben zu vermindern.

Beleidigung.

Es geschieht oft, daß die Menschen ihren Brüdern durch Worte oder Handlungen Verdruß verursachen, oder irgend ein Leid zufügen. Dies ist gegen die Liebe, welche das erste und größte Gebot ist. Der liebe Vater im Himmel befahl durch seinen göttlichen Sohn, daß wir alle einander lieben sollen, und daran wolle er erkennen, daß wir seine Jünger seyen. Es vermeide daher Jeder alle Gelegenheit, den Nächsten zu beleidigen. Hat man aber Andern durch sein heftiges Temperament eine Beleidigung zugefügt, so soll man um Vergebung bitten, und dieselbe wieder gut zu machen suchen.

1. Ein Prinz hatte einst in der Hitze seines Temperaments zu einem braven Offizier in der Uebereilung ein Paar Worte gesagt, wodurch sich derselbe sehr gekränkt fühlte. Einige Tage nachher sollte eine Schlacht geliefert werden. Der Prinz erkannte seinen Fehler, bereute ihn, und suchte, ihn wieder gut zu machen. Er rief daher jenen Offizier zu sich, und sagte in Gegenwart der vornehmsten Generäle: „Lieber Herr! ich habe sie beleidigt. Dieser Tag ist vielleicht der letzte meines Erdenlebens; ich will die gekränkte Ehre eines braven Mannes nicht mit mir in mein Grab nehmen. Ich kenne Ihre Tapferkeit und Ihre Verdienste, und bitte Sie recht herzlich um Vergebung. Kommen Sie in meine Arme.“

— „Es ist wahr, antwortete der Offizier, Sie haben vor einigen Tagen mein Herz sehr verwundet, denn es ist sehr schmerzlich, von einem verehrungswürdigen Prinzen sich verkannt zu sehen. Aber Ihre heutige Güte wird mir das Leben kosten; ich kenne in diesem Leben keine größere Freude, als im Dienste eines solchen Prinzen mein Leben aufzuopfern.“ Der brave Mann hatte wahr geredet; denn er focht mit ausserordentlicher Tapferkeit jedesmal da, wo die Gefahr am größten war. Der Prinz aber hatte dadurch, daß er öffentlich seinen Fehler wieder gut zu machen suchte, in den Augen aller Generäle nur an Achtung gewonnen.

2. An einem schönen Frühlingstage gieng Pauline F—, die Tochter eines Kaufmanns in R—, vor das Thor spazieren. Pauline war ein gutes, sehr fleißiges Kind; aber sie hatte den Fehler, daß sie oft wegen Kleinigkeiten zornig wurde. An ihrem Arme trug sie ein recht niedlich gearbeitetes Körbchen von Stroh, welches sie zu ihrem Namenstage von ihrer Tante erhalten hatte. Sie hatte eine rechte Freude daran, und hätte dasselbe um Vieles nicht hergegeben. Nun begegnete ihr Anna M—, ein sanftes Mädchen und Freundin von Pauline. Anna freute sich über das schöne Geschenk der Tante, und betrachtete es genauer. Da sprang ein großer Hund zwischen Paulinen und Anna plötzlich durch, so daß sie bald zu Boden gefallen wären. Anna erschrack sehr, und ließ das Körbchen auf den Boden fallen. Der Hund kehrte schnell sich um, trat auf das Körbchen, und es war aus seiner schönen Form gebracht und etwas zerbrochen. Da wurde Pauline bleich vor Zorn, und schlug die unschuldige Anna mit der Hand in das Gesicht, und gab ihr recht harte Worte. Anna weinte, und entfernte sich.

Am Abende ging Pauline zu Bette, und besah noch einmal das vorher so schöne Körbchen; nun war es verdorben. In der Stille des Abends dachte sie noch einmal über den Hergang der Sache nach, und ihr Gewissen sagte ihr, daß sie gefehlt habe, Anna aber unschuldig, und der garstige Hund, der beide so sehr erschreckt hatte, an Allem schuld sey. Pauline weinte; sie erkannte ihr Unrecht, und es that ihr wehe, das sanfte

Mädchen so beleidigt zu haben. Die ganze Nacht konnte sie nicht schlafen, und sann immer nach, wie sie die Beleidigung wieder gut machen sollte. Schnell stand sie am Morgen auf, kleidete sich an, ging an ihre Kommode, nahm ein Büchlein daraus, und eilte die Treppe hinab. Sie ging gerade in die Wohnung der guten Anna, bat die Magd, sie herabzurufen, und Anna kam. Da weinte Pauline, und sprach: „Liebe Anna! Ich habe gestern in der Hitze dich beleidiget wegen dem verdorbenen Körbchen; allein ich sehe ein, daß du die Schuld nicht trägst. Verzeihe mir, ich bitte dich recht herzlich, und sey mir wieder gut. Es würde mir viele Freude machen, wenn du dieses Büchlein von mir annehmen würdest; ich würde dann erkennen, daß du mir verziehen habest.“ Anna war gerührt, gab Paulinen die Hand und sagte: „Ich weiß wohl, liebe Pauline, daß nur die Hitze und Uebereilung dich zu der gestrigen Handlung verleitete, und habe dir schon lange verziehen. Von Herzen bin ich dir gut.“ — Anna nahm das Büchlein; es war die schöne Geschichte des Blummenkörbchens, von dem frommen Herrn Christoph Schmid erzählt. Anna behielt es zum Geschenke, las die schöne Geschichte öfters, und schrieb den Denkspruch hinein:

Wirst du beleidiget, so schreib' es in den Sand,
Und biete deinem Feind' zum Frieden schnell die Hand.

3. Wenn uns von Andern wehe geschieht, so sollen wir den Vorsatz, nicht aber die That selbst beurtheilen; denn oft geschieht eine Beleidigung, ohne die Absicht dazu gehabt zu haben.

Ein Sohn eines Oberhaupts der Kalmuken in Asien ging einst mit vielen Dienern auf die Jagd. Ein Sklave verwundete ihn unglücklicher Weise mit einem Pfeile so sehr an einem Auge, daß er den Gebrauch desselben verlor. Das Gefolge des Jünglings fiel über den armen, ungeschickten Sklaven her, und wollte ihn niederhauen. Aber er hielt sie zurück, indem er sagte: „Wir müssen nur den Vorsatz beurtheilen und bestrafen, nicht aber die That selbst. Dieser Mensch hat mich zufälliger Weise verwundet, sich aber sonst treu bewiesen. Würde

ſch durch ſeinen Tod mein Auge wiederbekommen?“ — Der großmüthige Jüngling war damit noch nicht zufrieden. Er ſchenkte dem Sklaven nicht blos das Leben, ſondern auch die Freiheit, und ſagte zu ihm: „Geh' hin im Frieden! Bedarfſt du in der Folge meiner Hülfe, ſo ſcheue dich nicht, dich an mich zu wenden, und ich werde dir's nie gedenken, daß ich von jetzt an durch dich ein Auge weniger habe.“ So hat ein heidniſcher Jüngling gehandelt; ſoll es ein chriſtliches Kind auch?

4. Ein Bruder der beiden Grafen von Stollberg, deren Werth in den Annalen edler Menſchen ſo gewiß beſtätigt ſteht, als ihr Ruhm in der Geſchichte weiſer und belehrender Dichter, fiel in einem Zweikampfe. Der ältere Graf ſchrieb an den Vater des unglücklichen Thäters folgenden Brief, der das edelſte Herz verräth, und gewiß manchem warmen, zärtlich theilnehmenden Menſchenfreunde, der, wie Jeſus, gerne Traurige tröſtet, gerne Kränkungen verzeiht, Alles zum Beſten wendet, und für Beleidiger bittet, Thränen ins Auge gebracht hat.

„Ich biete Ihnen mit herzlichem Mitleide meine Hand, bejammernswürdiger Mann, und gebe Ihnen zum Troſte die aufrichtige Verſicherung, daß gegen Ihren armen unglücklichen Sohn, unter deſſen Hand mein geliebter, hoffnungsvoller Bruder gefallen iſt, keine Empfindung des Grolles oder der Rache in meine Seele gekommen ſey. Seyen Sie vielmehr ſowohl von mir, als meinem Geſchwiſter, überzeugt, daß wir uns die ſorgſamſte Mühe gegeben haben, und noch geben werden, um ſein Schickſal auf die möglichſte Weiſe zu lindern. Und wenn auch das Urtheil gegen ihn, ſo viel ich auch von der Milde der Richter hoffen kann, dennoch nicht nach unſern Wünſchen ausfallen dürfte; ſo werden wir uns auch in dem Falle eifrig beſtreben, von dem Könige eine Milderung zu erflehen, die man uns gewiß nicht verweigern wird. Ihnen dieſe Worte des Troſtes zu ſagen, unglücklicher Vater, fand ich mich in meinem Herzen verbunden, und bitte Sie inſtändigſt, das größte Vertrauen in meine Verſicherungen zu ſetzen. Ach! wie ſchwach wäre dieſer Troſt, wenn ich ihn nicht mit einem

viel höhern, der voll Erquickung für Sie seyn muß, begleiten könnte. Beurtheilen Sie Ihren Sohn nicht mit der Strenge, zu der Sie der Erfolg einer Handlung vielleicht verleiten könnte, deren Absicht gewiß von dem unglücklichen Ausfall weit entfernt war. Lassen Sie mir den Trost, Ihnen zu sagen, daß ich einen Brief von ihm gelesen habe, der aus keinem andern als edlem Herzen fließen konnte, und der mir die bittersten Thränen des Mitleids erpreßt hat. Die Wege der göttlichen Vorsehung sind undurchschaubar, und führen, so labirynthisch sie sich auch befinden, gewiß dennoch alle zum Ziel, wie es unser ewiges Heil erfordert. Einst wird uns die Hülle von den Augen genommen werden, und alsdann werden wir vielleicht Gott preisen, daß er Ihren Sohn und meinen Bruder diesen Weg hat wandeln lassen. Beide Jünglinge in der schönsten Blühte ihres Lebens, beide allen Gefahren der Versuchungen ausgesetzt, von denen vielleicht den Einen nur ein früher Tod, und den Andern ein solches gewaltsames Einkehren in sich selbst befreien konnte. An die Möglichkeit des Todes haben sie beide nicht gedacht; es war kein Keim der Feindseligkeit in ihr Herz gekommen, und das letzte Wort meines sterbenden Bruders war Verzeihung und Fürsorge für Ihren Sohn. Auch diese Vergebung unsers Bruders soll uns antreiben, uns mit dem größten Eifer für das Wohl Ihres Sohnes zu bekümmern, dessen Schicksal schon bereits jetzt gelinder ist, als es in ähnlichen Fällen wohl zu seyn pflegt. Gott tröste Sie mit seinem besten Segen, und gebe Ihnen die Gnade, daß Ihr Sohn, der Sie so tief niedergeschlagen hat, Sie durch aufrichtige Besserung wieder trösten, und dieses schreckliche Andenken aus Ihrer Seele verlöschen möge."

Christian, Graf zu Stollberg.

Siehe: C. Fr. Gottl. von Castell, im Artikel Achtung, Seite 54.

*

Vergib deinem Nächsten, was er dir zu leide gethan, und bitte, so werden dir deine Sünden auch vergeben. Sir. 28. 2. Wer sich rächet, an dem wird sich der Herr wieder rächen,

und wird ihm seine Sünde auch behalten. Sir. 28. 1. Liebet euere Feinde; segnet die euch fluchen; thut Gutes denen, die euch hassen, und betet für euere Verläumder und Verfolger; daß ihr Kinder des Vaters im Himmel seyd. Matth. 5. 44 — 45.

Lieb' und Eintracht Jedermann gefällt,
Zwist und Streit dem lieben Gott mißfällt.
Drum biete zur Versöhnung und zum Frieden
Die Hand, dann lebst du immer froh hienieden.

Beruf.

Jeder Mensch muß sich einmal eine gewisse Lebensart, eine bestimmte Art von Geschäften wählen, um sich zu ernähren, um seinen Mitbürgern nützlich werden zu können; auch Obere und Vorgesetzte wählen oft die Lebensart, besonders für Kinder. Da sind dann diese allen Gehorsam schuldig, und verbunden, in dem ihnen angewiesenen Berufe sich zu nützlichen, brauchbaren Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft mit allem Fleiße zu bilden. Können aber Kinder ihren Beruf selbst sich wählen, oder kommen sie in den Fall, etwas Anderes werden zu können, als etwa früher von den Aeltern bestimmt war, so soll dies immer mit Vorwissen und Genehmigung der Aeltern geschehen, und überhaupt nur mit ruhiger Ueberlegung und Vorbereitung durch herzliches Gebet. Nur dann kann man Hoffnung haben, in seinem Berufe glücklich und zufrieden zu seyn.

1. Daniel Weber war der Sohn wenig bemittelter, aber frommer Aeltern. Nicht ohne reife Ueberlegung und Gebet faßte er den Entschluß, seines Vaters Profession, der ein Kannengießer war, zu erlernen, ob ihm gleich die Aeltern hiezu nicht ganz riethen, und er selbst keine Lust hiezu hatte. „Ich weiß es, sprach er zu sich selbst, dieser Entschluß wird mich manche saure Stunde, manche bittere Thräne kosten. Aber ich muß meinen Aeltern wider ihren Willen dieses Opfer bringen.

Schon ist häufig über schwindende ökonomische Kräfte, über zunehmende Schlechtigkeit der Gesellen, über Theurung der Materialien und Lebensmittel, über das kostspielige jährliche Krankenlager, über die Altersschwächen des Vaters, und über Mangel an guter Hoffnung und Aussicht in die Zukunft geklagt worden. Der ältere Bruder wird schwerlich je in den Fall kommen, seine Dankbarkeit dem älterlichen Hause thätlich beweisen zu können. Schon die Fortsetzung seiner Studien erfordert Aufwand, und dieser wird noch größer seyn, wenn er, was Gott geben wolle, als Pfarrer einst ordentlich muß ausgestattet werden. Wähle ich eine andere Profession, mein Gott, wie viel werde ich meine Aeltern kosten, ohne ihnen im Alter Trost und Beistand leisten zu können! Nun, es kann in Gottes Namen nicht anders seyn. Ich muß und will ein Kannengießer werden, es mag mir wohl oder wehe thun; ich muß mir vornehmen, die Zinngießerei bald und recht zu erlernen. Das gebe Gott!" — So dachte und entschloß sich der gute Daniel, indem er bei der Wahl seines Berufes auf den Stand seiner Aeltern und besonders darauf sah, ihnen wenig Kosten zu verursachen, und einst ihre Stütze zu werden.

Wie sehr wäre es zu wünschen, daß dieser brave Jüngling unter den jungen Leuten, die sich einen Beruf wählen sollen, in dergleichen Betrachtungen und Entschlüssen recht viele Nachahmer finde! Heut zu Tage wählt man sich meistens das, wornach man gelüstet, ohne daran zu denken, ob die Ausgaben, welche dabei zu machen sind, von den Aeltern bestritten werden können, oder nicht. Gewisse Berufsarten verwirft man als zu gemein, und niedrig, und strebt nach vornehmen und herrischen, ohne zu wissen, ob man Talent dafür habe, und ob man einst sich und seine Haushaltung auch nur nothdürftig mit dem Erwerbe durchbringen könne.

2. In einem stillen Dörfchen auf dem Schwarzwalde lebte Marie Gertrud **, die Tochter armer Söldnerleute. Das ganze Dorf liebte sie; denn sie war sehr fromm, liebevoll gegen ihre Aeltern, fleißig bei der Arbeit, und gar freundlich gegen Jedermann. Sie war kaum fünfzehn Jahre alt, so mußte sie, als das Aelteste der Geschwister, in eine Stadt

gehen, um dort einen Dienst zu suchen, denn die armen Aeltern konnten die zahlreiche Familie kaum ernähren. Sie nahm mit betrübtem Herzen von den lieben Aeltern Abschied, und versprach ihnen, Gott immerdar vor Augen und im Herzen zu behalten und rechtschaffen zu leben. Bald fand sie bei einer frommen Familie einen Dienst. Das stille, arbeitsame Mädchen gefiel der Herrschaft, besonders aber ihre Reinlichkeit, Ordnungsliebe, und ihre Gottesfurcht. Die ganze Nachbarschaft gewann sie bald lieb, und alles hatte Freude daran, die sittsame Gertrude so fleißig und unverdrossen arbeiten zu sehen.

Drei Jahre lebte sie glücklich und geachtet in ihrem Dienste, während welchen sie jährlich ihren ganzen Liedlohn den armen Aeltern zusandte, und in Nebenstunden durch Fleiß sich soviel erwarb, um anständig sich kleiden zu können. Da öffnete sich ihr eine Aussicht zu einem andern Berufe, als jenem einer Dienstmagd. Ein rechtschaffener junger Mensch in der Nachbarschaft hatte schnell und unerwartet seine Aeltern verloren, und sollte nun in seinem Vaterhause allein leben; zudem war er ohnlängst Meister geworden. Er war ein Schreiner, und als fromm und geschickt bekannt. Lange dachte er nach, wen er sich wohl zur Gefährtin seines Lebens wählen sollte; da fiel es ihm ein, daß die fromme und fleißige Gertrud hiezu wohl am besten tauge; denn, obgleich sie arm sey, so sey sie doch reich an Fleiß und Gottesfurcht, liebe Ordnung und Sittsamkeit, und nur diese seyen die wahren und dauernden Reichthümer einer künftigen Hausfrau. Er eröffnete schüchtern seinen Antrag Gertrudens Hausfrau. Gertrud erröthete bei dem Antrage, und bath, man möchte in einer solchen wichtigen Angelegenheit ihr Bedenkzeit lassen. Sie war dem braven Ferdinand herzlich gut; aber ohne Gott und die Einwilligung der Aeltern wollte sie ihren bisherigen Beruf nicht ändern.

Am nächsten Sonntage Nachmittag, als beinahe Niemand mehr in der Kirche war, ging sie ins Gotteshaus, warf sich auf ihre Knie nieder, und bat den lieben Vater im Himmel um Rath und Erleuchtung, was sie wohl thun müsse. Sie betete recht innig, es wurde ihr so leicht um das Herz, und es war, als spräche man zu ihr: es ist des Herrn Wille,

dem du gehorchen sollst. Mit dem Entschlusse, ihre Einwilligung zu geben, verließ sie das Gotteshaus, aber vorerst wollte sie noch die Einwilligung ihrer Aeltern erwarten. Sie schrieb daher Alles ihren Aeltern, und bat sie kindlich um ihren Rath. Am nächsten Sonntage kam ihr Vater, besuchte sie, fragte die Herrschaft, ob sie mit Gertruden zufrieden, und wie denn die Verhältnisse des gemachten Antrages seyen. Ueber Gertruden erhielt er die schönsten Zeugnisse, und ebenso von Ferdinand; und nun erkannte der Vater, daß die göttliche Vorsehung seiner Tochter ein besseres, wahrhaft glückliches Loos bestimmt habe. Die Angelegenheit wurde beendiget, und mit Einwilligung der Aeltern Gertrud die Hausfrau des braven Ferdinand. Nach der Hochzeit bat Gertrud ihre Aeltern, ihr eine der ältern Schwestern zu übergeben, für welche sie mit mütterlicher Zärtlichkeit sorgte.

Frömmigkeit und Achtung gegen die Aeltern erhalten gewiß Segen.

5. An den freundlichen Ufern des Bodensees saß ein fremder Herr ohnweit einer Stadt auf einer Anhöhe, unter welcher die Straße sich hinzog. Er freute sich des wunderschönen Anblicks der untergehenden Sonne, die ihre Purpurstrahlen über den See ergoß. Versunken war er ganz in Entzücken und Wonne, als er durch einen Lärm plötzlich aus seinen angenehmen Gefühlen geweckt wurde. Zwei Knaben rauften sich um einige Blumen, und schlugen auf einander los. Da kam ein Handwerksbursche, beladen mit einem schweren Reisebündel, die Straße heran, sah und hörte den Streit der Knaben und schlichtete ihn mit sanften, freundlichen Worten. Der Fremde hörte still und aufmerksam zu, und näherte sich, als die Knaben ruhig weiter zogen, dem Handwerksburschen.

„Ihr habt da Frieden gestiftet; — redete er denselben an.

„Es ist etwas gar Schönes um den Frieden," antwortete der Handwerksbursche.

„Ihr liebt ihn, wie ich höre; das ist schön!"

„Wer sollte ihn nicht lieben; nur durch ihn werden die Menschen froh und glücklich."

„Wohin geht ihr, und woher kommt ihr?“ fragte sehr freundlich der Herr.

„Ich komme aus Würtemberg, und will nun in die Fremde gehen, um mein Brod zu verdienen.“

„Darf ich wohl um euern Namen und um euer Handwerk fragen?“

„Ich heiße Theodor M**, aus R** gebürtig. Als Schreinergeselle muß ich bei fremden Menschen, fern von meiner Heimath, mein Brod zu gewinnen suchen.“

Das freundliche Aeußere des Handwerksburschen gefiel dem Herrn; er fand, daß der Junge nicht ohne Bildung sey, und befragte ihn daher um einige nähere Umstände. Da erfuhr er dann von Theodor, welcher sehr offen, aber mit Achtung dem Herrn antwortete, daß er der Sohn eines Beamten sey, der durch unverschuldetes Unglück, durch den Tod seiner Frau, und mehrere Schläge des Mißgeschickes sein ganzes Vermögen verloren habe. Sein Vater hätte ihn früher in den nöthigsten Wissenschaften unterrichten lassen, um ihn in der Folge in den Gelehrten-Stand zu setzen; auch hätte er Unterricht in der lateinischen und französischen Sprache erhalten; aber als das Vermögen durch Verlust von Kapitalien ganz verloren gegangen sey, hätte sich die Aussicht, die Studien fortzusetzen, auch verloren, und nichts sey dem Vater übrig geblieben, als ihn ein Handwerk erlernen zu lassen, was er auch mit Freuden gethan hätte.

Dem Herrn gefiel die Offenheit des Jünglings, der eine schöne Gestalt hatte; er fragte ihn, ob er nicht lieber in seine Dienste treten, als als Geselle in der Welt herum reisen wolle. Aber Theodor wollte nicht ohne Wissen und Genehmigung seines alten Vaters so etwas thun, und den Plan seines Lebens ganz ändern. Da nahm aber der Herr, welcher ein reicher Graf war, ihn mit in die Stadt, und in den Gasthof, wo er wohnte, weil er gerade selbst auf Reisen war. Er ersuchte Theodor'n, daß er heute noch den ihm gemachten Antrag seinem Vater eröffnen, und um dessen Befehl bitten soll. Es geschah; unterdessen nahm ihn der Graf einige Tage in der Umgegend herum zu Fußreißen mit, und

jeden Tag wurde Theodor dem Grafen lieber; er war gar freundlich, fromm, offen und hochachtungsvoll. Was aber den Grafen ganz besonders für Theodor einnahm, war seine große Liebe, Achtung und Dankbarkeit, die er in allen Reden für seinen alten Vater verrieth. Am fünften Tage kam des Vaters Antwort. Dieser hatte eine Freude, daß Theodor das Glück hatte, zu dem ihm bekannten, allgemein hochgeschätzten, wahrhaft edlen Grafen ** in Dienste treten zu können; er munterte ihn zur Hochachtung, Treue, Offenheit, Ehrlichkeit, und zu allen Tugenden eines wackern Dieners. Der Graf freute sich, als Theodor seines Vaters Erklärung ihm vorlegte; er schloß den Akkord auf zwei Jahre, und morgen schon begann die Reise in die Schweiz.

Niemand war nun glücklicher als Theodor; er sah die herrlichen, majestätischen Alpen, die wunderschöne Natur der schweizerischen Thäler und Hochgebirge und schrieb alles in sein Tagebuch. An einem Sonntage nach vollendetem Gottesdienste schrieb er seinem lieben Vater, und ergoß in einem schönen Briefe die Gefühle der Bewunderung und Freude, welche der Aufenthalt in der Schweiz in ihm erregt hatte. Er wollte seinem Vater seine Freude mittheilen, um ihm selbst Freude zu machen. Nach einem Aufenthalte von 4 Wochen kehrte der Graf in seine Heimath zurück. Mit aller Aufmerksamkeit verrichtete Theodor die von dem Herrn ihm bezeichneten Dienste; er war sehr artig, fleißig und eingezogen, und Jedermann liebte den sanften Theodor. Nach einem halben Jahre bat Theodor den Grafen um die Erlaubniß, sich eine Hobelbank machen zu dürfen. Dies geschah, und nun arbeitete Theodor in den Stunden, die seiner Erholung bestimmt waren, für seine Herrschaft die artigsten Sachen, als Schmuckkästchen, kleine Tische, u. d. gl., auf das geschmackvollste fournirt und polirt. Dadurch erwarb er sich die Liebe und das Zutrauen der Herrschaft immer mehr; denn er lief nie aus, ging nie in Wirthshäuser oder Schenken oder zu Tanz und Ball, wie so viele Dienstboten unserer Zeit, sondern blieb ordentlich zu Hause, beschäftigte sich im Frühlinge und Sommer mit der Blumenzucht, im Winter mit Schreinern und Lesen in guten Büchern,

um die er den Grafen bat. Täglich nahm er deßwegen an Kenntnissen und nützlichen Erfahrungen zu, die er auch all jenen mittheilte, die ihn darum ersuchten. Er war recht freundlich gegen Jedermann, und man nannte ihn bald allgemein den guten Theodor. Nie klagte oder murrte er, nie wünschte er einen größern Lohn, wie es die meisten unzufriedenen Diener machen; zwar war er jetzt nur ein Dienstbote, doch einst bestimmt, ein Herr zu werden. Aber er erkannte die Weisheit und Liebe der göttlichen Vorsehung, die ihn zu einer liebevollen, gebildeten Herrschaft wies, in einen neuen Beruf setzte, war zufrieden mit seinem Stande, und sang in mancher Abendstunde das Lied des frommen Claudius:

Zufrieden seyn, das ist mein Wunsch,
Was hilft mir Geld und Ehr'?
Das, was ich hab', ist mir genug,
Wer klug ist, wünscht nicht mehr.
Man wünscht, und wünscht, und wenn man's hat,
Ist man des Wünschens doch nicht satt.

Einst, es war schon spät in der Nacht, rief ihn der Graf zu sich, weil er seit mehreren Tagen krank war. Theodor erschien; der Graf fand ihn sehr bleich, und doch blühte er sonst, wie eine Rose. „Theodor, bist du nicht wohl, was fehlt dir?" — fragte der Graf. Theodor antwortete, daß ihm ganz wohl sey. „Warum bist du so bleich?" fragte der Graf weiter. Theodor wollte nicht reden, und sagte nur, es sey vielleicht deßwegen, weil er über das schnelle Rufen des gnädigen Herrn etwas erschrocken sey. Aber es war unrichtig; Theodor sah schon seit längerer Zeit sehr blaß aus. In der nächsten Nacht schellte der Graf wieder, es war 1½ Uhr. Theodor erschien nicht. Da erschrack der Graf, und dachte an Theodors gestrige Blässe, und zog geschwind sich an, um zu sehen, ob ihm nicht ein Unglück zugestoßen sey. Er trat in dessen Schlafzimmer; da saß Theodor, den Kopf in die Hand gestützt, am Tische und schlief; vor ihm aber war ein brennendes Licht, Schreibzeug und ein angefangener Brief. Leise trat der Graf hinzu und las:

Theuerster, bester Vater!

„Wie es mich schmerzt, Euch krank zu wissen, kann ich nicht sagen. Ach, und noch dazu keine Hilfe! Gott sey Euere Stütze, zu dem ich alle Stunden herzlich rufe, daß er Euch, meinen lieben Vater, doch wieder gesund werden lassen möchte. Ich habe, seit der letzten Zeit von 4 Wochen, als ich Euch das ersparte Geld zugeschickt, fleißig gearbeitet, um mir etwas zu verdienen. Hier schicke ich Euch wieder zehn Gulden. Gott segne sie, daß sie Euch Freude machen; Ihr hättet doch für Euere Dienste wohl eine bessere Pension verdient; doch habt Ihr ja mich, und so lange ich lebe, werde ich mit dankbarem Herzen für Euch sorgen.“ —

Hier war der Brief geendet, Theodor hatte seit 4 Wochen bei Tage der Herrschaft gedient, und für Geld etwas geschreinert, des Nachts aber einem Herrn Schriften abgeschrieben, um sich etwas für den alten Vater zu verdienen; seine Kräfte mußten auf diese Weise abnehmen; die Feder entsank ihm vor Schwäche und Mattigkeit, und er schlief ein. Gerührt stand der Graf neben dem edlen Sohne; eine solche Achtung, Liebe und Dankbarkeit, eine solche kindliche Treue und Sorgfalt war ihm noch nie erschienen. Thränen traten ihm in die Augen, als er den durch kindliche Liebe abgemattten, blassen Jüngling schlafen sah, vor welchem das dem Vater zugedachte, erarbeitete Geld lag. Leise schlich der Graf zum Zimmer hinaus, holte aus seiner Chatoulle 10 Dukaten, die er zu jenen 10 Gulden hinlegte, und entfernte sich, ohne Theodor'n zu wecken. Erst am hellen Morgen erwachte Theodor. Wie erschrack er, als er den klaren Tag sah und das Geld auf dem Tische! Sogleich fiel ihm bei, daß nur der Herr Graf dies gethan haben könnte, eilte auf dessen Zimmer, fiel auf die Knie und bat um Verzeihung, wenn er vielleicht ein Geschäft versäumt hätte; er wollte mehr reden, aber Thränen erstickten seine Stimme.

„Guter, braver Theodor, — rief der Graf, — entschuldige dich nicht, ich kenne deine edle Liebe und Dankbarkeit; du bist ein wackerer Sohn, die Freude deines alten Vaters. Ich

habe zu deinem Ersparnisse etwas beigelegt, um dir zu zeigen, wie sehr ich kindliche Dankbarkeit hochschätze. Fahre fort zu lieben, einer solchen Liebe gibt Gott seinen Segen!"

Nun fragte er, wie viel Theodors Vater Pension erhalte, und da er einsah, daß es zu viel zum Sterben und zu wenig zum Leben sey, so verwendete er sich sogleich bei Hofe, und der alte Vater erhielt einen solchen Zuschuß, daß er von nun an ruhig und ohne Sorgen leben konnte. Theodorn aber nahm der Graf von nun an zu seinem Kammerdiener, erhöhte ihm seinen Lohn, zog ihn näher an sich, um seine Talente zu benützen, und in wenigen Jahren war er sein Sekretär mit tausend Gulden Gehalt. Diese Freude erlebte der alte Vater noch, und dankend der lohnenden Vorsehung pries er sich glücklich, einen solchen Sohn zu haben, der ihn so innig liebte, so treu seiner pflegte, in seinem neuen Berufe ehrbar und geachtet lebte, und ihn segnend trat er ins bessere Leben über. Theodor lebte lange, geschätzt von seiner Herrschaft, und fuhr bis zum Ende seines Lebens fort, ehrlich und fleißig, freundlich und liebevoll zu seyn.

*

Treibet Geschäfte, bis ich zurückkomme, spricht Gott der Herr zu einem Jedem. Luk. 19. 13. Vertraue Gott, und bleibe in deinem Berufe. Sir. 11. 21. Ich ermahne euch, daß ihr des Berufs, der an euch ergangen ist, würdig wandelt. Ephes. 4. 1. Wie der heilig ist, der euch berufen, so werdet auch ihr heilig in euerem ganzen Wandel. 1. Petr. 1. 15.

Laßt uns den zeitlichen Beruf,
Wozu uns, Herr, auf Erden
Dein weises Allmachtswort erschuf,
Doch eine Leiter werden,
Worauf wir einst in jener Welt,
Die höheren Beruf erhält,
Zu höhern Würden steigen.

Bescheidenheit.

Jeder Mensch soll nicht nur in jedem Mitmenschen, auch dem Geringsten, die nämliche gleiche hohe Würde und Bestimmung erkennen, sondern zugleich auch zugeben, daß ein Anderer größere sittliche Vorzüge haben könne und habe, die Jener vor ihm voraus hat. Jene Tugend, da man seinen Werth nicht zu hoch anschlägt, und um seiner wirklichen Verdienste willen keinen ungegründeten Vorzug vor Andern verlangt, nennt man Bescheidenheit. Der Bescheidene hat keine zu hohe Begriffe, keine zu große Meinung von sich selbst, hält nicht mehr von sich, als ihm gebührt, bildet sich auf wirkliche Vorzüge nichts ein, oder verachtet gar Andere, noch weniger fordert er gebührende Ehre mit Uebermuth. Bescheidenheit geziemt allen Sterblichen, die sich irgend einer Schwäche bewußt sind; besonders aber ziemt sie Kindern, ihrer Unwissenheit, Unerfahrenheit und mannigfaltigen Schwächen wegen. Ein unbescheidenes Kind, das zuviel sich einbildet, ist in einem unnatürlichen, lächerlichen Zustande. Bescheidenheit gestattet dem Kinde nicht, über etwas zu urtheilen, was es nicht versteht, oder entscheidend über etwas abzusprechen, was es zu verstehen glaubt, oder wohl gar heftig zu widersprechen, wo es auch meinet, recht zu haben. Bescheidenheit wird dem Kinde verbieten, sich überall vorzudrängen, sich oder seine Talente und Vorzüge zu zeigen, ohne Noth von sich zu sprechen, oder irgend einem Menschen auf irgend eine Weise überlästig zu fallen.

Bescheidenheit ist des Kindes schönster Schmuck; trachtet ernstlich darnach, liebe Kinder.

1. Der Bescheidene hat keine Freude, wenn man auch seine Verdienste anerkennt, sondern weiß mit ehrender Aufmerksamkeit die Verdienste Anderer hervorzuheben.

Publius Valerius wurde zu Hißkonium, jetzt Guasto im diesseitigen Abruzzo in Unteritalien, geboren. Er war noch nicht dreizehn Jahre alt, als er durch die glücklichen Anlagen seiner Natur und seinen außerordentlichen Fleiß es so weit ge-

bracht hatte, daß er es wagen konnte, öffentlich aufzutreten, und um den Preis in der Dichtkunst zu kämpfen.

Dieser Preis bestand in einer kostbaren goldenen Medaille, und einer elfenbeinernen Lyra oder Leyer, welche alle fünf Jahre am Tage der Lustrationen oder Volkszählungen dem Verfasser des besten Gedichtes zugesprochen wurde. Valerius trug nicht allein den Sieg über eine große Zahl seiner Mitbewerber, die um die Hälfte älter waren, als er, davon; sondern, was seiner Ehre neuen Glanz verlieh, sein Gedicht, das aber leider nicht bis auf uns gekommen ist, wurde drei Tage nach einander vorgelesen, und der Magistrat seiner Vaterstadt beschloß sogar, ihm eine eherne Statue setzen zu lassen.

Man ließ nun von Rom die geschicktesten Arbeiter im Erzgießen kommen, und an Vollendung des Denkmals ohne Aufhören arbeiten. Als es fertig war, wurde die Jugend aller benachbarten Städte zur Feyer der Einweihung zusammenberufen, um durch den Anblick des so glänzend belohnten Verdienstes zur Nacheiferung zu ermuntern. Man hätte glauben sollen, der Triumph des jungen Dichters wäre nun auf das Höchste gestiegen. Aber der glückliche Erfolg seines Versuches, der Andere vielleicht mit einer lächerlichen Eitelkeit aufgeblasen hätte, flößte dem Valerius nicht nur keinen Stolz ein, sondern schlug ihn gewisser Maßen nieder. Er hatte die Furchtsamkeit des wahren Verdienstes, und schien mitten unter den Beifallsbezeugungen, die er von allen Seiten her freiwillig erhielt, in Verlegenheit zu seyn. Er hatte so eben den glänzendsten Beweis seines Geistes gegeben, und zeigte nun bey dieser Gelegenheit einen nicht minder lobenswürdigen seines guten Herzens und seiner Bescheidenheit.

In dem Augenblicke, als der erste Magistrat der Stadt Hiskonium eine Lorbeerkrone um die Statue des jungen Dichters wand, entdeckte dieser in der Ferne einen seiner Mitbewerber, der nur einige Stimmen weniger, als Valerius, für sich gehabt hatte. Lebhaft gerührt beim Anblicke seines Nebenbuhlers, in dessen Gestalt Traurigkeit und bitterer Kummer ausgedrückt war, ergriff Valerius sogleich die Lorbeerkrone, und setzte sie ihm auf das Haupt. „Du verdienst sie mehr

als ich," — rief er aus, indem er ihn umarmte. „Daß ich sie erhalten habe, ist gewiß in Rücksicht meines Alters geschehen, das man dadurch hat aufmuntern wollen!"

Nun hielten sich die beiden Nebenbuhler fest umarmt; sie zerflossen in Thränen und konnten kein Wort hervorbringen, so sehr waren ihre Herzen von jenen lebhaften Eindrücken überwältigt, welche nur edle, fein empfindende Seelen zu fühlen im Stande sind. Diese bewunderungswürdige Scene zog eine unglaubliche Menge von Menschen herbei, welche den Publius Valerius und seinen Nebenbuhler, welcher um die Hälfte älter war, umringten. Jedermann erzählte ihre Geschichte; sie flog von Mund zu Munde durch alle Provinzen des Reichs. Valerius erhielt den Beinamen Pudens, das ist, der Bescheidene, und man wußte nicht, ob man den Sieg seines Geistes, oder den so oft schwereren Sieg seiner Bescheidenheit und seines edlen Herzens mehr loben sollte.

2. Der Kaiser Decius wollte seinen Sohn noch bei seinen Lebzeiten krönen lassen. Schon waren große Veranstaltungen hinzugetroffen; aber der junge Prinz achtete die Verdienste seines Vaters zu sehr, und fühlte seine Schwachheit noch zu innig, als daß er hätte einwilligen können. Er sprach also seinen Wunsch öffentlich aus, daß jene Handlung unterbleiben möchte. „Müßte ich nicht fürchten, sagte er, ich möchte, wenn man mich zum Kaiser gemacht haben wird, vielleicht vergessen, daß ich der Sohn eines erhabenen Vaters bin! Mein Vater soll Regent seyn; mein Regiment aber soll in Demuth und Gehorsam bestehen."

Die Feierlichkeit unterblieb, und der edle, bescheidene Jüngling ward nicht gekrönt. War aber diese demüthige, kindliche Ergebenheit an seinen Vater, seine Bescheidenheit nicht eine viel kostbarere Krone für ihn, als jene von Gold und Edelsteinen, die ihm angeboten war?

3. Ungefähr 150 Jahre vor Christi Geburt lebte Cicerejus, ein römischer Jüngling. Als einst an dem Tage, an welchem die Prätoren, die vornehmsten Magistratspersonen nach den Konsuln, welche die Besorgung des Gerichtswesens hatten, in Rom gewählt wurden, der Sohn des berühmten

Scipio Afrikanus Major und Cicerejus, beide als Mitbewerber um das Prätoramt, zugleich auf dem Wahlplatze erschienen, ließ das Volk einigen Unwillen gegen den Letztern blicken, weil er es wage, sich mit dem Sohne eines so angesehenen Mannes zugleich aufstellen zu lassen. Zwar fielen diese Aeußerungen dem Cicerejus etwas schwer, aber er wußte die Vorwürfe doch in Lob zu verwandeln.

Er gieng aus dem Bezirke, worin die Wahlfähigen standen, warf seine weiße Toga, die gewöhnliche Tracht solcher, die sich um ein Amt bewarben, wovon sie auch den Namen Candidaten, Weißgekleidete, hatten, hinweg, und wählte nun selbst für seinen Mitbewerber, zum Beweise, daß er eine Prätur, eine höhere Stelle, verlängnen könne, um das Andenken des großen Scipio zu ehren. Die Bescheidenheit erwarb ihm die Achtung Aller. Der junge Scipio erhielt zwar die Würde, Cicerejus aber hatte die Herzen Aller für sich eingenommen.

4. Zu Salency, einem Dorfe nahe bei Nojan in Frankreich, wird jährlich das Rosenfest gefeiert. Der Bischof Medardus von Nojan und der Herr von Salency sollen die Urheber dieser Stiftung seyn. Am 8ten Junius, am Tage des heiligen Medardus, wird nämlich jenes Mädchen, welches der Ortsherr, unter dreien in dem Rufe größter Tugend und Sittsamkeit stehenden Mädchen dieses Dorfes, auswählet, von demselben öffentlich nach einer vorangegangenen unpartheiischen Prüfung in der Kirche feierlich mit einem Kranz von Rosen gekrönt, und mit 2000 Livres (Liwer) beschenkt. Dieses gekrönte Mädchen heißt daher das Rosenmädchen, und diese öffentliche Auszeichnung ist an sich, und wegen den damit verbundenen vielen Feierlichkeiten, ein bedeutender Vorzug und die größte Ehre.

Einst war Johanna Collin, ein armes Mädchen, so glücklich, als das tugendhafteste Mädchen des Dorfes dieser öffentlichen Ehrenbezeugung werth befunden zu werden. Der Pfarrer des Dorfes ging daher zu ihr, um ihr anzuzeigen, daß die Wahl auf sie gefallen wäre. Er fand Johannen gerade damit beschäftigt, die dürftigen Oberkleider ihres Vaters

auszubeſſern. Ihre junge Schweſter lag im Bette. Man muthmaßte, daß dieſe die Blattern erhalten würde, und ihre ältere Schweſter wollte ihn deßwegen nicht gerne in der Stube lange verweilen laſſen. Der Pfarrer ging deßwegen wieder hinaus, und ſprach bei der Thüre mit dem Mädchen. Viele Nachbarinnen umgaben beide.

„Liebes Mädchen, ſagte der Pfarrer, ich komme, dir Glück zu wünſchen; denn du haſt die meiſten Stimmen zur Krönung erhalten. Wenn der Herr des Dorfes die ſeinige auch dazu gibt, wie ich daran nicht zweifle, ſo werde ich dir am Sonntag, öffentlich in der Kirche glückwünſchen.“

„Wie! fragte Johanna, in der Kirche?“

„Ja, da ſollſt du gekrönt werden. Du wirſt alsdann mit allen Ehren überhäuft werden.“

„Ich verdiene durchaus keine Ehre,“ verſetzte das Mädchen.

„Man wird ſie nicht dir erweiſen, ſondern der Tugend und Sittſamkeit, welche du ausgeübt haſt.“

„Ich habe ja keine Tugend ausgeübt!“

„So müßte man mich ſehr hintergangen haben. Sage mir nun aufrichtig, mein liebes Kind, biſt du nicht im eilften Jahre bei einem Pächter in Dienſte getreten?“

„Ja, mein Herr; aber nur deßwegen, weil mein Vater nicht das Vermögen hatte, mich zu ernähren.“

„War deine Herrſchaft nicht mit dir zufrieden?“

„Ich verrichtete meine Dienſte ſo gut, als es in meinen Kräften ſtand.“

„Haſt du nicht im fünfzehnten Jahre den Dienſt verlaſſen, in welchem du Brod hatteſt, um nach Hauſe zu kommen, und deine Mutter zu verpflegen?“

„Ja, weil meine Mutter krank war.“

„Biſt du nicht, ſeit dem Tode deiner Mutter, bei deinem Vater geblieben? Ernährſt du ihn nicht ſeyd ſechs Jahren von der Arbeit deiner Hände?“

„Ja, mein Vater hat mich erzogen und erhalten; es iſt billig, daß ich ihn wieder erhalte.“

Mit einem Worte, Johanna erkannte alle ihre eigene Güte ohne Selbſtdünkel, ohne Anmaßung. Sie wurde öffentlich ge-

krönt. Aber auch nach dieser ehrenden Feierlichkeit blieb sie bescheiden. Der Pfarrer sagte zu ihr: „Nun bist du reich; du hast Geld und zwei Kleider. Die drei Gemeinden sind dir allen Beistand schuldig; nie wirst du Mangel leiden.“ Als der Pfarrer ferner sagte, daß sie jetzt durch wohlgetroffene Heirath ihr Glück für dieses Leben vollkommen begründen könne, weigerte sich Johanna aus Berücksichtigung ihrer Schwester, welche noch zu schwach wäre, sich selbst und ihren Vater zu verpflegen. Bei dieser Gelegenheit suchte auch der Herr des Dorfes das Seinige zur Belohnung dieses tugendhaften Mädchens beizutragen, und sagte zu demselben: es solle von nun an, statt sich, wie früher, an seinen Pächter zu wenden, nur zu ihm kommen, so oft es Hilfe oder Unterstützung brauche; mit Vergnügen wolle er ihm aus seinen Fruchtkammern mittheilen.

Wie schön wäre es, wie erfreulich, wenn alle Mädchen so tugendhaft, so liebevoll gegen Aeltern, aber auch so bescheiden bei ihren sittlichen Vorzügen wären, wie Johanna Collin es war!

5. Die wahre Bescheidenheit macht sich mit Kenntnissen und Geschicklichkeiten nicht groß, sondern wird bei den größten Fortschritten nur noch größer. Alexander Pope wurde zu London 1688 geboren. Seine Aeltern, katholischen Glaubens, kauften und bezogen bald nach ihres Sohnes Geburt ein kleines Gut zu Biefield in Windsor-forest. Pope war von Kindheit an sehr zart und schwächlich, zeigte aber viel Lebhaftigkeit und Gelehrigkeit. Bis zu seinem achten Jahre blieb er zu Hause; dann wurde er nach Hampshire zu einem Geistlichen gebracht, der ihn in den Anfangsgründen der griechischen und lateinischen Sprache unterrichtete. Hier lernte er in einigen Uebersetzungen der Dichter Homer und Ovid die ersten englischen Verse kennen, die ihn sehr entzückten. Dann kam er auf andere und höhere Schulen. In Hydepark-corner hatte er Gelegenheit, das Theater zu besuchen. Der Eindruck, den er hier erhielt, trieb ihn an, sich auch als Dichter zu versuchen; er dichtete ein Theaterstück, das er mit seinen Mitschülern aufführte. In seinem zwölften Jahre kehrte er nach Hause zurück, und setzte seine Studien unter einem andern Geistlichen fort. Da hatte er nun die edle

Kühnheit, den ersten Versuch, seiner dichterischen Fähigkeiten im Größeren mit Verfertigung eines Helden-Gedichtes zu machen. Aber Pope bildete sich hierauf nicht zu viel ein, sondern war bescheiden genug, dieses Probestück nicht den Augen der Welt vorzulegen, sondern in sein Schreibpult zu verschließen. Erst später erschien sein Gedicht, eine Ode auf die Einsamkeit, als er vierzehn Jahre alt war; im fünfzehnten und sechszehnten erschienen von ihm schöne Uebersetzungen, und besonders Hirtengedichte. Sein Eifer und Fleiß waren unermüdet, und er erreichte den Ruhm eines sehr berühmten englischen Dichters. Er starb in einem Alter von 56 Jahren.

Wie mancher Jüngling, wie manches Mädchen machen gute Fortschritte im Lernen, sammeln sich nützliche Kenntnisse, aber bilden sich auf ihr Wissen viel ein; ist dies auch Bescheidenheit?

6. In Friedersdorf in Schlesien wurden einst am Feste Peter und Paul 44 Katechumenen verschiedenen Standes und Herkommens öffentlich confirmirt und eingesegnet. Unter den Kindern waren auch zwei Fräulein, Töchter des bisherigen Lehens- und Grundherrn des Orts, Herrn von Schweinitz. Diese Fräulein hatten sich nicht gescheut, dem Unterrichte des Katecheten und Nachmittags-Predigers, Herrn Opitz, ein Vierteljahr lang wochentlich 6 Stunden beizuwohnen; nie fehlten sie, und waren einen ziemlich weiten Weg in das Haus dieses Geistlichen gegangen. Auch der öffentlichen Prüfung, welche vor dem Einsegnen vom dasigen Herrn Prediger Hoppe gehalten wurde, unterwarfen sie sich in Gesellschaft mit den übrigen christlichen Kindern. Am Sonntage nach dieser Feierlichkeit bewirtheten sie ihre sämmtlichen Mit-Katechumenen auf dem herrschaftlichen Hofe. Die dortige Gemeinde wurde durch dieses Beispiel der Bescheidenheit und Liebe, welches diese Fräulein gaben, außerordentlich erbaut.

Wäre es nicht zu wünschen, daß alle Fräulein so bescheiden dächten, wie diese, statt, weil sie etwas vornehmerer Geburt sind, sich zu viel einzubilden, und sich von andern Kindern ferne zu halten?

7. Der Bescheidene liebt die gewöhnlichen Schmei-

cheleien nicht, weil er wohl weiß, daß nur Tugend, nicht aber Titel und Geburt, Achtung verdiene.

Alphons V. wurde einst sehr erhoben und gerühmt, daß er der Sohn eines Königs, der Enkel eines Königs, und der Bruder eines Königs sey, und die Schmeichler glaubten, er werde an diesen Worten ein großes Wohlgefallen finden. Allein Alphons erwiederte sehr ernst: „Alles, was ihr an mir schätzet, achte ich für nichts; denn das ist Größe meiner Vorfahren, und nicht die meinige. Die Hoheit ist kein Erbgut, sondern sie ist eine Wirkung und Belohnung der Tugend.“ Alphons wurde König von Arragonien und Sicilien, und starb 1458.

Das ist eine heilsame Belehrung für Kinder höherer Stände, daß sie niemal auf die Vorzüge und Hoheiten ihrer Aeltern und Vorältern prahlen, sondern durch Nachahmung aller Tugenden derselben sich den wahren Adel der Seele und des Herzens zu verschaffen suchen sollen.

8. Wer bescheiden ist, maßt sich nicht mehr an, und fordert mehr Ansehen, als er verdient, sondern bedenkt immer, wie viel ihm noch zu thun übrig sey.

Alexander Severus war 208 Jahre nach Christus geboren, und von seiner Mutter Mammäa auf das Sorgfältigste gebildet. Kaum war er sechszehn Jahre alt, als er den römischen Thron bestieg. Er war sehr tugendhaft, und, obwohl sehr jung, dennoch einer der besten Fürsten in einem Zeitalter und auf einem Throne, wo Tugenden für einen Regenten gefährlicher waren, als Laster. Er studirte sehr fleißig, und war vorzüglich darauf bedacht, die Staatsämter nicht den listigen und begünstigten Bewerbern, sondern allein dem Verdienste zu ertheilen. Obgleich er ein Heide war, so kannte er doch den schönen Spruch Christi: Was du willst, das dir die Leute thun sollen, das thue ihnen auch! so gut, daß er ihn nicht nur, so oft Uebelthäter auf den Richtplatz geführt wurden, durch den Herold ausrufen, sondern ihn sogar zur Inschrift öffentlicher Gebäude und seines kaiserlichen Pallastes wählte.

Schmeichler und gewinnsüchtige Menschen wollten diesem edlen Jünglinge den Namen, der Große, beilegen; allein er verbot sich den denselben, und antwortete denen, die ihm dies

Anerbieten thaten: „Jetzt iſt es noch nicht Zeit; mein reiferes Alter und meine Thaten müſſen mich erſt dieſes Namens würdig machen.“

Nachdem er mehrere Jahre regiert hatte, ward dieſer treffliche Alexander, als er zum Schutze der Grenzen gegen die Deutſchen an den Rhein zog, von den über die Schärfe der Mannszucht erbitterten Soldaten in ſeinem Zelte, bei dem Dorfe Siklingen ohnweit Mainz, mit ſeiner Mutter ermordet.

9. Balthaſar Münter war im Jahre 1734 zu Lübek geboren, und der Sohn eines reichen und angeſehenen Kaufmanns, der aber in ſeinen Glücksumſtänden plötzlich zurückkam. Dieſes Unglück entmuthigte aber den Jüngling nicht, ſondern wurde ihm ein Sporn zur doppelten Anſtrengung in den Wiſſenſchaften. Ein Hauptzug ſeines Charakters war Beſcheidenheit. Sie war bei ihm nicht etwa eine Tugend ſpäterer Jahre, als er durch Erfahrung und Menſchenkenntniß reif geworden war, ſondern er beſaß ſie ſchon als Jüngling. Alles Lob, welches ſeine jugendliche Beredſamkeit und Poeſie ihm erwarb, hatte ihn nicht ſtolz gemacht; er erkannte, ſelbſt in ſeinen ſpätern Jahren, Männer für ſeine Meiſter in der Beredſamkeit, die es nach dem Urtheile nicht waren. Gerechter, als er, war ſelten Jemand gegen fremdes Verdienſt; er freute ſich innig, wenn ein Jüngling ſich auszeichnete und zu anſehnlichen Aemtern befördert wurde, die er für ſich ſogar zu wichtig hielt. Uebrigens war es bei dieſer Stimmung ſeiner Seele natürlich, daß er auch von Andern Beſcheidenheit verlangte; daher war Eitelkeit ein Fehler junger Leute, den er am wenigſten leiden konnte, und gegen den er am wärmſten eiferte. In ſeinem 28ſten Jahre lehnte er, um nicht in Colliſion mit verdienten ältern Geiſtlichen im Gothaiſchen zu kommen, die Einladung der theologiſchen Facultät in Göttingen ab, bei der Feier des Friedensfeſtes 1763 die Doctorwürde von ihr anzunehmen; und er würde eben ſo wenig den einige Jahre ſpäter erfolgten Antrag der kopenhagener Facultät angenommen haben, wenn ihn die beim Genuß des Schabbeiſchen Stipendiums übernommene Verbindlichkeit, und die Freundſchaft gegen Kramer, der zugleich Doctor wurde, nicht dazu bewogen hätte. Titel waren tief unter ihm, und zu einer

Zeit, wo die Titelsucht mächtig eingerissen war, trat er auf der Kanzel öffentlich dagegen auf, und zeigte ihr Lächerliches und Unwürdiges mit solcher Stärke, daß mancher, vom Schwindel ergriffene, sonst vernünftige Mann, zur Besinnung wieder zurückkam. Auch die höhern Stände wußte er richtig zu würdigen. Geburt war in seinen Augen bloßer Zufall, eigenes Verdienst aber Alles. Nie beugte er sich schmeichelnd vor den Großen; aber mehrern der vornehmsten Männer und Frauen in der königlichen Residenz war er mit herzlicher, anspruchsloser und uneigennütziger Freundschaft ergeben, und erwiederte ihnen die ihrige, wie Freundschaft von einem edlen Menschen allein erwiedert werden kann. Nutzte er sie jemals, so war es, um auf eine unterdrückte gute Sache, auf unbekanntes Verdienst aufmerksam zu machen; aber dies geschah auch selten und nur dann, wenn Pflicht und eigene Ueberzeugung es ihm geboten. Er erhielt später den Ruf als Prediger bei der deutschen Petrigemeinde in Kopenhagen, wo er als ein vorzüglicher Prediger im Jahre 1793 starb.

Wer denkt hier nicht an den Spruch:

Demuth und Bescheidenheit
Bei dem innern Werth
Geben jeder Trefflichkeit
Einen höhern Werth.

10. Unbescheidenheit wird verachtet; Bescheidenheit aber wird geliebt, und überall vorgezogen.

Der oströmische Kaiser Theophilus lebte im neunten Jahrhunderte. Seinen geraden, wahrheitliebenden Sinn offenbarte er, als er sich im ersten Jahre seiner Regierung eine Gattin wählte. Seine Stiefmutter Euphrosine hatte auf seinen Antrieb die schönsten und vornehmsten Mädchen in einem Zimmer ihres Pallastes versammelt. Von ihr geleitet, trat er in das Zimmer, mit einem goldenen Apfel in der Hand, um ihn derjenigen zu überreichen, die er zur Gemahlin zu haben wünschte. Die Schönheit der gelehrten und witzigen Kasia zog ihn an. Er trat zu ihr, und in der Verlegenheit einer ersten Erklärung brachte er die sonderbare Bemerkung vor: „Ist doch alles Uebel durch ein

Weib in die Welt gekommen.“ Schnell erwiederte Ikasia, ihrer Meinung nach schon Kaiserin: „Aber durch ein Weib wird die Welt noch täglich gerettet!“ Sie meinte nämlich Marien, die Mutter des Erlösers. Dieser Einfall mißfiel dem jungen Kaiser. Ihm war ein bescheidenes, sittsames Weib lieber, als ein witziges, und er überreichte den goldenen Apfel der Theodora, welche sittsam und stille auf der Seite stand, und in ihrem ganzen Wesen die Tugend der Bescheidenheit aussprach. Von Rechtschaffenen wird ein sittsammes, bescheidenes, tugendhaftes Mädchen mehr geliebt, und sicherer versorgt, als ein witziges, eitles und putzsüchtiges. Merkt euch dies, ihr Mädchen!

*

Dem Stolzen folgt Demüthigung; dem Bescheidenen aber wird Ehre zu Theil. Sprüch. 29. 23. Jedem unter euch schärfe ich ein, daß er nicht höher von sich halte, als es sich geziemt; sondern daß er bescheiden von sich denke, Jeder nach dem Maaße des Anvertrauten, das Gott ihm zutheilte. Röm. 12. 3. Wer gibt dir einen Vorzug? Was hast du, das du nicht empfangen hättest? Wenn du es aber empfangen hast, warum prahlst du, als ob du es nicht empfangen hättest? I. Korinth. 4. 7. Je höher du bist, desto mehr demüthige dich, so wird dir der Herr hold seyn. Sir. 3. 20.

Den Hochmuth sollst du meiden,
Es kann dich Niemand leiden,
Wenn du mit stolzem Uebermuth
Dich dünkst, du wärst allein nur gut;
Die Demuth und Bescheidenheit
Schmückt schöner, als das schönste Kleid.

Besserung.

Der Schöpfer gab uns das Gebot, nach Vollkommenheit zu streben; daher ist Besserwerden unsere Bestimmung. Besserung ist das beständige Bestreben, dem schönen Ziele vollkommener Sittlichkeit, so weit man es auf Erden erreichen kann,

sich immer mehr zu nähern. Wer Besserung sucht, legt das Böse ab, und thut ernst und freudig das früher unterlassene Gute. Zwar gibt es viele Hindernisse, die uns im Weg sind, um immer besser zu werden; aber diese müssen den Muth im Streben nach dem Bessern nicht niederschlagen. Auf einmal kann man nicht besser werden; der Tag kommt, wie die Nacht, nicht schnell, sondern nach und nach. Der im Winter entblätterte Pomeranzenbaum erhält nur nach und nach seinen grünen Flor wieder. Daher strebet, geliebte Kinder, in jeder Woche wenigstens einen Lieblingsfehler, jeden Tag wenigstens eine Sittenlosigkeit, eine Rohheit abzulegen. Durch dieses Mittel, eifrig und ernst angewendet, nähert ihr euch der Vollkommenheit, oder dem vom Schöpfer gegebenen Ziele. Ob ihr wirklich besser werdet, darüber findet ihr gleich Beweise: thut ihr wirklich mehr Gutes, als sonst; seyd ihr im Nützlichen thätiger, als zuvor; findet ihr am Guten größere Freude, als früher; kommt euch das Gute leichter an, und fühlt ihr vom eigenen Herzen stärker euch dahingezogen; thut ihr das Gute mehr aus Liebe und Neigung, als aus Furcht und Noth; scheuet ihr im Dienste der Tugend keine Beschwerlichkeit, und bleibet ihr, wenn Gutes vollbracht ist, bescheiden, und bildet euch nichts darauf ein; dann freuet euch, ihr seyd besser geworden. Aber vergesset nicht, daß, wenn Besserung wahre Tugend seyn soll, sie die Frucht eines Herzens seyn muß, welches Gott und die Tugend innig liebt.

O Kinder! des Menschen Bestimmung ist,
Auch in den erhabenen Fernen,
So wie auf niedrigem Erdenrund,
Nach Besserem streben und lernen.

Darum muthig und voll Freude die Hand an das Werk gelegt, und Alles angewendet, was mit jedem Tage euch wahrhaft besser, und Gott wohlgefälliger machen kann. Er, der Gott der Stärke, hilft euch in allem Guten; vertrauet auf Ihn; durch ihn vermögen wir Alles, durch ihn, der uns stärket. Philip. 4. 13.

1. Besserung seiner selbst muß schon in früher Jugend

geschehen; zu ihr ist erforderlich: die Erkenntniß seiner Fehler, Reue darüber, Ablegung der Sünde, und Verrichtung der Werke der Tugend. So höret nun von solchen Kindern, die sich besserten.

Prinz Ludwig von Burgund, der Vater des Königs Ludwig des XV. von Frankreich, hatte in der Jugend in seinem Charakter eine Art Wildheit und Unbändigkeit. Man weiß, daß er Uhren zertrümmerte, die ihm zu langsam zu gehen schienen, wenn er von der Zeit einen schnellern Flug erwartet hatte. Sein ehrwürdiger Erzieher, der berühmte, fromme Fenelon, nachheriger Erzbischof, sah wohl ein, daß auch dem Fürsten Nachgiebigkeit und Geduld eine unentbehrliche Eigenschaft sey, und bot daher Allem auf, um den Prinzen von dem Fehler des Jähzornes und der Ungeduld zu heilen; aber alle seine große Gelassenheit und Sanftmuth wollte lange nichts nützen. Alle Vorstellungen fruchteten wenig, und Fenelon überzeugte sich daher, daß der junge Prinz nur dadurch gebessert werden könne, wenn er selbst die nachtheilige Wirkung empfände, die ein solcher heftiger Charakter auf Andere äußere. Er versah deßwegen einen Tischler mit den nöthigen Verhaltungsregeln.

Der Prinz hatte eines Tags im Jähzorn seinen Kammerdiener geschlagen. Fenelon kam hinzu, fand seinen Zögling noch zitternd vor Zorn, und ohne ihm Vorwürfe über sein Betragen zu machen, sagte er nur zu ihm: „Mein Prinz! es wird gut seyn, daß Sie sich, nach einer so heftigen Gemüthsbewegung, ein wenig zerstreuen. Gehen Sie doch in das Kabinet mit den schönen Tapeten; dort arbeitet eben ein sehr geschickter Tischler; das wird sie zerstreuen.“ Der Prinz befolgte diesen Rath. Der Tischler ließ sich durch die Ankunft des Prinzen nicht stören, bis dieser einiges von dessen Handwerkszeug in die Hände nahm; bald wollte er dieses, bald jenes von ihm wissen, und wählte dazu nicht den bittenden, sanften Ton, der die Jugend so sehr ziert, sondern war gebieterisch, herrschsüchtig und unartig.

„Prinz, hob nun der Tischler an, Sie werden einmal so gut seyn, und mich und mein Werkzeug in Ruhe lassen. — Lassen Sie alles liegen!“

Einen solchen Ton war der Prinz nicht gewohnt. Er würdigte den Tischler keiner Antwort, wühlte aber desto mehr, diesem recht zum Aerger, in den Handwerksgeräthschaften herum.

„Sie lassen entweder die Sachen liegen, schrie der Tischler, oder, Sie packen sich aus dem Zimmer; Sie hindern mich nur in meiner Arbeit!“

Jetzt gerieth der Prinz in Zorn, und fragte erglüht den Tischler: ob er wohl wisse, wer er wäre? mit dem Zusatze: seine Grobheit solle ihm theuer zu stehen kommen. Dies war das verabredete Zeichen, daß der Tischler noch gröber wurde, und mit den Worten schloß: „Ich rathe Ihnen wohlmeinend, Prinz, daß sie sich packen, sonst stehe ich für nichts; denn wenn mir die Galle überläuft, kenn' ich Niemanden, und Sie sind mit Armen und Beinen bei mir nicht sicher. Ich laß' es auf's Aeußerste ankommen, es mag auch daraus entstehen, was da will; das gilt mir gleich!“ — Dabei sah der Tischler ihn mit einem so wüthenden Blicke an, machte so krampfhafte Bewegungen mit der rechten Faust, daß der Prinz schnell das Zimmer verließ. Er ging sogleich zu Fenelon, klagte ihm, wie ihn der Tischler behandelt habe, und setzte dann, mit dem Fuße stampfend, hinzu: ich kann nur nicht begreifen, wie man einen so abscheulichen Menschen in das Zimmer hat bringen können!

Fenelon erwiederte ganz kalt: „Er ist ein vorzüglich geschickter Arbeiter, und allgemein dafür bekannt; nur freilich hat er einen Fehler, daß er so unvernünftig jähzornig ist. — Sie müssen am meisten Nachsicht mit ihm haben, mein Prinz!“ setzte er nach einer kurzen Pause hinzu, indem er seinen Zögling ins Auge faßte; „denn Ihnen geht es nicht besser.“

Prinz. Ei was! er soll und muß fort; er muß bestraft werden.

Fenelon. Prinz, ich glaube immer, er verdient mehr Mitleiden, als Strafe. Ist es nicht ein Unglück, daß er nicht Herr über sich werden kann, und überdies, was würden Sie

zu dem sagen, der Ihren Bedienten in dem Augenblicke, wo er Ihre Befehle vollstrecken soll, beleidigte?

Prinz. Das ist doch wahr, Sie gehen hart mit mir um; einem armseligen Tischler geben Sie recht!

Fenelon. Prinz, der Tischler ist ein Mensch, und Sie sind auch ein Mensch; und ein Fürst ist und bleibt doch immer nur Mensch.

Prinz. Herr, ich bitte zu schweigen; denn ich weiß, wer ich bin, und weiß auch, wer Sie sind.

So weit hatte die zu große Reizbarkeit den Prinzen wieder gebracht, daß er sehr unartig seinem Erzieher begegnete. Fenelon schwieg, ging gleichgültig fort, und ließ den Prinzen stehen. Am andern Tag nahm er den Prinzen wieder vor, und sagte ihm mit festem, kühnem Tone: „Prinz, Sie werden sich erinnern, was Sie gestern zu mir sagten. Es ist meine Pflicht, Sie zurechtzuweisen. Mir scheint, als wenn Sie selbst nicht wüßten, wer ich sey, und wer Sie sind. Einige Ihrer Bedienten mögen Ihnen wohl gesagt haben, Sie wären mehr als ich; aber da haben sie Ihnen etwas ganz Falsches in den Kopf gesetzt. Ohne Stolz muß ich Ihnen bekennen, daß ich mehr bin, als Sie. Ihre Geburt kommt dabei gar nicht in Anschlag. Wäre der nicht ein Thor, der sich das zum Verdienst machen wollte, wenn ein Regen seine Felder befruchtet, und die seines Nachbars dürr und trocken gelassen hätte? Und eben so wenig können Sie sich auf Ihre Geburt zu Gute thun; denn daß Sie Fürst sind, damit hat die Vorsehung Sie auf die Probe stellen wollen, ob es Ihnen vielleicht möglich ist, sich Ihrer guten Meinung würdig zu machen; denn noch haben Sie nicht das mindeste persönliche Verdienst. Und nun, dächte ich, müßten Sie mir einräumen, daß ich weit mehr Kenntnisse besitzen muß, als Sie. Denn sehen Sie, wenn Sie ja einmal die gute Meinung der Vorsehung von Ihnen rechtfertigen wollten, von wem hätten Sie denn die Kenntnisse dazu her, als von mir? Und was nun die Herrschaft vollends betrifft, so bin ich mein eigener Herr, und Sie stehen unter mir. Glauben Sie das nicht, so wird Sie der König und Ihr Herr Vater, der Dauphin, dessen überführen. Ferner, wenn Sie

ſich etwa ſchmeicheln, es ſey ein großes Glück, eine große Gnade, die Stelle, die mir anvertraut iſt, bei Ihnen zu begleiten, ſo muß ich Ihnen auch dieſen Irrthum benehmen. Blos aus inniger Empfindung der Liebe für Ihren Herrn Vater nahm ich den Befehl an, der ungleich mehr Bitte war, und ich unterzog mich des mühevollen Vortheils, Ihr Lehrer zu werden. Nun aber ſehen Sie, mit welcher Gleichgültigkeit ich dieſe Stelle niederlege. Kommen Sie mit mir, zu Seiner Majeſtät dem Könige; ich will ihn bitten, Ihnen einen andern Lehrer zu geben, dem ich ohne allen Neid mehr Glück in ſeinen Bemühungen wünſchen will, als ich von den meinigen erwarten kann."

Wie verſteinert ſtand der Prinz da; er ſah ſeinen großen Fehler ein, bat reuevoll den Fenelon um Verzeihung, bat ihn ſogar mit Thränen, ihn nicht zu verlaſſen.

Einen tiefen Eindruck hatte ſowohl der Vorfall mit dem Tiſchler, als Fenelons Worte auf ihn gemacht. Er hatte das Widerwärtige eines jähzornigen Hitzkopfes kennen gelernt; er beſchloß und verſprach, bei ſolchen Aufwallungen ſeine Hitze zu mäßigen. Anfänglich hatte er zwar noch manche Rückfälle, aber das Bild des wüthenden Tiſchlers trat dann vor ſeine Phantaſie; er ſuchte ſich ſchnell zu faſſen, und endlich legte er dieſen Fehler ſo ab, daß er ſich ſelbſt wegen des geringſten in der Hitze ausgeſtoßenen unziemlichen Wortes bittere Vorwürfe machte. Davon gab er einſt eine Probe.

Sein Kammerdiener mußte mit ihm in einem Zimmer ſchlafen. Eines Morgens hatte er jenem ſchnell und unüberlegt einige harte Worte geſagt. Am Abend, als er im Bette lag, bewegte er ſich unruhig in dieſem, ſo daß der Kammerdiener dies bemerkte. Was fehlt Ihnen, mein Prinz? fragte er theilnehmend; iſt Ihnen nicht wohl? — Was befehlen Sie, ich will gleich aufſtehen! —

„Ach! erwiederte der Prinz, ich kann nicht einſchlafen, wenn du mir nicht verzeihſt, was ich dir heute früh in der Uebereilung geſagt habe." Dann erſt, als der Kammerdiener ſeine Zufriedenheit ausſprach, ſchlief er ruhig ein.

Ihr sehet, meine lieben Kinder, wie bedauernswürdig man durch Eigensinn und Aufbrausen wird, und wie diese Untugenden einem Kinde um so mehr zur Schande gereichen, je mehr dasselbe durch Erziehung und glückliche Umstände begünstigt, vor andern Menschen sich in Bescheidenheit und Sanftmuth auszeichnen soll. Nur ein Mittel gibt es, solche Fehler wieder gut zu machen, und dies ist, wenn man dieselben eben so aufrichtig bereuet, und durch ernstliche Besserung vergessen macht, wie es der wackere kleine Ludwig gethan hat.

2. Nichts ist heilsamer, als über sich selbst recht oft und ernstlich nachzudenken, wie man sich bessern wolle.

Tom Burnet, ein Sohn des berühmten Gilbert Burnet, Erzbischof von Salisbury, erhielt von diesem eine sehr sorgfältige Erziehung; aber demohngeachtet artete er sehr aus, und verursachte seinem Vater durch seinen zügellosen Lebenswandel viel Sorge und Kummer.

Einst traf in einem Parke, oder einem sehr großen Garten, der Vater den Jüngling in einer sehr ernsten Stimmung; er hatte sich unter ein schattiges Gebüsch gesetzt, und stützte den Kopf in eine Hand. Sehr theilnehmend fragte ihn sein Vater: was ihm wohl fehle, und worüber er so ernstlich nachdenke? — „Ueber ein bei weitem größeres und wichtigeres Werk, als Ihre Geschichte der Kirchenverbesserung," — antwortete der junge, verwilderte Mensch. — „Was wäre denn dies?" — „Meine eigene Besserung!" antwortete Tom, und sein Vater erstaunte, und freute sich herzlich über die Rückkehr seines Sohnes zur Tugend.

3. Man kann recht viele und gute Kenntnisse haben, aber dabei leichtsinnig und nicht gut seyn; ist man dann das, was man seyn soll, wenn unser Herz nicht fromm und tugendhaft ist? Glücklich der Mensch, der mit einem gebildeten Verstande ein gefühlvolles, religiöses, tugendhaftes Herz zu verbinden sucht. Nicht das Wissen, sondern das Thun ist besonders in der Religion die Hauptsache.

Ein Mädchen, wir wollen sie Christine nennen, das in Berlin Stiefältern hatte, und in Potsdam bei einem Anverwandten erzogen wurde, hatte bei sehr vielem Verstande ein

zwar nicht ganz verdorbenes, aber doch sehr flatterhaftes und leichtsinniges Herz. Daher kam es, daß sie den Unterricht in der Religion, den sie in den Vorbereitungsstunden zur ersten Communion erhielt, zwar leicht faßte, und auch Alles schön und rührend wieder vorzutragen wußte, ihr Herz aber dabei ungerührt und ungebessert blieb. Sie hielt es für hinlänglich, die Lehrsätze der Religion blos zu wissen, und dachte sich keinen andern Zweck des Unterrichts in derselben, als sie zu wissen. Sie ließ sich daher noch oft durch ihren Leichtsinn zu auffallenden Fehlern verleiten. Umsonst ermunterten sie ihre Pflege-Aeltern zu einem ordentlichen und rechtschaffenen Betragen. Ihr Leichtsinn schlug alle Ermahnungen in den Wind, und sie ging von der ersten Communion eben so ungebessert weg, als sie hingegangen war. Hierauf schickten die Verwandten das Mädchen wieder nach Berlin zurück, wo sie nach einiger Zeit mit ihren Stiefältern wieder zur Beichte ging. Und hier war es, wo ihr leichtsinniges Herz einen Eindruck erhielt, der auf ihr ganzes Leben den wohlthätigsten Einfluß hatte. Der Prediger, der verstorbene Oberconsistorialrath Spalding, fragte die anwesenden Beichtenden, ob nicht Jemand ein Gebet im Namen Aller sprechen wolle? Hierauf trat Christine hervor, und betete den 9ten und 10ten Vers aus dem Liede: Ich preise dich, o Herr, mein Heil, — welche so lauten:

Ich fühle, Herr, voll Reu' und Schmerz
Die Last von meinen Sünden.
Laß mein vor Dir gebeugtes Herz
Den großen Trost empfinden,
Daß Du aus großer Vaterhuld,
Auch mir Vergebung meiner Schuld
Auf Bess'rung hast erworben!

Der Trost, den mir Dein Tod verschafft,
Werd' ewig mir zum Segen!
Er stärke mich mit neuer Kraft
Auf allen meinen Wegen,
Das treu zu thun, was Dir gefällt,
Und alle Furcht und Lust der Welt
Standhaft zu überwinden!

Dieſes ſchöne und paſſende Gebet ſprach das Mädchen laut, langſam und mit ſo viel Nachdruck, daß der Prediger ſelbſt bis zu Thränen dadurch gerührt wurde. Aber das Herz des leichtſinnigen Mädchens nahm an demſelben durchaus keinen Antheil, und es fiel ihr nicht ein, daß der Prediger durch ihr Gebet ſo gerührt ſeyn könne, bis er, als die Uebrigen fortgegangen waren, ſie da bleiben hieß, und fragte, wer ſie ſo ſchön beten gelehrt habe? Sie ſagte, daß ſie es bei dem Unterrichte zur erſten Communion gelernt habe; und nun ermahnte er ſie ſehr dringend, mit dem Wiſſen auch das Thun zu verbinden, und ihren Lebenswandel nach den Vorſchriften des Chriſtenthums, die ſie ſo gut gefaßt habe, einzurichten. Das Mädchen ſah die herzliche, gutmeinende Miene des Predigers, ſah die Thränen in ſeinen Augen, hörte die freundſchaftliche, liebevolle Warnung deſſelben. Alles dieſes kam ihr ſo unerwartet, und war ihr ſo feierlich, daß ſie ſich im Innerſten erſchüttert fühlte. „Ja, ſelig iſt, wer nach Jeſu Lehre thut!“ — ſo ſprach ihr Herz dem redlichen Prediger nach. Thränen zeigten, wie ſehr ſie ihre vorige Verkehrtheit und ihren Leichtſinn bereute. Sie faßte von Stund' an den Entſchluß, ſich zu ändern, und eine Chriſtin nicht bloß nach dem Bekenntniſſe, ſondern auch in der That zu werden. Und dieſer Entſchluß, ſo ſchnell er gefaßt war, wurde doch eben ſo ſtandhaft ausgeführt. Nach einiger Zeit ſchrieb ſie an ihre vorigen Pflegeältern, und den Geiſtlichen in Potsdam, der ſie ſo oft und ſo herzlich zur Aenderung ihres Lebens ermahnt hatte; ſie geſtand ihnen den Leichtſinn, mit dem ſie vorher alle ihre Lehren und Ermahnungen gleichgültig beachtet, wohl gar verachtet habe, und ſagte, daß ſie jetzt erſt fühle, wie gut ſie es mit ihr gemeint hätten, und wie die Religion Jeſu, wenn ſie nicht bloß Gedächtnißſache iſt, ſondern das Gemüth ergreift, das Herz beſſert und das Leben veredelt, ſo ruhig und ſelig mache.

Möchte doch jedes Kind ſich angelegen ſeyn laſſen, in der ſchönen Zeit der Jugend Gottes Gnade nicht zu verſäumen; ſondern durch das aufmerkſame Anhören der Lehren der Religion Jeſu, und aller guten Ermahnungen, und durch das

Nachdenken darüber und das Zuhergenehmen derselben den Grund zu seiner Besserung, zu allem zeitlichen und ewigen Glücke legen! Möchte jedes Kind ganz besonders die gefährliche jugendliche Flatterhaftigkeit und allen Leichtsinn fliehen!—

4. Peter Viktor Baron von Besenval wurde zu Solothurn geboren, und stammte aus einer altadelichen Familie aus Savoyen. In seinem neunten Jahre trat er in die Schweizergarde, machte in seinem dreizehnten den ersten Feldzug, und den zweiten als Adjutant des Marschals Broglio in Böhmen. Er hatte einen großen Fehler an sich, welchen er selbst erkannte, und obwohl er sonst ein tapferer Krieger war, denselben doch fast nicht bezwingen konnte. Besenval war sehr jähzornig, und ließ sich oft von dieser raschen Gemüthsart zu Unbilligkeiten verführen, welche sein gutes Herz jedesmal so schwer bereute.

Er hatte von seinem verstorbenen Vater einen alten Diener geerbt, der ihn noch als Knabe auf seinen Armen getragen, und oft dem jungen, unerfahrnen Krieger mit Rath und That an die Hand ging. Besenval behandelte diesen daher nicht wie einen Diener, sondern sorgte dafür, daß es dem achtzigjährigen, biedern Greise an gar nichts mangle. Besenval hatte einst einen sehr seltenen Blumenstock aus Holland bekommen, den er seiner Königin, jener in Frankreich, zu verehren gedachte. Blanchard, der alte Diener, allein durfte ihn berühren. Er nahm sich der Blumen mit gewohntem Eifer und aller Sorgfalt an, und ergriff einst mit zitternden Händen die Vase, um sie nach seinem Zimmer zu tragen. Aber diese war für eine solche Last schon zu schwach, — der Topf voll seltener Blumen fiel aus seinen Armen auf die Erde. Die Vase war zerbrochen, die schönen Blumen zerknickt. Besenval, von seiner ungestümmen Gemüthsart befallen, überhäufte den Greis mit den bittersten Vorwürfen, und es fehlte nicht viel, so hätte er ihn thätlich mißhandelt. Allein bald bereute er seine Heftigkeit. Er schickte jemanden nach Blanchards Zimmer. Man brachte ihm die Antwort, daß der alte Greis krank sey, und im Bette liege. Am nächsten Morgen näherte sich ihm Blanchard und bat mit Thränen um seinen Abschied. Aber

und seinem Herrn treulos Thränen in die Augen. Schlechter, als je, ich er die Bundesgenossen ein, welche er diesem Schlusse seines ganzen Lebens, wenn den Alten mit Mühsam, und sagte in einem unendlich gütigen Tone, daß er sicher selbst das Hand anlegen und ihm, dem Alten, wenden wolle, ehe er ihn von sich lasse. Diese stille Handlung gegen gegen den grimmigen Hasser und Feind und Zweifel, und ist eine ernstliche Aufforderung an alle Kinder, ihre Eltern, besonders ein gewiß gebrechlich, mit behutsamer Sorgfalt gegen seine Dienstboten, ganz abgelegen, und mit Liebe und Sanftmuth allen Mühsam zu begegnen.

5. Es gefällt sicher sehr oft, daß Kinder ihre Eltern bedauern. Aber es kann ihnen auch nicht verübelt, und Gott segnet sie nicht, wenn sie nicht die Ursache, den Unbarmherzigen erkennen, besonders und mit wenger Liebe und Treue wieder denen Eltern gegenüber sind, so selbst die Züchtigung der Eltern bewirken.

Kaiser, Graf von Herr [illegible]. Lehre immer Gott Gerechtigkeit üben, daß er dem auch im Schweißen der Regierung seinen Segen schenke. Gott, unser Vater, — sage er zu ihm, — die Herrschaft, denn ich auch selbst bekenne, als den größten Schatz meiner sterblichen Seele und Ihre Hoheit an: aber bitte dich, daß du mir seine Weisheit schenken mögest, die meine Seele zu empfehlen. Dadurch, daß ich der meine Hand übertrage, werde ich doch zum Vater aller deiner Unterthanen. Aber mache du Herrn dein, und deine Macht zu nichts anderem gebrauchen, als zum Schutz der Unterthanen, zum Schutze der Unschuld, zur Belohnung des Guten. Deinem Vorbild mache du den allgemeinen Weise zum Guten bringen, ein Muster und Vorbild aller Tugenden der Unterthanen sein, und allen denen, welche dir gehorsam Treue geben, daß du durch Wohlthat eher zu ihr, als durch die Gerechtigkeit, über sie erhalten hast. Und sind deine Völkchen, deinem Gebot Freiheit du sie reichlicher, so werden sie dich mehr und mehr Seele schonen, allhaben und Mühe gegen dich eben so bereitet sein, als ich dich jetzt liebe und der Gerechtigkeit werde.

Wer würde nicht glauben, daß Gottfried diese liebevolle Ermahnung seines Vaters zu Herzen genommen, und darnach gelebt hätte! Allein, dies geschah nicht. Fulco begab sich in ein Kloster, um die letzten Tage seines Lebens mit Andachtsübungen zuzubringen. Gottfried aber vergaß bald des väterlichen Rathes, belegte seine Unterthanen mit drückenden Auflagen, und behandelte sie mit der abscheulichsten Grausamkeit. Ihre Klagen drangen endlich bis an die Mauren des Klosters, wo Fulco lebte. Sogleich verließ der ehrwürdige Greis seine Einsamkeit, versammelte sein Volk um sich, und versprach ihm, zu seiner Befreiung noch alle seine Kräfte zu verwenden. Kaum erhielt Gottfried Nachricht von dem Schritte seines Vaters, so erkannte er sein Vergehen, bereute dasselbe, ging ihm entgegen, warf sich ihm zu Füßen, und flehte um seine Gnade. Fulco war nicht Herr über die ersten Aufwallungen seines gerechten Zorns. Grimmig setzte er den Fuß auf den Rücken seines Sohnes, und sagte: „Vergehen möchte ich, daß ich gezwungen bin, dich diese Demüthigung erfahren zu lassen, Unwürdiger!“ — „O mein Vater, versetzte Gottfried, nicht diese Demüthigung und Strafe zu empfangen, aber sie zu verdienen, dies durchschneidet mein Herz. Ein jeder Andere, als Sie, müßte mir mit seinem Leben für diese Lehre bezahlen; da ich sie aber von Ihnen erhalte, so bessert sie mich auf immer.“ — Fulco erwiederte: „Deine Unterwerfung und dein Versprechen für die Zukunft entwaffnen meinen väterlichen Zorn. Sey nun ferner wieder Regent; allein vergiß nicht, künftig weise, dankbar, menschenfreundlich zu handeln. O mein Sohn! es ist dein Vater, der dich darum bittet und beschwört!“ Gottfried hielt, was er versprach. Das Glück seiner Unterthanen war von nun an sein höchster Wunsch, und dieses zu befördern seine einzige Beschäftigung, dadurch machte er sich ihrer Liebe und Achtung und seines Vaters Zärtlichkeit wieder würdig.

6. Beleidigungen führen oft traurige Folgen mit sich, welche der Beleidiger aufzuheben, oder wieder gut zu machen schuldig ist. Kränket doch kein Menschenherz, liebe Kinder; sie empfinden oft sehr tief, und die Folgen sind un-

glücklich; habet ihr aber so etwas gethan, o so erkennt den Fehler, bereuet ihn, und suchet ihn wieder gut zu machen auf alle Art.

Ein Prinz hatte einen alten Diener, Namens Frank, der ihn seit seiner Kindheit umgab. Er hatte besonders die Aufsicht über den Kleidervorrath. Obwohl der Prinz noch sehr jung war, so war er doch schon sehr eigensinnig in der Wahl seiner Kleidung, und eben so launig in seinem Geschmacke; was er wünschte, mußte sogleich geschehen, und bei der geringsten Verzögerung, bei dem geringsten Widerspruche gerieth er leicht in Zorn. Der alte Frank hatte aber eine unermüdliche Geduld, und vor allem eine herzliche Fröhlichkeit, die den Prinzen oft wieder beruhigte, wenn er aufgebracht war. So gewann der alte, treue Diener allmählig viel Einfluß auf den Prinzen, und er machte diesem zuweilen Vorstellungen, die er so geschickt anzubringen wußte, und die so viel zärtliche Zuneigung bewiesen, daß der Prinz ihm Recht geben mußte, und den verständigen Rath des alten erfahrenen Mannes oft befolgte. So wurde der gutmeinende Alte immer dreister, und er glaubte allmählig ein vollkommenes Recht zu haben, seinen Rath zu ertheilen, wie es bei alten Dienern leicht geschieht, die sich oft ein Ansehen über die Kinder ihrer Herrschaft geben, als ob sie zur Familie gehörten. Oft aber fand sich der junge Prinz, zugleich auch stolz und voll Eigenliebe, bei des Alten Tadel beleidigt, ja dessen strenger Ton wurde ihm nach und nach unerträglich. Der alte Diener tadelte hin und wieder, was nicht hätte geschehen sollen, in Gegenwart fremder Personen; denn er sah ja in dem Prinzen immer noch das Kind, das er so oft auf seinen Armen getragen und treulich bewacht hatte, und hielt sich verpflichtet, auch etwas zur Erziehung seines lieben Pfleglings beizutragen.

Der Prinz wurde älter, auch sein Stolz nahm zu, den besonders schmeichelnde Höflinge in ihm groß zogen. Auch der alte Frank hatte immer mehr darunter zu leiden. Eines Tages, als der Prinz mit seinem Hofmeister ausfahren wollte, brachte ihm Frank aus Versehen in der Eile, statt des gewünschten glänzenden Anzugs, ein einfaches Kleid. Zu bes-

tigem Zorne sprach mit Härte und Unüberlegtheit der Prinz; «Euere Dienste sind mir lästig und verdrießlich!» — «Mein Prinz, ich muß das als einen Befehl ansehen, sie sogleich aufhören zu lassen,» entgegnete Frank mit dem Tone tief bewegten Gefühles, und verbeugte sich. Bald verließ er das Schloß, und begab sich in ein benachbartes Dorf, wo sein Bruder, ein ehmaliger Officier, wohnte, den seine Wunden zum Dienste untauglich gemacht hatten.

Franks Nachfolger war ein junger, geschmeidiger Bursche, der immer that, was seinem Herrn am besten gefiel, und ihm daher sehr angenehm war. Es verfloß einige Zeit, in welcher der Prinz bisweilen der redlichen Ergebenheit seines alten Dieners sich erinnerte. Täglich ritt er, um sich zu stärken, mit seinem Hofmeister aus, der diese Gelegenheit benützte, ihn auch mit der Betriebsamkeit des Landvolkes bekannt zu machen. An einem schönen Frühlingsmorgen sahen sie vor der Thüre eines kleinen Hauses einen alten Mann in einem großen Lehnstuhle schlafen, den eine junge Frau und zwei hübsche Kinder sanft fortschoben. Aufmerksam betrachtete der Prinz den alten Mann, und glaubte in ihm seinen ehmaligen alten Diener zu erkennen. Er stieg sogleich ab, und fragte, ob er den alten Frank sähe? — «Ja er ist's, antwortete die junge Frau; vor 6 Monaten hat ihn der Schlag gerührt, und wir bringen ihn an die Sonne, um seine gelähmten Glieder zu erquicken.»

«Was war die Ursache seiner traurigen Lage?» — fragte der Hofmeister.

«Ein schwerer Kummer, den er nicht ertragen konnte,» antwortete sie.

«Und was für ein Kummer?» fragte der Prinz lebhaft.

«Er war Kammerdiener unsers Kronprinzen, sprach die Frau, — und hat den Dienst aufgegeben, ohne uns je die Ursache zu sagen. Vergebens hoffte er, sich unter seinen Verwandten an die Trennung von dem Prinzen zu gewöhnen, den er von Jugend auf gepflegt hatte, und dem er so treu ergeben diente. Er wollte es uns nie gestehen; aber wir zweifeln nie daran, wenn wir ihn in unruhigem Schlafe den Namen

des Prinzen mit einem schmerzlichen Tone aussprechen hören.» — In dem Augenblicke glaubte der kranke Alte, beim Prinzen zu seyn, und sprach mit wehmüthiger, zitternder Stimme: «Und Sie können mir sagen: Euere Dienste sind mir lästig und verdrießlich? O das thut wehe!»

Den Prinz erblaßte und seine Augen füllten sich mit Thränen. Er entfernte sich mit seinem Hofmeister, der die junge Frau tröstete, der Kronprinz werde heute noch alles erfahren und gewiß gut machen.

«Ach gut machen!» fiel ihm die junge Frau ein. «Kann er meinem unglücklichen Oheim den Gebrauch seiner gelähmten Glieder wieder geben? Kann er wohl seinen ältesten Bruder wieder ins Leben rufen, der vor Kummer starb, als er den armen Mann in solchem Zustande sehen mußte? oder kann er seine zahlreichen Angehörigen für den Verlust trösten, den sie schon erlitten, und der ihnen erst noch drohet? Unsere beiden Oheime haben Vaterstelle an uns vertreten, sie ernährten uns mit ihrem Gehalte. O wir sind unglücklich!»

Der Hofmeister sprach ihr Muth ein, er las die lebhafteste Reue und Erschütterung auf dem Gesichte des Prinzen; er bat die Frau, alles für den Kranken zu thun, indem der Prinz die Leiden, die er verursacht, lindern werde.

Sobald der Prinz in das Schloß zurückgekehrt war, meldete er seinem alten Diener, daß auf seine Bitte der König die Verdoppelung des Gnadengehalts verfügt hätte, den Franks Nichte und ihre Kinder 10 Jahre nach seinem Tode noch genießen sollten. Er bat ihn, sich in sein Schicksal zu ergeben, um sein Leben zu fristen, und versprach ihn zu besuchen. Auf diese Weise hatte der Prinz doch einigermaßen seinen Fehler wieder gut gemacht.

Einige Tage nachher begab sich der Prinz wirklich in Franks schlichte Wohnung. Die Nichte des Kranken war nicht wenig bestürzt, als sie den Prinzen erkannte. Er beruhigte sie, und ließ sich mit aller Vorsicht, die der schwache Zustand des Greisen nothwendig machte, zu dem würdigen Freunde seiner Kindheit führen. Der alte Mann bebte vor Freude, als er ihn sah, und vergebens suchte er auszusprechen, wie

glücklich ihn dieſes Wiederſehen mache. Als der Prinz, der ſelbſt im Innerſten bewegt war, ihm die Hand drückte, ſchien der Kranke wieder zum Gebrauche ſeiner Glieder zu gelangen; aber die Erſchütterung, die Freude war ſo heftig, daß Frank in den Armen des Prinzen — ſanft verſchied.

Der Prinz, von Schmerz tief ergriffen, wurde vom Hofmeiſter aus der Wohnung der trauernden Familie geführt. Er gelobte, dieſe nie zu verlaſſen, und unterſtützte ſie immer mit fürſtlicher Milde. Bei dem ſchmerzlichen Anblicke ſeines Dieners, den ein unüberlegtes Wort ſo unglücklich gemacht hatte, und der treu bis in den Tod war, und den nur die zu große Freude des Wiederſehens tödtete, erkannte er, mit welcher zärtlichen Zuneigung der wackere Mann an ihm gehangen hatte. Ja er fühlte, wie viel der treue Diener ſeit der Trennung unverſchuldet gelitten haben mußte, und die ſchöne Thräne der Reue rollte über ſeine Wangen.

So viele Leiden bereitete einer ganzen Familie eine einzige unüberlegte Rede. Kinder, noch einmal bitte ich euch, thut keinem Herzen wehe.

7. Eines der edelſten Geſchäfte hienieden iſt, nach allen Kräften zur Beſſerung Anderer beizutragen. Es iſt dies die heilige Pflicht eines Jeden; doch muß es mit Sanftmuth, Vorſicht, Beſcheidenheit, auf religiöſe Art geſchehen, und durch liebreiche Vorſtellungen, Ermahnungen, Bitten und edle Thaten bewirkt worden. Man macht ſich nicht nur um diejenigen verdient, deren Leben man verbeſſert; ſondern auch um jene, die mit ſolchen verbeſſerten Menſchen in näherer Verbindung ſtehen; man wird theilhaftig alles des Guten, das die durch uns gebeſſerten Menſchen ſtiften, und das Bewußtſeyn, einen Menſchen gebeſſert zu haben, verſüßt unſere Lebenstage, bereitet uns einen ſanften Tod, und gibt uns das Wohlgefallen Gottes und die Erwartung ſeiner reichen Belohnung. Darum habet euere Freude daran, nach allen Kräften an der ſittlichen Verbeſſerung euerer Mitmenſchen zu arbeiten.

Martini, ein ausgezeichnet ſittlicher Jüngling, der nachher praktiſcher Arzt zu Berlin wurde, wählte unter ſeinen

Schulfreunden eine kleine Zahl aus, mit welchen er eine Gesellschaft errichtete, deren Hauptzweck auf die Verbesserung des Herzens und der Sitten ging. Sie nannten sich die Gesellschaft der Verschwiegenen, weil von Allem, was in ihren Zusammenkünften vorgelesen und gesprochen wurde, nichts außer derselben bekannt werden durfte. Es war eines der ersten Gesetze, sich sowohl ihre eigene, als die an andern bemerkten Fehler, entweder zu sagen oder vorzulesen, und darüber zu ihrer Selbstbesserung nützliche Betrachtungen anzustellen und Vorschläge zu machen. Darum wurde die Verschwiegenheit auch zu der ersten Regel dieser kleinen jugendlichen Gesellschaft gemacht, die sich lange in der größten Eintracht erhalten hat.

Wie sehr wäre zu wünschen, daß alle Kinder unter sich solche Vereine zu ihrer Verbesserung stifteten! Gewiß würden sie dann manche Stunde weit nützlicher, als durch Spielwerk, zubringen.

8. Daniel Weber hatte sich der Profession seines Vaters, der in Zürich ein Zinngießer war, gewidmet, und war in den Gesellenstand erhoben worden. Bis dahin war er noch wenig unter fremde Burschen gekommen, und hatte eigentlich bisher weder Welt noch Menschen gesehen und erfahren. Lange verstand er die schlüpfrigen Reden nicht, die er jetzt auf der Herberge so oft hören mußte. Zum Spiel konnte er nicht verführt werden, weil ihm unglückliche Folgen desselben in der eigenen Familie stets vor Augen schwebten, und es ihm langweilig war. Er warf dann etwa, um nicht beschimpft zu werden, ein Stück Geld zum Verspielen hin, saß in einer Ecke, um zu lesen, und ging nur auf die Herberge, wenn er mußte. Er zog sich zurück und besuchte mit einem vertrauten Freunde, der ein Mediciner war, am Sonntage das Spital und andere Krankenhäuser. Die Tissotischen Schriften, die damals neu heraus kamen, erweckten in ihm den lebendigen Entschluß, seine Altersgenossen, wenigstens die Würdigern, aus den Gefahren zu retten, die sie umringten. Er beschloß, so viel als möglich junge Handwerker in eine sonntägliche Gesellschaft zu vereinigen, sie von Spiel- und Wirthshäusern ab-

zuhalten, und an anständige Unterhaltung über mannigfaltige Gegenstände zu gewöhnen. Fürs erste sprach er mit Jedem einzeln, um seine Gesinnungen über die gute Absicht zu vernehmen, und in kurzer Zeit hatte er die Freude, achtzehn Rekruten, fremde und einheimische, gemacht zu haben. Daniel unterhielt anfänglich die Gesellschaft allein mit Auszügen aus Lebensbeschreibungen und aus den vaterländischen Geschichten, mit Erzählungen älterer und neuerer Begebenheiten, die auf züricherische Sitten, Denkungs- und Lebensart wesentlichen Einfluß hatten. Allmählig lernten und bemüheten sich die Andern, selbst Auszüge aus guten Büchern, die ihnen Daniel zur Unterhaltung in Zwischenstunden verschaffte, und eigene Aufsätze zu machen, so daß später Daniel nur dann vorlas, wenn die Mitglieder etwas auszuarbeiten gehindert wurden. Nach beendigten Vorlesungen und darüber gemachten Bemerkungen ward jedesmal eine freiwillige Steuer erhoben, und aus dem Gesammelten eine Armenkasse gebildet. Da die Theurung und Verdienstlosigkeit anfing auf das höchste zu steigen, so ward Daniel, der, wie viele Andere, Mangel an Arbeit, aber unter Allen am meisten Bekanntschaft auf dem Lande hatte, beauftragt, dem größten Mangel und der würdigsten Armuth nachzuspüren. Die auf seinen ländlichen Ausflügen gemachten Entdeckungen theilte er bei der nächsten Sonntags-Versammlung mit; dann wurden unter reifer Erwägung und Vergleichung der Umstände die Wohlthaten bestimmt und nachher in bescheidener Stille übersandt. Nebst dem Guten, das da gestiftet, und der wichtigen, nützlichen Unterhaltung, die dadurch der Gesellschaft gewährt wurde, hatte diese wohlthätige Neigung noch dies zur Folge, daß, wenn nachher bei bessern Zeiten Daniel bald mit mehrern, bald mit wenigern seiner jungen Freunde auf das Land lustwandelte, Pfarrer und Landleute sich beeiferten, ihnen freundschaftlich zu begegnen, wobei dann doch die jungen Leute etwas empfanden, das nach ihrem eigenen Geständniß das Vergnügen weit übertraf, welches ihnen ihr Geld in einem rauschenden Zirkel gewährt hätte. Daniel Weber wußte also, bei dem eigenen Streben nach sittlicher Verbesserung, auch seine jungen Freunde zum Guten anzu-

auch seinem Herrn traten Thränen in die Augen. Lebhafter, als je, sah er die Verbindlichkeiten ein, welche er diesem Erbstücke seines guten Vaters schuldig war, umarmte den Alten mit Rührung, und sagte in einem unendlich gütigen Tone, daß er lieber selbst das Haus verlassen und ihm, dem älteren, weichen wolle, ehe er ihn von sich ließe. Diese schöne Handlung zeigt gewiß dem gefühlvollen Herzen viel Edles und Zartes, und ist eine ernstliche Aufforderung an alle Kinder, ihre Fehler, besonders ein gewisses gebieterisches, oft beleidigendes Benehmen gegen arme Dienstboten, ganz abzulegen, und mit Liebe und Sanftmuth allen Menschen zu begegnen.

5. Es geschieht leider sehr oft, daß Kinder ihre Aeltern beleidigen. Aber es kann ihnen dann auch nicht wohlergehen, und Gott segnet sie nicht, wenn sie nicht ihr Unrecht, ihre Undankbarkeit erkennen, bereuen, und mit inniger Liebe und Treue wieder ihren Aeltern zugethan sind, ja selbst die Züchtigung der Aeltern demüthig annehmen.

Fulco, Graf von Ajou (Aschu), liebte seinen Sohn Gottfried so sehr, daß er ihm noch bei Lebzeiten die Regierung seines Landes abtrat. „Sieh, mein Sohn, — sagte er zu ihm, — die Herrschaft, derer ich mich selbst beraube, als den größten Beweis meiner väterlichen Liebe und Zärtlichkeit an; aber hüte dich, daß du mir keine Ursache darbietest, dir meine Liebe zu entziehen. Dadurch, daß ich dir mein Reich übertrage, mache ich dich zum Vater aller deiner Unterthanen. Allen mußt du Gutes thun, und deine Macht zu nichts anderm gebrauchen, als zum Wohle der Unterthanen, zum Schutze der Unschuld, zur Bestrafung des Lasters. Deinen Vortheil mußt du dem allgemeinen Besten zum Opfer bringen, ein Muster und Vorbild aller Tugenden den Unterthanen seyn, und allen denen, welche dir gehorchen, Beweise geben, daß du durch Weisheit eben so sehr, als durch die Geburt, über sie erhaben bist. Dies sind deine Pflichten, theuerster Sohn! Solltest du sie verletzen; so würde ich dich nicht mehr als meinen Sohn erkennen, alsdann aus Pflicht gegen dich eben so strenge seyn, als ich dich jetzt liebe und dir Gutes erweise.“

Wer würde nicht glauben, daß Gottfried diese liebevolle Ermahnung seines Vaters zu Herzen genommen, und darnach gelebt hätte! Allein, dies geschah nicht. Fulco begab sich in ein Kloster, um die letzten Tage seines Lebens mit Andachtsübungen zuzubringen. Gottfried aber vergaß bald des väterlichen Rathes, belegte seine Unterthanen mit drückenden Auflagen, und behandelte sie mit der abscheulichsten Grausamkeit. Ihre Klagen drangen endlich bis an die Mauren des Klosters, wo Fulco lebte. Sogleich verließ der ehrwürdige Greis seine Einsamkeit, versammelte sein Volk um sich, und versprach ihm, zu seiner Befreiung noch alle seine Kräfte zu verwenden. Kaum erhielt Gottfried Nachricht von dem Schritte seines Vaters, so erkannte er sein Vergehen, bereute dasselbe, ging ihm entgegen, warf sich ihm zu Füßen, und flehte um seine Gnade. Fulco war nicht Herr über die ersten Aufwallungen seines gerechten Zorns. Grimmig setzte er den Fuß auf den Rücken seines Sohnes, und sagte: „Vergehen möchte ich, daß ich gezwungen bin, dich diese Demüthigung erfahren zu lassen, Unwürdiger!“ — „O mein Vater, versetzte Gottfried, nicht diese Demüthigung und Strafe zu empfangen, aber sie zu verdienen, dies durchschneidet mein Herz. Ein jeder Andere, als Sie, müßte mir mit seinem Leben für diese Lehre bezahlen; da ich sie aber von Ihnen erhalte, so bessert sie mich auf immer.“ — Fulco erwiederte: „Deine Unterwerfung und dein Versprechen für die Zukunft entwaffnen meinen väterlichen Zorn. Sey nun ferner wieder Regent; allein vergiß nicht, künftig weise, dankbar, menschenfreundlich zu handeln. O mein Sohn! es ist dein Vater, der dich darum bittet und beschwört!“ Gottfried hielt, was er versprach. Das Glück seiner Unterthanen war von nun an sein höchster Wunsch, und dieses zu befördern seine einzige Beschäftigung, dadurch machte er sich ihrer Liebe und Achtung und seines Vaters Zärtlichkeit wieder würdig.

6. Beleidigungen führen oft traurige Folgen mit sich, welche der Beleidiger aufzuheben, oder wieder gut zu machen schuldig ist. Kränket doch kein Menschenherz, liebe Kinder; sie empfinden oft sehr tief, und die Folgen sind un-

glücklich; habet ihr aber so etwas gethan, o so erkennt den Fehler, bereuet ihn, und suchet ihn wieder gut zu machen auf alle Art.

Ein Prinz hatte einen alten Diener, Namens Frank, der ihn seit seiner Kindheit umgab. Er hatte besonders die Aufsicht über den Kleidervorrath. Obwohl der Prinz noch sehr jung war, so war er doch schon sehr eigensinnig in der Wahl seiner Kleidung, und eben so launig in seinem Geschmacke; was er wünschte, mußte sogleich geschehen, und bei der geringsten Verzögerung, bei dem geringsten Widerspruche gerieth er leicht in Zorn. Der alte Frank hatte aber eine unermüdliche Geduld, und vor allem eine herzliche Fröhlichkeit, die den Prinzen oft wieder beruhigte, wenn er aufgebracht war. So gewann der alte, treue Diener allmählig viel Einfluß auf den Prinzen, und er machte diesem zuweilen Vorstellungen, die er so geschickt anzubringen wußte, und die so viel zärtliche Zuneigung bewiesen, daß der Prinz ihm Recht geben mußte, und den verständigen Rath des alten erfahrenen Mannes oft befolgte. So wurde der gutmeinende Alte immer dreister, und er glaubte allmählig ein vollkommenes Recht zu haben, seinen Rath zu ertheilen, wie es bei alten Dienern leicht geschieht, die sich oft ein Ansehen über die Kinder ihrer Herrschaft geben, als ob sie zur Familie gehörten. Oft aber fand sich der junge Prinz, zugleich auch stolz und voll Eigenliebe, bei des Alten Tadel beleidigt, ja dessen strenger Ton wurde ihm nach und nach unerträglich. Der alte Diener tadelte hin und wieder, was nicht hätte geschehen sollen, in Gegenwart fremder Personen; denn er sah ja in dem Prinzen immer noch das Kind, das er so oft auf seinen Armen getragen und treulich bewacht hatte, und hielt sich verpflichtet, auch etwas zur Erziehung seines lieben Pfleglings beizutragen.

Der Prinz wurde älter, auch sein Stolz nahm zu, den besonders schmeichelnde Höflinge in ihm groß zogen. Auch der alte Frank hatte immer mehr darunter zu leiden. Eines Tages, als der Prinz mit seinem Hofmeister ausfahren wollte, brachte ihm Frank aus Versehen in der Eile, statt des gewünschten glänzenden Anzugs, ein einfaches Kleid. In hef-

tigem Zorne sprach mit Härte und Unüberlegtheit der Prinz: «Euere Dienste sind mir lästig und verdrießlich!» — «Mein Prinz, ich muß das als einen Befehl ansehen, sie sogleich aufhören zu lassen,» entgegnete Frank mit dem Tone tief bewegten Gefühles, und verbeugte sich. Bald verließ er das Schloß, und begab sich in ein benachbartes Dorf, wo sein Bruder, ein ehmaliger Officier, wohnte, den seine Wunden zum Dienste untauglich gemacht hatten.

Franks Nachfolger war ein junger, geschmeidiger Bursche, der immer that, was seinem Herrn am besten gefiel, und ihm daher sehr angenehm war. Es verfloß einige Zeit, in welcher der Prinz bisweilen der redlichen Ergebenheit seines alten Dieners sich erinnerte. Täglich ritt er, um sich zu stärken, mit seinem Hofmeister aus, der diese Gelegenheit benützte, ihn auch mit der Betriebsamkeit des Landvolkes bekannt zu machen. An einem schönen Frühlingsmorgen sahen sie vor der Thüre eines kleinen Hauses einen alten Mann in einem großen Lehnstuhle schlafen, den eine junge Frau und zwei hübsche Kinder sanft fortschoben. Aufmerksam betrachtete der Prinz den alten Mann, und glaubte in ihm seinen ehmaligen alten Diener zu erkennen. Er stieg sogleich ab, und fragte, ob er den alten Frank sähe? — «Ja er ist's, antwortete die junge Frau; vor 6 Monaten hat ihn der Schlag gerührt, und wir bringen ihn an die Sonne, um seine gelähmten Glieder zu erquicken.»

«Was war die Ursache seiner traurigen Lage?» — fragte der Hofmeister.

«Ein schwerer Kummer, den er nicht ertragen konnte,» antwortete sie.

«Und was für ein Kummer?» fragte der Prinz lebhaft.

«Er war Kammerdiener unsers Kronprinzen, sprach die Frau, — und hat den Dienst aufgegeben, ohne uns je die Ursache zu sagen. Vergebens hoffte er, sich unter seinen Verwandten an die Trennung von dem Prinzen zu gewöhnen, den er von Jugend auf gepflegt hatte, und dem er so treu ergeben diente. Er wollte es uns nie gestehen; aber wir zweifeln nie daran, wenn wir ihn in unruhigem Schlafe den Namen

des Prinzen mit einem schmerzlichen Tone aussprechen hören.» — In dem Augenblicke glaubte der kranke Alte, beim Prinzen zu seyn, und sprach mit wehmüthiger, zitternder Stimme: «Und Sie können mir sagen: Euere Dienste sind mir lästig und verdrießlich? O das thut wehe!»

Den Prinz erblaßte und seine Augen füllten sich mit Thränen. Er entfernte sich mit seinem Hofmeister, der die junge Frau tröstete, der Kronprinz werde heute noch alles erfahren und gewiß gut machen.

«Ach gut machen!» fiel ihm die junge Frau ein. «Kann er meinem unglücklichen Oheim den Gebrauch seiner gelähmten Glieder wieder geben? Kann er wohl seinen ältesten Bruder wieder ins Leben rufen, der vor Kummer starb, als er den armen Mann in solchem Zustande sehen mußte? oder kann er seine zahlreichen Angehörigen für den Verlust trösten, den sie schon erlitten, und der ihnen erst noch drohet? Unsere beiden Oheime haben Vaterstelle an uns vertreten, sie ernährten uns mit ihrem Gehalte. O wir sind unglücklich!»

Der Hofmeister sprach ihr Muth ein, er las die lebhafteste Reue und Erschütterung auf dem Gesichte des Prinzen; er bat die Frau, alles für den Kranken zu thun, indem der Prinz die Leiden, die er verursacht, lindern werde.

Sobald der Prinz in das Schloß zurückgekehrt war, meldete er seinem alten Diener, daß auf seine Bitte der König die Verdoppelung des Gnadengehalts verfügt hätte, den Franks Nichte und ihre Kinder 10 Jahre nach seinem Tode noch genießen sollten. Er bat ihn, sich in sein Schicksal zu ergeben, um sein Leben zu fristen, und versprach ihn zu besuchen. Auf diese Weise hatte der Prinz doch einigermaßen seinen Fehler wieder gut gemacht.

Einige Tage nachher begab sich der Prinz wirklich in Franks schlichte Wohnung. Die Nichte des Kranken war nicht wenig bestürzt, als sie den Prinzen erkannte. Er beruhigte sie, und ließ sich mit aller Vorsicht, die der schwache Zustand des Greisen nothwendig machte, zu dem würdigen Freunde seiner Kindheit führen. Der alte Mann bebte vor Freude, als er ihn sah, und vergebens suchte er auszusprechen, wie

glücklich ihn dieses Wiedersehen mache. Als der Prinz, der selbst im Innersten bewegt war, ihm die Hand drückte, schien der Kranke wieder zum Gebrauche seiner Glieder zu gelangen; aber die Erschütterung, die Freude war so heftig, daß Frank in den Armen des Prinzen — sanft verschied.

Der Prinz, von Schmerz tief ergriffen, wurde vom Hofmeister aus der Wohnung der trauernden Familie geführt. Er gelobte, diese nie zu verlassen, und unterstützte sie immer mit fürstlicher Milde. Bei dem schmerzlichen Anblicke seines Dieners, den ein unüberlegtes Wort so unglücklich gemacht hatte, und der treu bis in den Tod war, und den nur die zu große Freude des Wiedersehens tödtete, erkannte er, mit welcher zärtlichen Zuneigung der wackere Mann an ihm gehangen hatte. Ja er fühlte, wie viel der treue Diener seit der Trennung unverschuldet gelitten haben mußte, und die schöne Thräne der Reue rollte über seine Wangen.

So viele Leiden bereitete einer ganzen Familie eine einzige unüberlegte Rede. Kinder, noch einmal bitte ich euch, thut keinem Herzen wehe.

7. Eines der edelsten Geschäfte hienieden ist, nach allen Kräften zur Besserung Anderer beizutragen. Es ist dies die heilige Pflicht eines Jeden; doch muß es mit Sanftmuth, Vorsicht, Bescheidenheit, auf religiöse Art geschehen, und durch liebreiche Vorstellungen, Ermahnungen, Bitten und edle Thaten bewirkt worden. Man macht sich nicht nur um diejenigen verdient, deren Leben man verbessert; sondern auch um jene, die mit solchen verbesserten Menschen in näherer Verbindung stehen; man wird theilhaftig alles des Guten, das die durch uns gebesserten Menschen stiften, und das Bewußtseyn, einen Menschen gebessert zu haben, versüßt unsere Lebenstage, bereitet uns einen sanften Tod, und gibt uns das Wohlgefallen Gottes und die Erwartung seiner reichen Belohnung. Darum habet euere Freude daran, nach allen Kräften an der sittlichen Verbesserung euerer Mitmenschen zu arbeiten.

Martini, ein ausgezeichnet sittlicher Jüngling, der nachher praktischer Arzt zu Berlin wurde, wählte unter seinen

Schulfreunden eine kleine Zahl aus, mit welchen er eine Gesellschaft errichtete, deren Hauptzweck auf die Verbesserung des Herzens und der Sitten ging. Sie nannten sich die Gesellschaft der Verschwiegenen, weil von Allem, was in ihren Zusammenkünften vorgelesen und gesprochen wurde, nichts außer derselben bekannt werden durfte. Es war eines der ersten Gesetze, sich sowohl ihre eigene, als die an andern bemerkten Fehler, entweder zu sagen oder vorzulesen, und darüber zu ihrer Selbstbesserung nützliche Betrachtungen anzustellen und Vorschläge zu machen. Darum wurde die Verschwiegenheit auch zu der ersten Regel dieser kleinen jugendlichen Gesellschaft gemacht, die sich lange in der größten Eintracht erhalten hat.

Wie sehr wäre zu wünschen, daß alle Kinder unter sich solche Vereine zu ihrer Verbesserung stifteten! Gewiß würden sie dann manche Stunde weit nützlicher, als durch Spielwerk, zubringen.

8. Daniel Weber hatte sich der Profession seines Vaters, der in Zürich ein Zinngießer war, gewidmet, und war in den Gesellenstand erhoben worden. Bis dahin war er noch wenig unter fremde Burschen gekommen, und hatte eigentlich bisher weder Welt noch Menschen gesehen und erfahren. Lange verstand er die schlüpfrigen Reden nicht, die er jetzt auf der Herberge so oft hören mußte. Zum Spiel konnte er nicht verführt werden, weil ihm unglückliche Folgen desselben in der eigenen Familie stets vor Augen schwebten, und es ihm langweilig war. Er warf dann etwa, um nicht beschimpft zu werden, ein Stück Geld zum Verspielen hin, saß in einer Ecke, um zu lesen, und ging nur auf die Herberge, wenn er mußte. Er zog sich zurück und besuchte mit einem vertrauten Freunde, der ein Mediciner war, am Sonntage das Spital und andere Krankenhäuser. Die Tissotischen Schriften, die damals neu heraus kamen, erweckten in ihm den lebendigen Entschluß, seine Altersgenossen, wenigstens die Würdigern, aus den Gefahren zu retten, die sie umringten. Er beschloß, so viel als möglich junge Handwerker in eine sonntägliche Gesellschaft zu vereinigen, sie von Spiel- und Wirthshäusern ab-

zuhalten, und an anständige Unterhaltung über mannigfaltige Gegenstände zu gewöhnen. Fürs erste sprach er mit Jedem einzeln, um seine Gesinnungen über die gute Absicht zu vernehmen, und in kurzer Zeit hatte er die Freude, achtzehn Rekruten, fremde und einheimische, gemacht zu haben. Daniel unterhielt anfänglich die Gesellschaft allein mit Auszügen aus Lebensbeschreibungen und aus den vaterländischen Geschichten, mit Erzählungen älterer und neuerer Begebenheiten, die auf zürcherische Sitten, Denkungs- und Lebensart wesentlichen Einfluß hatten. Allmählig lernten und bemüheten sich die Andern, selbst Auszüge aus guten Büchern, die ihnen Daniel zur Unterhaltung in Zwischenstunden verschaffte, und eigene Aufsätze zu machen, so daß später Daniel nur dann vorlas, wenn die Mitglieder etwas auszuarbeiten gehindert wurden. Nach beendigten Vorlesungen und darüber gemachten Bemerkungen ward jedesmal eine freiwillige Steuer erhoben, und aus dem Gesammelten eine Armenkasse gebildet. Da die Theurung und Verdienstlosigkeit anfing auf das höchste zu steigen, so ward Daniel, der, wie viele Andere, Mangel an Arbeit, aber unter Allen am meisten Bekanntschaft auf dem Lande hatte, beauftragt, dem größten Mangel und der würdigsten Armuth nachzuspüren. Die auf seinen ländlichen Ausflügen gemachten Entdeckungen theilte er bei der nächsten Sonntags-Versammlung mit; dann wurden unter reifer Erwägung und Vergleichung der Umstände die Wohlthaten bestimmt und nachher in bescheidener Stille übersandt. Nebst dem Guten, das da gestiftet, und der wichtigen, nützlichen Unterhaltung, die dadurch der Gesellschaft gewährt wurde, hatte diese wohlthätige Neigung noch dies zur Folge, daß, wenn nachher bei bessern Zeiten Daniel bald mit mehrern, bald mit wenigern seiner jungen Freunde auf das Land lustwandelte, Pfarrer und Landleute sich beeiferten, ihnen freundschaftlich zu begegnen, wobei dann doch die jungen Leute etwas empfanden, das nach ihrem eigenen Geständniß das Vergnügen weit übertraf, welches ihnen ihr Geld in einem rauschenden Zirkel gewährt hätte. Daniel Weber wußte also, bei dem eigenen Streben nach sittlicher Verbesserung, auch seine jungen Freunde zum Guten anzu-

halten, durch Lehre und Beispiel vom Bösen abzuhalten und zum Besseren, zum Edlen zu führen.

9. Wenn Kinder ihre Fehler wieder gut zu machen suchen, sich dieselben zur Warnung seyn lassen, und sie künftig nicht mehr begehen, oder was eines ist, wenn Kinder sich bessern, so wird es ihnen gut ergehen, und Gott und die Menschen verzeihen gerne.

Ein Herr war einst auf Reisen, und kam in ein Dorf, wo er den rechten Weg nicht mehr zu finden wußte. Da begegnete ihm ein Knabe, welchen er fragte: ob er wohl auf dem rechten Wege sey? «Ja, antwortete dieser dem Herrn; und wenn Ihr außer dem Dorfe links geht, so kann es euch gar nicht mehr fehlen.»

Der Herr ging also links. Schon war er eine ziemliche Strecke fortgelaufen, da kam hinter ihm her der Knabe gesprungen, und rief: «Lieber Herr! Verzeih' mirs Gott, ich habe Euch den Weg nicht recht gesagt. Gehet nur mit mir, ich will so weit mit Euch gehen, bis Ihr nicht mehr irre gehen könnt.» Der Knabe ging voran, und als er den Herrn auf den rechten Weg geführt hatte, bat er ihn nochmal um Verzeihung, und nahm Abschied. Der Herr wollte ihm etwas schenken; aber er nahm nichts an und sagte: «Nein, Herr, nein! ich bin froh, daß ich Euch wieder angetroffen habe; denn es wäre mir den ganzen Tag nicht wohl gewesen, wenn Ihr durch meine Schuld irre gegangen wäret.»

10. Die Wege des Herrn sind wunderbar; er führt oft durch auffallende Warnungen und Züchtigungen die Menschen auf den Weg der Besserung und Tugend. Heil einem Jeden, der die Fingerzeige Gottes erkennt, und sich bessert!

Ein Waisenknabe, der sich durch Betteln ernährte, wurde in das Waisenhaus zu Erfurt gebracht, damit er ordentlich erzogen werden möchte. Hier mußte er sich nun der Hausordnung unterziehen, lernen und arbeiten; allein das gefiel ihm nicht, weil er schon des Bettelns und Müssiggangs gewohnt war. Er dachte also nach, wie er entfliehen könne, ersah einen

günstigen Augenblick, sprang zu einem Fenster hinaus, und — brach ein Bein.

Das war für den armen Knaben nun freilich ein großer Schaden; aber er gereichte ihm doch zu seinem Glücke. Denn er wurde nun wieder in das Waisenhaus gebracht, wo man ihn gut verpflegte und heilte. Indessen mußte er doch ziemlich lange das Bette hüten; dadurch wurde er geduldig, dachte über die Wohlthaten nach, die er im Waisenhaus erhalte, und gewöhnte sich so an dasselbe, daß es ihm endlich wohl darin gefiel, und er auch nachher gerne darin blieb, als er wieder gesund war. Er fing auch an, fleißig zu lernen und zu arbeiten, und betrug sich so ordentlich, daß seine Lehrer und Aufseher vollkommen mit ihm zufrieden waren.

Wie manches Leiden, das Gott den Menschen schickt, muß ihnen zur Besserung dienen? Der Knabe konnte nun mit dem Psalmisten sagen: Herr! ehe ich litt, irrte ich sehr. Nun aber halte ich dein Wort. Ps. 118. 78.

11. Norbert * war der Sohn adelicher, sehr angesehener Aeltern. Frühzeitig entwickelten sich in ihm die schönsten Geistesgaben. Gott hatte ihm einen hellen Verstand und ein für alles Gute empfängliches Herz gegeben; und jener Verstand und jenes Herz nahmen auch durch eine sorgfältige Erziehung eine schöne Richtung. Allein wie oft ist der Verstand des Menschen und das arme, menschliche Herz ein Betrüger und läßt sich betrügen!

Norbert kam an den Hof des Kaisers Heinrich IV., fand da Gelegenheiten und sogar Anreizungen zur Eitelkeit der Welt und zur sinnlichen Wohllust. Er folgte den verführerischen Lockungen, und hatte das Unglück, von der Bahn der Tugend auf den Weg der Sünde zu gerathen, und sich so weit zu verirren, daß er endlich tief in die Arme des Lasters sank. Er lebte längere Zeit in diesem elenden Leben, und schätzte sich noch glücklich; er wäre gewiß zu Grunde gegangen, wenn er nicht am Rande des Abgrundes erschüttert worden wäre, daß er die Augen öffnete, ehe er hinunter stürzte, und umkehrte und sich besserte. Er machte nämlich mit seinem Diener eine Reise zu Pferde. Da zog sich ein furchtbares Ungewitter zusammen, und stand gerade

über ihm; der Wind heulte fürchterlich, und ein zuckender Blitzstrahl schlug vor ihm nieder. Norbert sank vom Pferde herab, verlor alles Bewußtseyn, und lag eine Stunde in Ohnmacht. Als er wieder zu sich kam, regte sich sein Gewissen, und er sprach zu sich selbst: «O wie habe ich bisher gelebt! Gott kennet mein Herz, und keine Verstellung deckt mich vor ihm. Ich habe durch meine bisherigen Sünden Gottes Mißfallen im höchsten Grade verdient. Ach, könnte ich doch alle meine jugendlichen Thorheiten vernichten, wie gern wollt ich es thun! Allein dies ist nicht möglich; was geschehen ist, ist geschehen. Doch ich kann mich bessern, und zur Tugend wieder zurückkehren; und dazu bin ich fest entschlossen. Künftig sey jeder Augenblick meines Lebens der Tugend geweihet.»

Diese plötzliche Regung war der glückliche Anfang, und gleichsam der Keim seiner Besserung. Norbert hatte sich selbst getadelt, und dies war der erste Schritt zum bessern Leben. Das ganze Herz des Menschen mit allen seinen Neigungen und Gewohnheiten kann freilich durch den Tadel seiner selbst allein nicht umgeschaffen werden; aber dieser Tadel seiner selbst legt doch den Grund zur gänzlichen Umschaffung desselben, und die Gnade Gottes unterstützt. Norbert dankte also im Stillen der göttlichen Vorsehung, daß sie durch einen Blitzstrahl dieses Nachdenken und Empfinden über seine Fehler in ihm aufgeregt hatte, und bemühete sich von dieser Stunde an, seinen gefährlichen Jugendsinn abzulegen, und eine ernste Denk- und Handlungsweise anzunehmen. Den Tag, an welchem er den Anfang dazu machte, setzte er unter diejenigen, die ihm als Festtage seines Herzens unvergeßlich seyn sollten.

Norbert hatte auf dem Wege der Besserung noch manche heiße Versuchung zu überstehen; allein er bestritt sie durch Gebet und Strenge gegen sich selbst. Er verließ den kaiserlichen Hof, der ihm so gefährlich war, und begab sich nach Xanten. Alle die guten Eindrücke, welche in seiner Kindheit auf seinen Verstand und sein Herz gemacht worden waren, lagen bisher fruchtlos in ihm verborgen. Jetzt, da ihn nichts mehr reizte, wurden sie wieder geweckt, und brachten solche Wirkungen hervor, die für sein ganzes Leben entscheidend waren. Die ersten

Versuche, welche Norbert machen mußte, um sich zu bessern, haben ihn freilich viele Ueberwindung gekostet; allein die zweiten gefielen ihm, und die fernern rissen ihn zur Tugend hin. Mit jedem Siege über sich selbst goß sich auch Ruhe und Heiterkeit in seine Seele aus, und er erlangte eine hohe Stufe christlicher Vollkommenheit.

12. Auch ein Kind kann zur sittlichen Verbesserung seiner Aeltern beitragen, wenn es ein schönes Beispiel der Sanftmuth, Geduld und Liebe ihnen giebt, und nie zu gehorsamen und zu lieben aufhört.

In China verlor ein Mann von geringem Stande durch den Tod sein braves Weib, die ihm einen Sohn geboren hatte; er sah sich daher genöthigt, wieder eine Frau zu nehmen, und diese wurde wieder Mutter zweier Kinder. Das Kind erster Ehe wurde aber von seiner Stiefmutter auf eine schreckliche, unbarmherzige Weise mißhandelt; aber es ertrug alles geduldig, murrte nie, klagte nie. An einem Tage wurde dieses gute Kind von seiner Stiefmutter so sehr mißhandelt, daß es ohne Bewußtseyn zu den Füßen seines Vaters sank. Dieser erschrak sehr ob dieser Handlung, untersuchte die Sache ganz genau, und fand, daß das Kind unschuldigerweise so übel behandelt worden sey, und aus gerechtem Unwillen, und aus Erbarmen mit seinem Kinde, wollte er sogleich die Mutter aus dem Hause jagen. Aber da flehte das gute Kind recht herzlich und bat den Vater, dieses nicht zu thun. „Thue es nicht, mein Vater!“ sprach das mißhandelte Kind; „siehe, wir sind nun drei Kinder; jetzt leide ich nur allein, verstoßest du aber die Mutter, so werden wir alle drei leiden, und wer wird dich nachher verpflegen? Verstoße sie nicht, lieber Vater!“ Der Vater, bis zu Thränen gerührt, erstaunte über die Liebe, den Edelmuth und die Verständigkeit des Kindes, und willigte in seine Bitte. Die Stiefmutter aber, die in einiger Entfernung stand, wurde durch eine solche Liebe und Güte so gerührt, daß sie von jener Stunde an ganz andern Sinnes und die beste Mutter wurde, und dieses Kind eben so, wie ihre eigenen leiblichen, mit aller Treue liebte.

Ihr lieben Kinder! Liebe hat schon viele Herzen gewonnen und gebessert; höret, wie dieses Kind, nie auf zu lieben, und ihr werdet sicher mit Gottes Hilfe auch solche Herzen für euch gewinnen, die früher euch nicht hold waren.

*

Spare deine Buße nicht auf, bis du krank wirst, sondern bessere dich; verziehe nicht, fromm zu werden und harre nicht mit Besserung deines Lebens bis in den Tod. Sir. 18. 22. Kommet recht zu euch, und sündiget nicht. I. Kor. 15. 34. Leget ab den alten, durch betrügliche Lüste zerrütteten Menschen; erneuet euch dagegen nach Geist und Sinn, und ziehet den neuen Menschen an, der nach Gott geschaffen in wahrer Gerechtigkeit und Heiligkeit. Ephes. 4. 22 — 24.

Brüder! wenn auch Jemand von einem Fehler übereilt wurde, so weiset ihr, vom Geiste Belebte, einen solchen mit dem Geiste der Sanftmuth zurecht. Gallat 6. 1. Ist Jemand unter euch von der Wahrheit abgewichen, und irgend einer brächte ihn wieder zurück, der wisse, daß, wer einen Sünder von seinem Irrwege zurückführt, eine Seele vom Tode rettet, und eine Menge Sünden zudeckt. Jak. 5. 19 — 20.

Willst du, Kind, gebessert heißen,
Mußt du aus dem Herzen reißen
Ernstlich, stark, die Wurzel jeder Sünde,
Daß das Gute offnen Eingang finde.
Nicht nur wollen, sondern kräftig üben
Mußt du Gutes, treu die Tugend lieben.
Schmücket Selbstveredelung dein Leben,
Wird die Tugend dir die Palme geben.

Billigkeit.

Sey nicht nur gerecht, sey auch billig; Gib nicht nur, was du ausdrücklich versprochen, und wozu du dich verpflichtet hast; gib auch, nach anerkanntem Verdienst, da, wo man mit strengem Recht nichts von dir fordern kann, wo aber der Andere

mehr, als er gesetzlich fordern kann, verdient hat. Die freie Nachlassung von seinem Rechte, zum Besten dessen, gegen den man es hat, ist Billigkeit. Wer billig ist, setzt sich an die Stelle des Andern, denkt an seine Empfindungen und gerechten Wünsche, und läßt sich nichts fordern; aus eigenem Triebe kommt er den Hoffnungen des Verdienstvollen zuvor. Billigkeit ist von dem Hauptgebote des Christenthums, der Liebe, unzertrennlich; wer nicht billig ist, liebt den Nächsten nicht, und ist kein guter Christ. Billigkeit ist das Band der menschlichen Gesellschaft; sie verhütet und erleichtert vielen Jammer, erregt Zutrauen und zieht Herzen aneinander. Wünschen nicht auch wir, daß Andere mit uns billig verfahren, und nicht alles auf das Strengste nehmen möchten?

1. In Wien starb ein reicher Mann, Namens Reißenstein, und hinterließ fünf Kinder. Bei Eröffnung des Testaments war ein Sohn gegenwärtig. Er hörte mit Bestürzung vorlesen: «Jedem von meinen vier Kindern vermache ich 40,000 Gulden, dem fünften aber nur 10,000 Gulden.» Dies schmerzte ihn, daß das andere Kind nicht auch einen gleichen Theil erhalten soll. Er lief daher noch am nämlichen Tage zu seinen Geschwistern, und sagte: "Hört, unser Vater hat eines von uns gewissermaßen enterbt, oder wenigstens nicht so gut bedacht, als die Andern. Eines von uns trifft es; aber es ist unbillig. Wißt ihr was? wir wollen die Sache unter uns ausmachen, und uns vergleichen, die ganze Sache in fünf gleiche Theile zu theilen." Mit Freuden nahmen die Andern diesen Antrag an. Und nun entdeckte er, daß die Schwester, mit deren glücklichen Heirath der Vater unzufrieden war, diejenige sey, welche hätte verkürzt werden sollen.

2. Agatha J— und Marie B— waren die Töchter armer Taglöhner in einem Dörfchen auf dem Schwarzwalde, in welchem sehr wenig Verdienst war. Feldarbeit ist daselbst die hauptsächlichste Nahrungsquelle. Die beiden Mädchen waren kaum der Schule entlassen, als sie sich entschlossen, ihr Brod auf eine anständige, arbeitsame Weise zu verdienen. Ohnweit des Dorfes lernten sie also auf den Tamburin sticken bei einer geschickten Frau, und nachdem sie einige Wochen daselbst in die

Lehre gegangen, kehrten ſie wieder nach Hauſe zurück, und begannen ihre Arbeit. Sie holten an einem Sonntage in einem benachbarten Städtchen bei einem Kaufmanne Baumwollzeug zum Sticken, der mit ihnen für die Elle einen Akkord ſchloß, bei welchem aber die Mädchen wenig verdienten; allein ſie beſchloſſen, recht fleißig und aufmerkſam zu ſeyn, und gute, ſchöne Arbeit zu liefern, um in der Folge einen höhern Lohn zu verdienen. Raſtlos hatten ſie viele Wochen gearbeitet, und bis auf wenige Ellen waren ſie mit den ihnen anvertrauten Stücken fertig. Das Häckchen arbeitete immer noch eifrig über und unter dem Tamburin. Da erkrankte Agatha, konnte nichts mehr arbeiten, und mußte mit Schmerzen das Bette hüten. Der Arzt wurde gerufen, und er erklärte, daß die Krankheit hartnäckig ſey, und viele Arznei erfordern werde. Die arme Agathe erſchrack, als ſie von großen Koſten hörte; lange dachte ſie nach, wie ſie ſich wohl in der Krankheit werde durchbringen können. Da fiel ihr endlich bei, Marien zu rufen. Dieſe kam, und Agatha bat ſie, ihr den an dem geſtickten Tuche verakkordirten Lohn, ſo weit ſie daran gearbeitet hatte, einſtweilen bei Jemand zu borgen, bis das ganze Stück fertig geworden, und zum Kaufmanne getragen werden könne, um den Lohn dann zu erheben. Dann ſey ſie vollkommen zufrieden, was ihr auch der Kaufmann etwa weiter geben könnte. Mit Freude verſprach ihr Marie zu helfen, ging zu einem bemittelten Bürger, und entlehnte ſo viel Geld, als Agathe nach dem bedungenen Lohne verdient hatte, mit dem Verſprechen, alles in kurzer Zeit zurückzugeben; ſie ſey zu dieſem Schritte durch die Krankheit ihrer Freundin geleitet worden, welcher ſie ſo gerne helfen möchte. Der brave Bürger half dem mitleidigen Mädchen gerne, und Marie brachte Agathen das Geld. Agathe dankte recht herzlich, und war nun in ihrer Krankheit getroſter.

Einige Zeit darauf wurde Marie mit ihrer Arbeit fertig; ſie holte auch Agathens Arbeit, und trug ſie zu dem Kaufmanne. Dieſer beſah die Arbeit, war ſehr wohl damit zufrieden, und ſagte: „Ihr habt fleißig miteinander gearbeitet, und alles iſt in Ordnung; darum finde ich es für billig, euch euern Lohn zu erhöhen, obwohl ihr mit mir um einen geringern eins geworden

seyd. Und dazu hat dieser Artikel jetzt so guten Abgang, daß ich euch das doppelte von dem geben kann, was ich früher zusagte.» — Das war einmal ein recht billiger und ehrlicher Mann. Marie strich ihr Geld ein, nahm frische Arbeit mit, bedankte sich, und ging freudig wieder in ihr einsames Dörfchen. Da dachte sie auf dem Wege: heute bist du doch recht glücklich gewesen; doppelten Lohn, das ist eine Freude für mich und meine armen Aeltern! Ich will nun zuerst zu dem Bauern gehen, und das entlehnte Geld zurückgeben; aber gehört dann alles mir? Agathe hat zwar gesagt, sie wolle dann nichts mehr von mir, wenn ich auch mehr bekäme; von rechtswegen könnte ich zwar alles behalten; aber wäre dies dann eine liebevolle Gesinnung gegen die arme, kranke Agathe? Nein, ich bin ja gesund, Gott sey lob! Darum will ich Agathen den ganzen Lohn geben, den sie verdient, weil sie brav und fleißig ist, und von meinem Verdienste will ich auch noch etwas hinzulegen; Agathe ist ja krank, und kann nichts verdienen. Wie wird sich das gute Mädchen freuen!»

Was Marie beschlossen hatte, führte sie auch aus, und Agathe weinte Thränen der Rührung und Dankbarkeit. Beide blieben unzertrennliche Freundinnen.

*

Nimm es bei dir selbst ab, was dein Nächster gern oder ungern hat, und halte dich vernünftig in allen Stücken. Sir. 31. 18. — Alles, was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihnen auch. Matth. 7. 12. — Mit eben dem Maaße, mit welchem ihr messet, wird man euch wieder messen. Luk. 6. 38.

Ungerecht will ich nie handeln,
Immer billig; will auch gern
Schonen, dulden und doch wandeln
Froh die Wege meines Herrn.
Er, der Richter aller Welten,
Wird mich schützen und vergelten,
Wenn er mich vollendet hat,
Was ich meinen Brüdern that.

Bruderliebe.

Unsere heilige Religion fordert, daß wir jedem unserer Nächsten mit Liebe begegnen sollen; denn jeder ist Gottes Ebenbild und bestimmt, ein Erbe des ewigen Lebens zu werden. Allein in Erweisung der Liebespflichten sollen wir doch die durch die Bande des Blutes mit uns näher Verknüpften andern vorziehen. Wer ist euch wohl näher, liebe Kinder, als euere Aeltern, und nach diesen euere Brüder? Recht glücklich ist jedes Kind, das einen Bruder hat; denn in ihm hat es einen frohen Gespielen seiner Jugend, einen Freund, einen treuen Begleiter. Brüder sollen sich deßwegen recht herzlich und innig lieben, einander mit Achtung begegnen, Friede und Eintracht unter sich erhalten, und alles thun, was in Liebe ihre schöne Jugendzeit noch mehr verschönert. Thätig muß sich die Liebe gegen Brüder bezeigen, durch wechselseitiges Hilfeleisten, durch Theilnahme an ihrem Schicksale, durch Darbringung manches Opfers, ja selbst jenes des Lebens, wenn die Noth es erfordert, um den geliebten Bruder irgend einer drohenden Gefahr zu entziehen. Kann wohl ein treues Bruderherz anders, als den Bruder lieben, ihm alles Gute wünschen und thun?

Liebet euch herzlich, all ihr Kinder und Brüder! Schön ist es, wenn treu die Brüder sich lieben, treu bis zum Tode. Segnend ruht Gottes Auge auf treuer Bruderliebe.

Schon die Vorzeit ehrte Bruderliebe, und schön sind die Worte, welche ein sterbender König einst seinen Söhnen gab, zur Bruderliebe sie ermahnend. Es sey mir erlaubt, sie auch euch zu sagen; nehmet sie doch recht zu Herzen.

Cyrus, der das medische, babylonische und lydische Reich eroberte, gab seinen Söhnen auf dem Sterbebette viele herrliche Lehren, besonders ermahnte er sie zur gegenseitigen Achtung, Eintracht und Liebe. «Wenn du, — sagte er zum ältern, Cambyses, — Jemand mit an der Regierung und Vertheidigung des Reiches Theil nehmen lassen willst, so ziehe deinen Bruder allen Andern vor; denn da unsere Landsleute und die, welche mit uns in einem Hause wohnen und speisen, uns näher angehen, als

Fremde; wie sollen nicht die, welche von einem Blute stammen, von einer Mutter ernährt, in einem Hause zusammen aufgewachsen sind, von einerlei Aeltern geliebt werden, und einerlei Personen ihren Vater und ihre Mutter nennen, mit einander in der genauesten Verbindung stehen? Verscherzt also die Vortheile nicht, wodurch die Gottheit Brüder zu einer festen Vertraulichkeit bewegen wollte, sondern erweiset euch gegenseitig Gefälligkeiten und Dienste, und euere Freundschaft wird alsdann unzerstörbar seyn. Wer für das Beste seines Bruders sorgt, befördert zugleich sein eigenes; denn wem gereichet wohl das große Ansehen eines Andern mehr zur Ehre, als dessen Bruder? Wer wird einen mächtigen Herrn so sehr ehren, als sein Bruder? Und welchen zu beleidigen wird man sich so sehr scheuen, als denjenigen, der einen mächtigen Bruder hat? — Hüte dich daher, sprach Cyrus besonders zu seinem jüngern Sohne, — hüte dich, daß nicht ein Anderer deinem Bruder einen willigeren Gehorsam leiste, als du; denn keinen geht das Glück und Unglück deines Bruders näher an, als dich. Bedenke auch noch dieses: Von wem, dem du Dienste geleistet hast, hoffest du wichtigere Gegendienste zu empfangen, als von deinem Bruder? Wer wird dir, nachdem du ihm vorher geholfen hast, wieder mit mehr Nachdruck beistehen, als jener? Könnte man wohl Jemanden mit größerer Schande seine Liebe versagen, als seinem Bruder? Und wem sonst kann man wohl, mit allgemeinerm Lobe und Beifalle, eine vorzügliche Ehre erweisen? — Dagegen erwäge du, Cambyses, daß dein Bruder allein sey, dem du, ohne daß er sich Neid zuziehe, die vornehmsten Ehrenstellen einräumen könnest. Ich bitte euch deßwegen, meine Söhne! um der Gottheit, um des Vaterlandes, um euer selbst willen, ehret und liebet einander; so werdet ihr, auch noch nach meinem Tode, mir zu Gefallen leben.“

So sprach dieser sterbende Vater, und ich wünsche, daß jedes seiner Worte auch euere Seele ergreifen, euere Herzen zur warmen, thätigen, treuen Bruderliebe möge ermuntert haben. Höret nun folgende Züge treuer Bruderliebe aufmerksam an; sie dienen euch zur Nachahmung.

1. Cato, von Utika, dem Orte seines Todes, war im

Jahre 93 vor Christus geboren. Nach dem frühen Absterben seiner Aeltern ward er in dem Hause seines Oheims, Livius Drusus, auferzogen. Er zeigte früh Reife des Urtheils und Festigkeit des Charakters. Ganz besonders lebte er mit seinem Bruder mütterlicher Seite, Cäpio, von Jugend auf in der zärtlichsten Eintracht. Einst wurde er, als er ein Kind war, gefragt: wen er unter allen Menschen am meisten liebte? „Meinen Bruder,“ antwortete er. „Und wen als den zweiten nach ihm?“ fragte man weiter. „Meinen Bruder“ gab er zur Antwort. — „Und den Dritten nach ihm?“ — „Meinen Bruder.“ Bei dieser Antwort blieb es immer. Diese Liebe zu seinem Bruder nahm mit den Jahren zu. Bis in sein zwanzigstes Jahr hatte er nicht ein Mal ohne seinen Bruder eine Abendmahlzeit genossen. Immer hatte er ihn bei sich gehabt, wenn er eine Reise aufs Land gethan, oder sich öffentlich hatte sehen lassen. Als er nachher von ihm seiner Geschäfte wegen getrennt wurde, behielt er ihn immer in zärtlichem Andenken. Da er die Nachricht von seines Bruders tödlicher Krankheit erfuhr, eilte er zu ihm, achtete die Gefahren und Beschwerlichkeiten nicht, die er auf der Reise hatte, sondern trug sie willig, nur um den Trost zu haben, ihn noch einmal im Leben zu sehen. Aber diese Freude wurde ihm nicht zu Theil; er fand ihn schon todt. Er vergoß Ströme von Thränen, betrübte sich lange Zeit über seinen Verlust, und ließ ihm ein köstliches Denkmal zum Beweise seiner brüderlichen Zärtlichkeit aufrichten.

Man erzählt von diesem Edlen, daß er in seinem vierzehnten Jahre, als er in dem Hause des Sylla die Häupter mehrerer auf dessen Befehl Ermordeten erblickt, von seinem Lehrer ein Schwerdt gefordert habe, um den Tyrannen zu durchbohren, und sein Vaterland von der Knechtschaft zu befreien.

2. Artabazanes und Xerxes waren Söhne des Darius Hystaspes, Königs von Persien. Beide glaubten nach dem Tode ihres Vaters ein Recht zur persischen Krone zu haben. Artabazanes war der älteste, Xerxes aber der erste Sohn, der dem Darius nach erlangter königlicher Würde geboren wurde, und also mit Recht der erstgeborne königliche Prinz genannt wer-

den konnte, da hingegen Artabazanes geboren wurde, als Darius noch bloßer Privatmann war.

Der König starb, gerade als Artabazanes nicht zugegen war. Xerxes nahm nun sogleich den Thron ein, nahm alle Kennzeichen der königlichen Regierung an, und übte alle ihre Gewalt aus. Nun kam aber sein Bruder Artabazanes, und Xerxes verließ sogleich den Thron, ging ihm entgegen, und bezeugte ihm, als dem Aeltern, alle mögliche Ehrerbietung. Rührend war es, wie jeder dem Andern aus Liebe die königliche Würde überlassen wollte, und ein edler Streit zwischen ihnen sich erhob. Endlich kommen sie miteinander überein, ihren Oheim Artabanes zum Schiedrichter ihrer Ansprüche zu machen, und sich dessen Ausspruche folgsam zu unterwerfen. Während der Zeit der Entscheidung gaben diese edlen Brüder einander alle Beweise wahrer brüderlicher Zuneigung und Liebe. Sie begegneten sich mit aller Hochachtung und Vertraulichkeit, lebten heiter und fröhlich. Ruhig sahen sie der Stunde der Entscheidung entgegen. Persien war damals eines der größten Reiche der Welt, und daher dessen Thron ein glänzendes Loos. Artabanes entschied zu Gunsten des Xerxes, des jüngern, und kaum war dieser Ausspruch geschehen, so warf sich Artabazanes sogleich vor seinem Bruder nieder, erkannte ihn für seinen Herrn und Gebieter; und setzte ihn mit eigener Hand ehrfurchtsvoll auf den königlichen Thron. Dadurch zeigte er eine wahrhaft königliche Größe der Seele, die unendlich über alle menschliche Würden erhoben war. Er liebte seinen Bruder durch sein ganzes Leben, blieb ihm getreu, und fand auch in dessen Diensten in einem schweren Treffen auf dem Schlachtfelde einen ruhmvollen Tod.

Um eine königliche Krone handelte es sich bei diesen Brüdern; aber die Liebe siegte, und alle Entzweiung blieb entfernt. Wie belehrend ist dies für manche Brüder, die wegen Kleinigkeiten sich entzweien!

3. Die treue Bruderliebe zeigt sich in einer gefühlvollen, thätigen Theilnahme an dem Schicksale des Andern, welche nichts unversucht läßt, kein Opfer scheuet, um die Lage des Bruders zu verbessern, und Leiden von ihm zu entfernen.

Montain (Montäng), ein Arzt in Lyon, ward am 20sten Januar 1816 verhaftet, und zu fünfjähriger Einsperrung und 2000 Franken Geldstrafe verurtheilt, weil er von einem seiner Bekannten von einer Verschwörung sollte reden gehört haben, ohne Anzeige davon zu machen. Er wurde von einem Kerker in den andern geworfen, und alle waren von so ungesunder Beschaffenheit, daß Montains jüngerer Bruder, gleichfalls ein Arzt, voraussah, der geliebte Bruder werde einem gewissen Tode nicht entgehen, wenn er nun gar nach dem Schlosse If bei Marseille geschleppt würde, wozu schon der Befehl gegeben war. Nachdem indessen jener jüngere Bruder wenigstens soviel durch Verwendungen erreicht hatte, daß der ältere vorerst nach den Gefängnissen von Paris geschafft werden sollte, beschloß er den Versuch zu machen, ob — mit Aufopferung eigener Freiheit — er den Bruder nicht vielleicht gänzlich den Fesseln entziehen könnte. Da dieser stets als ein Vater an den jüngern, verwaisten Geschwistern gehandelt hatte, und das Glück des ganzen Hauses auf dessen Errettung beruhte, so hielt der jüngere Bruder es um desto mehr für seine Pflicht, das Wagstück zu unternehmen, so schwierig und gefährlich es auch immer seyn mochte. Sobald es ihm nun geglückt war, sich die Erlaubniß zu verschaffen, den gefangenen, kränkelnden Bruder nach Paris zu begleiten, ging er auch sogleich rasch und muthig an die Ausführung seines Beschlusses, nahm mit seinem Gesicht durch künstliche Mittel eine solche Veränderung an, daß es dem des Bruders sehr ähnlich wurde, und hüllte sich in einem unbewachten Augenblicke so schnell in den Pelz des Gefangenen, daß niemand es bemerkte, eben so wenig, als daß der ältere entwischte, während nun der jüngere unerkannt fortgeführt wurde. In der Nähe von Paris wäre es ihm auch ein Leichtes gewesen, zu entkommen; aber er wollte die beiden Soldaten, denen seine Bewachung mit ihrer eigenen Gefahr sehr eingeschärft war, in kein Unglück bringen. Er traf also richtig in Paris ein, und wurde unter dem Namen seines Bruders ins Gefängniß gesteckt. Hier blieb er, ohne sich zu erkennen zu geben, bis er gewisse Nachricht erhalten hatte, daß sein Bruder glücklich das Ausland erreicht und außer Gefahr sey. Hierauf zeigte er dem Polizei-

präfekten die ganze Sache an, und bat, daß man ihn frei lassen möchte. "Die Stimme der Natur, sagte er, die Pflicht der Dankbarkeit, die schreckliche Aussicht eines gewissen Todes, dem der kränkelnde Bruder sicher nicht entgangen seyn würde, der Schmerz einer Mutter und meiner Schwestern, meine eigene Verzweiflung — haben mich zu diesem Wagestück aufgefodert. Ich habe weder Verführung, noch Bestechung angewandt; ich habe keine Mitschuldigen; auch den Ort, wo ich die Verkleidung bewerkstelligte, werde ich nicht nennen, um niemand in Gefahr zu bringen, als lediglich mich selbst. Ist mein Vergehen unverzeihlich, so richte man mich, mich allein, denn ich allein bin der Schuldige."

Gerührt von dieser edlen Bruderliebe und dem reinsten Danke sahen die Richter einander an, und entließen den braven Montain gegen Erlegung einer kleinen Geldstrafe.

4. Der Banquier Michel in Paris besaß in seiner glänzendsten Zeit ein reines Vermögen von mehr als 20 Millionen. Lange war das Glück ihm sehr günstig; allein eines Tages wandte dasselbe ihm den Rücken auf immer. Herr Michel hinterließ seinen Kindern kein Vermögen; aber früher hatte er mit aller väterlichen Sorgfalt gesucht, denselben eine schöne und glänzende Erziehung zu geben. Diese allein ist ein Kapital, das nie verloren gehen kann. Michels Tochter, Palmyre, benützte alle Mittel, welche die Güte ihres Vaters zu ihrer Bildung darbot, und verwendete die Stunden der Erholung vorzüglich für Musik. Mit einer herrlichen Stimme begabt, schöpfte sie die italienische Methode aus den Lehren und unter den Augen großer Meister, und sie erreichte einen hohen Grad musikalischer Fertigkeit und Ausbildung. Es würde daher ein großer Verlust für das Publikum gewesen seyn, wenn ein so ausgezeichnetes Talent, eine so feine Bildung, blos einigen Freunden bekannt geblieben wäre. Die Liebe zum Bruder hat das Geheimniß verrathen.

Palmyrens Bruder sollte den Rekrutirungs-Gesetzen Genüge leisten, und zum Militär sich stellen. Muth und Körperkraft fehlen dem Jünglinge nicht; allein er hat eine Scheu, sich unter die gemeinen Menschen in die Kaserne zu mischen.

Seine Schwester Palmyre sieht seinen Unmuth, und sinnt darauf, ihn von der Conscription loszukaufen; allein sie hat nicht Vermögen genug dazu. Was thut sie also? — Sie entschließt sich, zum Besten ihres Bruders von ihren musikalischen Talenten und Fertigkeiten Gebrauch zu machen, und eine musikalische Abendgesellschaft zu veranstalten, was freilich einen großen Kampf mit ihr selbst kostete. Ausgezeichnete Künstler der Hauptstadt nahmen Theil an diesem guten Werke, und unterstützten die liebevolle Schwester eines guten Bruders. Am 19ten April 1830 wurde das Konzert vor einem sehr glänzenden Zuhörer-Kreis in einem Saale in der Straße Ludwig des Großen gegeben. Man hörte darin die Herren Bordogni und Pellegrini, ausgezeichnete Musiker in Paris, und die Fräuleins Marioni und Palmyre Michel. Herr Fessy spielte das Piano-Forte. Allgemeine Anerkennung der künstlerischen Leistungen, so wie auch hohe Achtung wurde Palmyren zu Theil, und die öffentlichen Blätter sagten: es sey schwer, besser zu singen und schöner zu seyn, als Palmyre Michel. Welch ein schöner Zug eines zartfühlenden, theilnehmenden Herzens!

5. Jakob von Armagnac (Armainjak), Herzog von Nemours, hatte sich vor beiläufig vierthalbhundert Jahren in eine Verschwörung gegen Ludwig XI, König von Frankreich, eingelassen. Das Komplott ward entdeckt, und Jakob von Armagnac wurde hingerichtet. Damit wäre die Gerechtigkeit, welche Fürsten auf dem Throne unterstützen muß, versöhnt gewesen; allein des grausamen Ludwigs Rache sättigte sich an diesem Opfer nicht. Auch die beiden Söhne des Unglücklichen, Heinrich und Franz von Armagnac, sollten für die Schuld ihres Vaters büßen. Schon als ihrem Vater der Kopf abgeschlagen wurde, mußten die Unglücklichen, mit weißen Kleidern angethan, sich unter das Schaffot stellen, um von dem Blute ihres Vaters bespritzt zu werden. Sodann wurden sie in die Bastille, das große ehmalige Staatsgefängniß zu Paris, gebracht, und daselbst in große eiserne Käfige gesperrt, die in Form eines Trichters gebaut waren, in denen folglich die Unglücklichen weder liegen, noch stehen, noch sitzen konnten, und

in jeder Lage, die sie versuchten, unaufhörliche, grausame Qual empfanden.

Allein dadurch war des Königs grausamer Sinn noch nicht gesättigt. Er befahl noch überdies, jedem der beiden jungen Gefangenen alle zehn Tage einen Zahn auszureißen. Als man im Begriffe war, diese neue Grausamkeit auszuüben, bat Heinrich, der seinen Bruder recht innig und herzlich liebte, auf das inständigste um Gnade, nicht für sich, sondern nur für seinen Bruder. — „Die Mutter wird vor Kummer sterben, — rief er auf den Knien bittend aus, — wenn sie erfährt, daß man meinem kleinen Bruder wehe thut!“ Der Wundarzt, der diesen Auftrag ausführen sollte, stellte ihm vor, daß er sein eigenes Leben in Gefahr brächte, wenn er seinen Bitten nachgäbe. Ueberdieß müsse er beide Zähne dem Gouverneur der Bastille zeigen. „Gut, versetzte lebhaft der edelmüthige Heinrich, reiß mir alle beide Zähne aus, und laß meinem Bruder die seinigen. Er hat eine so schwache Gesundheit; ich aber befinde mich recht wohl!“

Innigst gerührt und von Bewunderung durchdrungen konnte der Wundarzt seine Thränen nicht zurückhalten. Schon wollte er ganz diesem Auftrage entsagen; als er aber bedachte, daß ein Anderer den kleinen Franz, der so krank und schwach war, nicht verschonen würde, und daß auf diese Art doch wenigstens einer gerettet werden könnte, so ergab er sich in das Begehren des kleinen Heinrichs, und riß ihm wirklich die beiden Zähne aus. Welcher Heldenmuth bei einem Kinde! Er stieß keinen Schrei aus, und schien sehr vergnügt, daß er für seinen lieben Bruder leiden konnte. Franz von seiner Seite weinte und klagte darüber, daß sich Heinrich so für ihn aufopfere. Die grausame Operation wurde bis auf den letzten Zahn des armen Heinrichs wiederholt.

Diese beständigen Schmerzen, verbunden mit Mangel an Bewegung und frischer Luft, und der Erinnerung an das unglückliche Ende seines Vaters stürzten den guten Heinrich in eine tiefe Schwermuth. Ein langsames Fieber ergriff ihn, und rieb ihn nach und nach auf, und das unglückliche Schlachtopfer des Elends stieg am Schlusse weniger Monate in sein Grab,

welches leider seiner Wiege so nahe war. Den Tag vor seinem Hinscheiden sagte Heinrich zu seinem Bruder: „Lieber Bruder! ich verlasse dich bald; ach, wie traurig bin ich, daß ich meine Mutter vor meinem Tode nicht noch einmal sehen kann! — Mein Herz sagt mir, du wirst sie in Kurzem wiedersehen; versichere sie, mein Lieber, daß ich sie in meinem Tode noch weit mehr liebte, als damals, da wir so glücklich waren, bei ihr zu seyn!“ Bei diesen Worten fingen die beiden Brüder an zu weinen. Einige Augenblicke nachher fühlte der Aeltere die Abnahme seiner Kräfte. „Ich kann nicht mehr, fügte er mit schwacher und gebrochener Stimme hinzu, gieb mir deine Hand, und drücke die meinige. — Höre, lieber Franz, nimm dich meines Mäuschens an!“ — Dieses Mäuschen nämlich hatte er so zahm gemacht, daß es von einem Käfige zum andern hinüberlief, und zu ihm kam, sobald er ihm zurief. Das waren die letzten Worte dieses Musters edler Brüder.

Wenn es abgeschiedenen Seelen vergönnt ist, von den Wohnungen des ewigen Friedens auf diese Welt zu blicken, so muß Heinrichs Seele dopelte Wonne bei dem Gefühle genossen haben, daß der Zweck seiner Aufopferung wirklich in Erfüllung ging. Der kleine Franz widerstand den Schrecknissen seiner Lage und wurde nach dem Tode des Königs Ludwig in Freiheit gesetzt. Allein er blieb sein ganzes Leben hindurch elend und mißgestaltet wegen der unerträglichen Stellung, der er so lange Zeit unterworfen seyn mußte.

Heinrich brachte seine Zähne und große Schmerzen für seinen Bruder zum Opfer, um große Leiden von ihm ferne zu halten. Welch eine Liebe! Was habt ihr schon für euere Brüder gethan? —

6. Zwei Brüder, gleich gesinnt, von Nalac aus Lyon, wurden vor das Revolutions-Tribunal geschleppt. Man verhörte den Einen in Gegenwart des Andern. Ihre einstimmigen Antworten bewiesen ihre Offenherzigkeit. Da aber in jenem mörderischen Gerichte die Willkühr, nicht aber Gerechtigkeit und Gesetz, den Vorsatz führte, so wurde nur der Aeltere zum Tode verurtheilt; der Jüngere aber freigesprochen. Allein dieser stürzte

sogleich dem Bruder in die Arme, wandte sich dann zu den Richtern, und redete sie so an: „Bürger! haltet ein. Hütet euch, eine Ungerechtigkeit zu bestätigen, die ihr durch euern Ausspruch euch habt zu Schulden kommen lassen! Wir haben beide ohne Rückhalt euere Fragen beantwortet. Ihr habt daraus ersehen, daß unser Verhalten stets einerlei gewesen ist. Ist also mein Bruder schuldig, so bin ich es auch, und muß dann mit ihm sterben; bin ich aber unschuldig, so ist er es auch, und muß dann losgesprochen werden. Gebt euerm Gewissen Gehör. Macht einen Irrthum wieder gut, den ihr euch immer würdet vorwerfen müssen!“

Die überraschten Richter sahen einander einen Augenblick an, erkannten die edle Bruderliebe, und erklärten, in einer plötzlichen Anwandlung von Menschlichkeit, beide für frei.

7. Dem liebenden Herzen gibt treue Bruderliebe Muth, Vieles und Großes zu wagen in der Stunde der Gefahr.

Zu Vernanton, an der Yonne im südwestlichen Frankreich, lebte noch vor einigen Jahren ein Floß-Schiffer, Namens Aubry, der zwar arm, aber sehr glücklich im Kreise liebevoller Kinder lebte. Furchtbare Ueberschwemmungen der Yonne, eines reißenden Flusses, hatten die Floß-Wehren zerstört; mit großen Kosten waren so eben neue gebaut worden. Am letzten Oktober 1800 wurde das neue Fahrwasser geöffnet, und auf dem Floße, welcher zuerst gebraucht werden sollte, sollte auch der kaum fünfzehnjährige Sohn des Aubry seine erste Fahrt machen. Er sollte das eine hintere Ende des Floßes leiten; sein Vater, der dieses für dessen zartes Alter zu gefahrvoll fand, wollte ihm zur Seite stehen. Aber der edle Sohn lehnte es ab, indem er sagte: „Wenn ich unglücklich würde, verlören meine übrigen Geschwister nicht viel; träfe aber das Unglück auch Dich, dann hätten sie alles verloren, ihren Rathgeber, Freund und Helfer. Darum laß mich allein; bald werde ich dich wieder sehen.“ — Der Vater bestieg dennoch den Floß, und stand schützend neben ihm. Kaum war der Floß im Gange, als die hintere Hälfte 4 bis 5 Fuß tief sank; ungestümm tobten die schäumenden Wellen, fest umklammerte der Vater den Sohn; aber die Wogen rissen beide

aneinander. Aubry ſchrie laut, als er den geliebten Sohn vom Strudel ergriffen ſah; er wollte ihn retten, aber auch ihn verſchlingt der Strudel. Am Geſtade rief eine Menge Menſchen um Hilfe, bot geübten Schwimmern Geld zur Belohnung an. Die Unglücklichen kämpften noch mit den Wellen; lange hält ſich der Alte empor, ſucht den Sohn zu halten; menſchenfreundliche Einwohner warfen Stangen, Schlingen und Taue in den Strom dem kämpfenden Aubry entgegen; es gelingt, er erfaßt ſie, und wird ans Ufer gezogen. Aubrys Töchter waren indeſſen herbei geeilt; dankbar und flehend zugleich hoben ſie die Hände zum Himmel, denn ach! ſie ſehen immer noch ihren Bruder im Strudel, bald deſſen Hand, bald den Kopf. Endlich kam auch der ältere Bruder. «Ach! ſeufzte der Jüngling, dem einige Jahre zuvor eine Kanonenkugel in Italien den linken Arm genommen hatte, — armer Bruder! Iſt niemand, der ihn rettet? Erbarmt ſich kein Menſch dieſes Hilfloſen?» — So rief er, und zeigte mit weinendem Auge auf den elenden Reſt ſeines in der Schlacht verlorenen Armes. Ein zerreißender Augenblick war dies, die weinenden Schweſtern, den niedergebeugten, entkräfteten Vater, den verſtümmelten Bruder ſehen und hören zu müſſen! Umſonſt iſt ſein angſtvoller Hülferuf, und er ſtürzt ſich zu den Füßen ſeines Vaters und ſchwört: «Ich rette ihn, oder ich ſterbe mit dem Bruder! Gott mit mir!» — und er ſtürzte ſich beſonnen in den rauſchenden Strom. Nur eine Hand blieb ihm zum Schwimmen: aber einer ſo treuen Bruderliebe gab die göttliche Vorſehung Unterſtützung; er gelangt an die gefahrvolle Stelle, erreicht den ermatteten Bruder, hebt ihn durch eine geſchickte Wendung auf ſeinen Rücken, und iſt ſo glücklich, ihn an das Geſtade, in die Arme des geliebten Vaters zu bringen. Alles Volk jubelte laut. Zwar ſchien der arme Knabe ohne Leben; aber die Vorſehung ſegnete den Gebrauch der zu ſeiner Rettung angewandten Mittel, und der Triumph der Tugend und Liebe, in welchem hier Vater und Söhne wetteiferten, ward dadurch vollſtändig.

Liebe Kinder! Erſtaunt ſehe ich euch ob einer ſo großen, aufopfernden Liebe. Ihr braucht nicht für euere Brüder zu

sterben; aber für sie sollt ihr leben, alles für ihr Glück, ihre Ruhe thun; denn sie sind euch weit näher, als andere Menschen. Scheuet um ihretwillen keine Mühe, kein Opfer, auch wenn es schwer fällt. Reine und thätige Bruderliebe ist dem Herrn ein Wohlgefallen.

8. In einem königlich würtembergischen Dorfe, ohnweit Heilbronn, wurden gegen Ende des Jahres 1806 Rekruten ausgehoben. Das Loos traf auch einen jungen Bauer, welcher Bräutigam und schon dreimal aufgeboten worden war. Den Tag darauf sollte die Hochzeit seyn, als auf einmal dieser harte Schlag alles vereitelte. Der Bräutigam sollte zum Regimente schnell abgehen. Braut und Bräutigam waren außer sich; die Aeltern weinten und baten; allein es war unwiderruflich, er sollte fort. Im höchsten Schmerz ruft er seinem Bruder, der ihn trösten will, zu: »Nun kannst du meine Braut heirathen; denn ich muß fort und werde wohl nie wieder zurückkommen.«

»Das soll geschehen, erwiederte dieser schnell; ich will mich gleich in die Stadt zum Herrn Pfarrer geben.« Und gleich nimmt er seinen Hut und geht wirklich in die Stadt; aber nicht zum Pfarrer, sondern zum Offizier, der die Rekruten-Transporte zu besorgen hatte. Die traurige Lage seines Bruders, der dem Glücke ehelicher Verbindung so nahe war, und nun so schnell und unerwartet seine Braut vielleicht auf immer verlassen sollte, hatte ihn sehr gerührt, und in ihm den Entschluß erweckt, für seinen Bruder ein Opfer zu bringen.

»Herr Hauptmann! redete er diesen an, mein Bruder soll Soldat werden, das Loos hat ihn getroffen; aber er hat eine Braut, und morgen soll die Hochzeit seyn. Ich kann meinen Bruder nicht so unglücklich sehen; nehmen Sie mich, statt seiner; Sie sehen, ich habe das erforderliche Maas, und will ihnen recht gerne dienen.«

Der Offizier sieht ihn verwundert an. »Aber mein Sohn, sagte er, weißt du wohl, daß dein Bruder 8 Jahre dienen muß? Bedenke dich wohl, es könnte dich gereuen.«

»Nein, nein; für meinen Bruder will ich gerne Alles erdulden; nehmen Sie mich nur, ich habe alles bedacht.«

»Nun gut, du braver Bursche, — erwiederte gerührt der

Offizier, ich nehme dich an und verspreche dir, daß du es gut haben sollst. Ich nehme dich unter meine Kompagnie und werde für dich sorgen; dein Bruder ist nun frei.»

Der edle Bruder kehrt nun froh, den Hut mit der Soldatenfeder geziert, nach Hause. Die Seinigen sehen ihn kommen, und bezeugen ihm ihre Verwunderung über das militärische Zeichen. Ganz trocken erklärt er ihnen: da er keine Lust zum Heirathen, sondern zum Soldatenstand habe, so sey er für seinen Bruder Soldat geworden. Innig gerührt stürzt ihm der befreite Bruder in die Arme; die entzückte Braut stammelt Worte des Dankes, die Aeltern segnen ihren guten Sohn. Den andern Tag wird das Hochzeitsfest fröhlich gefeiert, und dann zog der Soldat, von tausend Segnungen der Seinigen begleitet, zum Regimente.

Lieber wollte dieser edle Bruder acht Jahre die Beschwerlichkeiten des Soldatenstandes erdulden, als seinen Bruder unglücklich sehen. Das ist wahre Bruderliebe, die kein Opfer, keine Mühe scheut, um Gutes zu thun, und Leiden zu verhindern.

Ein algierischer Seeräuber hatte ein portugiesisches Schiff aufgebracht, auf welchem sich 14 Engländer befanden. Der englische General Elliot forderte im Namen Großbritanniens die Freilassung dieser Engländer. Sie wurde bewilliget, und unter ihnen befand sich ein junger Mensch, Namens John Williams. Zufällig fand er, bei einem Besuche der Sklavenkerker, seinen längst verlorenen Bruder wieder, der schon zehn Jahre in der Sklaverei gelebt, und den er schon für todt geglaubt hatte. Welch ein Wiedersehen war dies! Lange lagen sich die Brüder in den Armen, Thränen der Freude weinend. Da sah John in den Gesichtszügen seines Bruders, wie viel dieser müsse gelitten haben, und fühlte mit seiner traurigen Lage innigs Mitleid. Ihn loszukaufen, dazu war er zu arm, aber ihn jammerte das harte Loos des Unglücklichen, in welchem dieser schon so lange geschmachtet hatte, zu sehr, um nicht das einzige Mittel, dasselbe zu enden, zu versuchen. Er sagte deßwegen entschlossen zu seinem Bruder: »Ich bin noch jung und kräftig, du aber, lieber Bruder, bist alt und durch

vieljährige Leiden hinfällig. Ich will mit dir tauschen. Kehre du an meiner Stelle in die Heimath zurück; du würdest halb diesem Elend unterliegen; ich kann es länger ertragen, und vielleicht finden sich edelmüthige Herzen, die mich früher oder später loskaufen.“ Der Bruder wollte sich nicht dazu verstehen; aber John beharrte auf seinem Vorschlag und wandte sich deßhalb an den Gebieter seines Bruders. Ein solcher Tausch war diesem sehr willkommen, und alles Sträubens ungeachtet wurden ihm die Ketten gelöst und dem Bruder aufgefasset. Der Befreite kehrte nach England zurück.

Die Art seiner Freilassung wurde sogleich bekannt, und es fanden sich auch sogleich einige Männer von Ansehen, die eine Unterzeichnung zur Loskaufung des edlen John Williams eröffneten. Die Beiträge waren so reichlich, daß davon nicht nur das bedeutende Lösegeld bestritten, sondern auch dem Heimgekehrten noch eine bedeutende Summe gezahlt werden konnte, um davon den Grund zu einem bürgerlichen Gewerbe zu legen, das ihn vor aller Nahrungssorge schützen sollte. Die beiden Brüder lebten nun glücklich und froh beisammen; ihr Fleiß, ihr Eifer, ihre regelmäßige Lebensweise und Sparsamkeit waren ihrer treuen brüderlichen Liebe gleich, und sie gelangten bald zu einem, in ihren Verhältnissen nicht gewöhnlichen, bedeutenden Wohlstande.

Wie glücklich müssen diese Brüder im Andenken ihrer thätigen, treuen Liebe gelebt haben!

10. Von dem kleinen Kirchorte Pill, oberhalb Schwaz im Unter-Innthale, zieht sich gegen den Süden Tyrols ein längeres, sehr schmales und ebenes Thal, welches sich mit einem Felsen schließt, über dessen steile Wand sich ein Wildbach herabstürzt, der das Thal und Dörfchen durchströmt, und sich in den angränzenden Inn ausmündet. Des Thales beide Seiten sind mit Fichten und wildem Gestrippe bewachsen, oft aber von Wuhrbrüchen und kahlen Steinwänden unterbrochen, von denen ungeheure Klöße sich ablösten, die in des Gebirgsstromes Bette herumliegen, Wirbel und Untiefen bilden, und bei größerer Erglaßung des Baches die ganze Wuth desselben durch ihren Widerstand aufreizen. Um die Zeit der Gewitter, und so lange den vom Regen angeschwollene Wildbach des Thales

Ebene überſtrömt, iſt ſelbes unzugänglich, und nur ſelten von einzelnen Hirten und Holzarbeitern beſucht.

In dieſem Zuſtande der Verödung war das Thal am 12. Auguſt des Jahres 1819, als Vormittags 9 Uhr Peter Hirner, ein fünfzehnjähriger Sohn des armen Söldners Franz Hirner am Pillersee-Niederberge, auf der rechten Bachwand in Mitte des Thales ſtand, wo er für ſeines Vaters Ziegen von den Steinritzen ſproſſendes Gras mit einer Sichel abſchnitt. An ſeiner Seite war ſein Bruder Georg, ein Knabe von zehn Jahren, und weiter oberhalb der noch jüngere Bruder Aloys, erſt ſechs und ein halbes Jahr alt. Mit einmal glitſchte Peter Hirner aus Verſehen von dem ſchlüpfrigen Pfade aus, ſtürzte die ſteilen vorragenden Felſenriſſe hinunter, und entſchwand ſeines Bruders Georg ihm ängſtlich nachſtarrenden Blicken. Die bekannte Tiefe des Falles und das Brauſen des Waldſtromes verkündeten dem Letztern nur zu laut des Bruders erlittenes Unglück. Schrecken und Furcht vor ähnlichem Schickſal, ſo wie mächtige Liebe kämpften wechſelweiſe und heftig in des Knaben biederer Bruſt; allein ein unbeſiegbarer Trieb, den Bruder zu retten, entſchied dieſen Kampf im Augenblicke ſeines Entſtehens. Von einem Steinklumpen zum andern kletterte er den nämlichen Weg, den ſein Bruder hinabſtürzte, herunter, und ſchwang ſich, unbekannt mit der ihm drohenden Gefahr, durch Hilfe der Zweige eines einzeln da ſtehenden Strauches, bis an des Wildbaches Rand; aber — welches Bild ſtellte ſich da ſeinen Augen dar!

Gerade vor ihm her, links der felſigten Wand, hatte der Bach einen reißenden Zug, nicht möglich zum durchwaden, an den ein tiefer Wirbel ſtieß. Beinahe in Mitte des Rinnſals ragten zwei mächtige Felstrümmer hervor, an die dieſer Wirbel ſich trieb. Auf einem derſelben ſah Georg ſeinen unglücklichen Bruder Peter unter ſich gekehrt liegen, ſah deſſen Kopf, Vorderleib und Arme in den Kreiſel des Waſſers geſenkt, und die treibende Oberfläche von friſchem Blute geröthet. Daß des geliebten Bruders Leben von einem Augenblicke abhänge, fühlte der Knabe tief, wagte, von Verzweiflung und Liebe geſpornt, einen kühnen, äußerſt verwegenen Sprung, und erreichte glück-

lich das Felsenstück; wäre ihm dieser mißlungen, so würde der Wildbach rettungslos ihn fortgerissen haben. Hier nun stand er, zu beiden Seiten von Wasser umschlossen, wie auf einem Eilande, stemmte sich mit äußerster Anstrengung seiner jugendlichen Kraft fest an den Stein, hob den Unglücklichen, ungeachtet seiner viel überwiegenden Schwere, aus dem Wirbel empor, und hielt ihn dann sitzend mit seinen Armen umschlungen. Bewußtlos war der Gefallene, ganz todtenähnlich, und von seiner Wunde, da sich die ganze Haut von der linken bis zur rechten Seite des Oberhauptes sichelförmig losgerissen hatte, gräßlich entstellt. Ihn fortzuschleppen war er so wenig im Stande, als selbst durch das Wasser zu setzen, um fremde Hilfe zu suchen, und er befand sich daher in neuer, qualvoller Angst.

Indessen war auch der kleinste Bruder Aloys etwas heruntergeklettert, und diesem rief er, dem Vater die traurige Nachricht zu bringen. Lange dauerte es, bis der Kleine das entlegene älterliche Haus erreichen, und der Vater durch Umwege auf diesen Platz des Entsetzens gelangen konnte. Nun erst wurden beide Brüder aus den Fluthen getragen, und der Verunglückte, der durch zwei Tage besinnungslos blieb, und von dem Seelsorger schon zum Tode vorbereitet war, mit thätigem chirurgischen Beistande noch gänzlich gerettet.

Georg setzte also sein eigenes Leben auf's Spiel, um den Bruder zu retten; hätte er sich nicht hinunter gewagt in die schauerliche Tiefe, so wäre sein Bruder von den Wellen weggerissen worden, und rettungslos verloren gewesen.

11. Ein portugiesisches Schiff hatte auf seiner Reise nach Indien das Unglück, zu scheitern. Ein Theil der Mannschaft rettete sich in die Schaluppe, das ist, ein großes Boot; allein diese wurde so sehr überladen, daß sie nothwendig hätte untersinken müssen, wenn man sie nicht erleichtert hätte. In dieser äußersten Noth kam man überein, zwölf Mann durch das Loos zu wählen, und sie in das Meer zu werfen. Es geschah, und das Loos traf auch einen jungen Menschen, dessen Bruder mit auf dem Schiffe war. Kaum hatte dieser es gehört, als er sich den Uebrigen zu Füßen warf, und drin-

gend bat, ihn an seines Bruders Stelle über Bord, oder ins Meer, zu werfen.

„Mein Bruder, schrie er, ernährt den Vater und die Mutter, und ohne ihn müßten sie vor Hunger sterben; ich hingegen kann ihnen nichts, oder nur wenig, nützen. Rettet meinen Bruder, und opfert mich dafür auf!»

Man nahm diesen Antrag an, obwohl man den Bruder, welcher ihm nachstürzen wollte, mit Gewalt zurückhalten mußte. Der in das Meer Gestürzte war ein guter Schwimmer, und die Todesfurcht gab ihm neue Kräfte. Er folgte schwimmend dem Schiffe länger als drei Stunden nach, und da der Wind sich indessen gelegt, und man dem Lande näher gekommen war, wurde es möglich, den edelmüthigen Menschen auch zu retten, und ihn wieder in das Schiff aufzunehmen. Wie groß war die Freude der Brüder, als sie sich wieder sahen!

Als nach der Rückkehr ins Vaterland der König von dieser schönen Handlung unterrichtet wurde, belohnte er die Brüder königlich; der edelmüthige Bruder aber hatte die schönste Belohnung im eigenen Herzen, und in der Erinnerung an seine vollbrachte edle That.

12. Am 4ten Mai 1826 gingen die beiden Söhnchen eines Taglöhners in der Gemeinde la Proiseliere (la Proaseliehr), wovon der ältere 8, der jüngere 6 Jahre alt war, aus dem väterlichen Hause, um im Walde Vogelnester zu suchen. Es war nicht ganz gutes Wetter, und besonders in der Nacht kalt und feucht. Die beiden Knaben eilten von Strauch zu Strauch, von Baum zu Baum, und dachten nicht mehr an den Rückweg, und so kam es, daß sie vom rechten Wege abkamen, und sich ganz verirrten.

Da die Kinder Abends erwartet wurden, aber nicht heimkamen, geriethen ihre Aeltern in große Angst und Besorgniß; endlich durchstreiften sie mit einem großen Theil der Gemeindebewohner die ganze Nacht hindurch und den ganzen folgenden Tag das Gehölze; allein ihre Nachspürungen blieben erfolglos. Am 6ten Mai fand endlich ein Bürger aus Lüreuil jene beiden Knaben in einem dieser Stadt ziemlich nahen Walde, aber bewußtlos lag Einer neben dem Andern. Der

jüngste Knabe gab noch einige Lebenszeichen, und wurde glücklich wieder zu sich gebracht. Allein alle angewendeten Versuche, auch den Aeltesten wieder in das Leben zurückzurufen, blieben fruchtlos. Was verursachte wohl den Tod dieses Knaben? — Nicht allein der Hunger und das indessen eingetretene schlechte und kalte Wetter, sondern — die Liebe zu dem kleinen, schwachen Bruder; denn er wurde über diesen sehr unruhig, als er ihn über Hunger und Kälte klagen hörte, gab ihm den größten Theil seiner Kleidung zur Bedeckung, um ihm das Leben zu erhalten, und so starb er aus Liebe, weil sich der edle, wackere Knabe selbst zur bessern Beschützung seines Bruders der Kleider beraubt hatte. Eine treue, aufopfernde Bruderliebe, treu bis in den Tod.

*

Siehe auch den Artikel Geschwisterliebe.

Siehe, wie fein und lieblich es ist, wenn Brüder einträchtig bei einander wohnen. Psal. 132. 1. — Liebet die Brüder. I. Petr. 2. 17. — Wir sollen das Leben für die Brüder lassen. I. Joh. 3. 16. Die brüderliche Liebe unter einander sey herzlich und fest. Röm. 12. 10, und Hebr. 13. 1.

Wo sich Brüder herzlich lieben,
Und einander gern erfreu'n,
Treuer Liebe Opfer üben,
Und ihr Herz der Eintracht weih'n:
Da weilt segnend Gottes Blick,
Da wohnt Frohsinn, Lebensglück.

Bücher.

Jedes Kind darf sich recht freuen, wenn es lesen kann. Das Lesen ist ein Hülfsmittel zur Erlernung manches Nützlichen; ohne dasselbe würden tausend Sachen den Menschen in der Welt unbekannt seyn. Durch das Lesen lernt ihr eure Religion, die Natur, die Welt und die Menschen besser und

gründlicher kennen; ihr werdet anfangen, über Vieles vernünftiger zu denken; ihr werdet, wo zu helfen ist, zweckmäßige Mittel anwenden. Lesen ist daher einem wohlerzogenen Kinde nöthig, um seinen Verstand zu üben, um seine Aufmerksamkeit zu schärfen und festzuhalten, um seine Kenntnisse zu erweitern, seinen Geschmack, das ist, seinen Sinn für das Schöne, zu bilden, sich in guten Grundsätzen zu befestigen, sich vor manchen Thorheiten, Fehlern und Lastern zu verwahren. Bücher sind daher ein kostbarer Schatz für Kinder; aber nicht jedes Buch ist dies, sondern nur ein von wahrhaft gebildeten Menschen, von Aeltern oder Lehrern als gut anerkanntes. Daher ist es nicht gleich, was man liest, weil es gar viele schlechte Bücher gibt, welche überzuckertes Gift in sich enthalten. Nur wahrhaft gute, fromme, nützliche und erbauliche Bücher sollt ihr lesen. Solche sind öfters die Stimme Gottes, wodurch er zu euch spricht, und aus ihnen könnt ihr lernen, was ihr sonst vielleicht erst nach vielen Jahren, oder durch eigenen Schaden, würdet erlernt haben. Merket euch aber, wenn ihr nicht durch schlechte Bücher vergiftet zu werden befürchten wollt, folgende Regeln.

Leset nur gute Bücher, welche erbaulich und nützlich sind, und ziehet vorhin immer die Aeltern oder Lehrer zu Rathe.

Leset in der Absicht der Belehrung und Veredlung das Beste, was weise, wohldenkende Menschen euch rathen; Leset mit Aufmerksamkeit, Nachdenken und Prüfung, das heißt, fraget euch oft: "Verstehe ich, was ich lese? Hab' ich Nutzen davon, werde ich dadurch weiser und besser?» Wiederholet das Gelesene im Stillen, und prüfet es auf der Wage der Sittlichkeit, des gemeinen Nutzens und der Folgen für die Ewigkeit.

Leset mit dem festen Vorsatze, Alles Gelesene zu benutzen; versäumet aber keine euch näher liegende Berufspflicht über dem Lesen. Sobald Lesen Leidenschaft wird, ist es schädlich. Leset nicht in der Absicht, um mit dem Gelesenen zu prahlen. Leset nicht zuviel auf einmal und nach einander; Wahrheiten und Kenntnisse sind als Speisen zu betrachten, deren übermäßiger Genuß unverdaulich ist. Denket dem Gelesenen nach, und suchet es mit dem zu verbinden, was ihr bereits als wahr er-

kannt habet. Lesen guter Bücher sey eine Nahrung eures Geistes und Herzens, mäßig genossen, und durch Nachdenken wohl verdaut.

Möchten alle Aeltern und Lehrer mit Sorgfalt wachen, daß keine schlechten Bücher in die Hände der Kinder gerathen! Schon die Vorzeit erkannte das große Unheil, das durch böse Bücher unter der Jugend verbreitet werden kann; und darum gaben auch einst die Lacedämonier den Befehl, die Schriften des Archilochus aus Sparta wegzuschaffen, weil sie glaubten, daß das Lesen derselben nicht ohne Verletzung der Schamhaftigkeit und Nächstenliebe geschehen könne. Sie wollten nicht, daß ihrer Kinder Herzen dadurch verdorben werden sollten, und sie hielten es für wichtiger, ihre Sitten rein zu erhalten, als, auf Unkosten dieser, ihren Witz zu üben. Daher bestraften sie jenen großen Dichter, weil er eine Familie, die ihm verhaßt war, durch schmutzige Spottreden sehr gekränkt hatte, damit, daß sie seine Geschichte aus ihrem Staate entfernen ließen. Aehnliche Vorkehrungen wären auch in unserer Zeit sehr nothwendig, um dem immer mehr überhandnehmenden Schwarm sittenloser, giftiger Romane entgegen zu arbeiten.

1. Bücher müssen mit weiser Auswahl gelesen, und dazu besonders solche Bücher gewählt werden, welche den Geist bilden, das Herz veredlen, die Tugend befördern, und zu dem künftigen Berufe nützlich sind.

Philopömen, der in seinen Jünglingsjahren seinen Körper abhärtete und zur Ertragung von mancherlei Ungemächlichkeiten sich geschickt machte, war ein großer Freund der Bücher. Allein, es war ihm nicht gleich und einerlei, was er las, sondern er traf dabei eine weise Wahl. Nur solche Bücher liebte er, welche das Herz bessern, oder zur Tapferkeit anfeuern, oder ihn in der Kriegskunst unterrichten konnten. Hingegen achtete er die Schriften nicht, welche blos zum Vergnügen dienten. Deßwegen gewann er sehr an Bildung seines Geistes.

An Philopömens Beispiele sehet ihr Kinder, daß das Lesen in jedem Stande für den, der sich bilden will, etwas Unentbehrliches sey, und daß man dasselbe, soviel es die Haupthe-

schäftigung erlaubt, auch nicht vernachläßigen darf. Von ihm aber könnet ihr auch lernen, solche Bücher allen andern vorzuziehen, die euch zum Guten ermuntern, zu euerer Bildung beitragen, und euer Wachsthum in nützlichen Kenntnissen, und besonders in solchen, deren ihr in euerem Stande nöthig habet, befördern.

2. Claudius Julianus, der von den Christen den Beinamen Apostata, der Abtrünnige, erhielt, war der Sohn des Julius Constanz, Bruders Constantin des Großen, und wurde am 6ten November 331 zu Konstantinopel geboren. Kaum sechs Jahre alt, sah er, wie sein Vater und mehrere Glieder seiner Familie von den Soldaten des Kaisers Constanz II., seines Onkels, ermordet wurden. Er und sein jüngerer Bruder Gallus entgiengen kaum dem Tode. Julian selbst lag gerade an einer gefährlichen Krankheit darnieder, von der er sich, wie man glaubte, nicht wieder erholen würde; seinen Bruder Gallus rettete die große Jugend. Beiden Prinzen verblieben nur Feinde als Stützen ihres hilflosen Alters, und die Erziehung derselben wurde dem Eusebius von Nicomedien anvertraut, welcher ihnen den Mardonius zum Lehrer gab.

Schon als Knabe zog Julian das Lesen guter Bücher den gewöhnlichen, eitlen Vergnügungen der Jugend vor, und fand am Lesen und Studieren so vielen Geschmack, daß man ihn oft seine Studierstube und seine Bücher mitten unter den Vergnügungen, woran er Theil nehmen mußte, bedauern hörte. Er wurde im Christenthume erzogen, einer Religion, die damals an dem Hofe des Kaisers noch neu war. Julian fühlte den Zwang und die Furcht, in welcher man seine Jugend zugebracht wissen wollte; er suchte daher Trost in — guten Büchern. Er ergab sich dem Studium der schönen Wissenschaften und der Weltweisheit mit vielem Eifer. Als er 14 Jahre alt war, ging er nach Athen und Nicomedien, wo er den Unterricht verschiedener Lehrer genoß, und er erlangte daher eine sehr hohe wissenschaftliche Bildung. Er starb als Kaiser im 34sten Jahre seines Lebens am 27sten Juni 365, und erhielt die Grabschrift: Hier liegt Julian, welcher an den Ufern des

Tigris sein Leben verlor. Er war ein vortrefflicher Regent und ein tapferer Krieger.

3. Nicolaus Boileau (Boalo) wurde geboren den 1. November 1636 zu Crosne (Crohn) bei Paris. Schon als Knabe mußte er eine schmerzliche Krankheit, und eine noch schmerzlichere Operation der Wundärzte aushalten. Sobald er sich von seiner Schwächlichkeit erholt hatte, setzte er seine Studien im Collegium d'Harcourt fort. Er las mit ungemeinem Eifer, fast mit Leidenschaft, die großen Dichter des Alterthums, und als ein Jüngling gab er den Beweis, daß er ein denkender Kopf und ein geborner Dichter sey. Er äußerte eine unersättliche Begierde, alle französischen Gedichte, die zu seiner Zeit meistens schlecht oder nur mittelmäßig waren, zu lesen. Besser hätte er gethan, wenn er etwas Gutes unter Anleitung seiner Oberen gelesen hätte. Allein, er benutzte nur das Beste, und alles Schlechte machte keinen Eindruck auf ihn; weßwegen auch die übertriebene Liebe zu dieser Art von Schriften seinen Geschmack und sein Herz doch nicht verdarb. Vielmehr scheint er dadurch den Hang bekommen zu haben, eine gute und schlechte Schreibart, das Schickliche und Gefallende, so wie das Unschickliche und Lächerliche in Schriften genau zu beurtheilen; er blieb auch immer gut und tugendhaft. Durch seine schönen Kenntnisse und guten Grundsätze, durch seine schon damals ziemlich reife Urtheilskraft ward er also vor den nachtheiligen Folgen, welche das Lesen von schlechten Büchern, besonders Romanen, nach sich zieht, bewahret. Er wurde beliebter Dichter, Mitglied der Akademie, und starb den 13. März 1711.

Jeder Jüngling strebe dem Boileau in dem Eifer für wissenschaftliche Bildung nach; aber nicht im Lesen so vieler und schlechter Bücher, wenn er nicht, wie Boileau, solche Verwahrungsmittel bei sich findet, und feste Grundsätze hat.

4. Gottfried Wilhelm von Leibnitz wurde den 4. Juli 1646 zu Leipzig geboren, wo sein Vater Professor der Sittenlehre war, den er aber schon im 6ten Jahre verlor. Dieser Verlust wurde ihm aber durch die Sorge seiner Mutter für seine Bildung und Erziehung ersetzt. Sie übergab ihn der besondern Aufsicht zweier einsichtvollen Männer, die ihm die Anfangs-

gründe der lateinischen und griechischen Sprache beibrachten. Schon als Knabe zeigte er außerordentliche Fähigkeiten, welche er durch anhaltenden Fleiß vortrefflich entwickelte. Kaum war er jener beiden Sprachen einigermaßen mächtig, als er alle Bücher, die er in der zahlreichen Bibliothek seines verstorbenen Vaters fand, Dichter, Redner, Geschichtschreiber, Rechtsgelehrte, Philosophen, Mathematiker und Gottesgelehrte nach der Reihe durchlas. Das war freilich eine Art zu studiren, wozu nur ein Knabe von Leibnitzens Eifer und großen Talenten fähig war. Nicht jedem wäre daher ein solches Lesen rathsam; denn jeder andere würde hiedurch mehr verwirrt, als gelehrt geworden seyn. Der junge Leibnitz, obwohl er sehr viel Gutes aus diesem Lesen verschiedener Gegenstände zog, fühlte es denn doch und sah es ein, daß es nicht gut sey, so verschiedene Bücher durch einander zu lesen, und daß man mehr Nutzen davon habe, wenn man eine gute Auswahl treffe, und sich an wenige vorzügliche Schriften halte. Daher sich denn auch Leibnitz unter der ganzen Menge von Schriftstellern nur zwei wählte, die er recht studirte, und, wie man zu sagen pflegt, in Saft und Blut zu verwandeln suchte. Es waren der Livius und Virgil. Mit diesen machte er sich so bekannt, daß er sogar noch in seinem Alter ganze Seiten daraus hersagen konnte.

Leibnitz erwarb sich durch die rastlose Verwendung seines ausgezeichneten Talentes großen Ruhm und große Verdienste; hat je die Natur in einem einzigen Menschen viele und große Talente vereiniget, so war es in diesem gelehrten und berühmten Manne, der sowohl wegen des Umfangs seiner Kenntnisse, als wegen der Tiefe seines Verstandes, der Größe seines Genies, und wegen des rastlosen Eifers, womit er die Aufnahme der Wissenschaft und die Verbreitung einer vernünftigen Denkungsart beförderte, nicht allein die Zierde des Hofes war, der ihn besaß, sondern auch jetzt noch der Stolz der Nation ist, aus welcher er hervorging. Er endigte sein rastloses thätiges Leben den 14. November 1716, im 70sten Jahre seines Alters. Die dankbare Nachwelt hat dem verehrten Weisen in den schönen Umgebungen Hannovers ein Denkmal errichtet, welches bloß aus einem am Ende der großen Allee errichteten Tempel besteht,

der Leibnitzens Büste beschirmt; und nur die Worte: Ossa Leibnitzii . . . (Leibnitzens Gebeine) bezeichnen den Stein, unter welchem die Hülle des Mannes ruht, den noch in späten Zeiten die deutsche Nation ihren Stolz nennen wird.

Wie viel kann der Mensch leisten, und was kann aus ihm werden, wenn er die von Gott ihm gegebenen Talente mit Sorgfalt und Eifer verwendet! Merket euch diese Geschichte recht wohl, liebe Kinder, und seyd rastlos fleißig, an eurer Bildung zu arbeiten.

5. Es ist nicht genug, daß wir lesen und oft lesen: wir müssen auch über das Gelesene nachdenken. Darum sagte einst der große Weltweise Seneka: „Wenn die Nahrungsmittel, die wir genießen, durch die Verdauung sich verwandelt haben, geben sie erst Saft und Blut. So müssen wir es auch mit dem, was unsern Verstand nährt, machen: wir müssen es verdauen.“

Aristippus war der Sohn eines begüterten Griechen. Er wurde von seinem Vater nach Olympia geschickt, wahrscheinlich um dort an den Wettkämpfen im Wagenrennen Theil zu nehmen; allein er hatte eine sehr große Wißbegierde, las die besten Werke damaliger Zeit mit Sorgfalt und Eifer, und dachte über das Gelesene nach. Nun hörte er von dem großen Weltweisen Sokrates erzählen, und war so begierig, ihn zu hören, daß er, statt nach Olympia, sogleich nach Athen eilte, und sich unter seine Schüler mischte. Aufmerksam hörte er die Lehrsätze des Sokrates an, las darüber nach, verglich das Gelesene und Gehörte, und bildete auf diese Art seinen Geist vortrefflich. Da sich einst Jemand in seiner Gegenwart rühmte, daß er Viel gelesen habe, sagte Aristippus: „Es gibt Leute, die viel essen, und sich starke Bewegung machen; sind sie aber deßwegen gesünder, als Andere, die mäßig essen, und mäßig sich bewegen? Wenig lesen, und über das Gelesene viel nachdenken, ist das beste Mittel, von seinem Lesen Nutzen zu haben.“ Er wurde nachher Stifter einer berühmten philosophischen Schule unter den Griechen, die nach seiner Vaterstadt Cyrene in Lybien die cyrenaische genannt wurde.

6. Dacier (Dasieh) war der Sohn des André Dacier und der Anna le Fevre, einer Tochter des berühmten le Fevre oder

Tanaquil Faber. Er lebte zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts. Sein Vater und seine Mutter theilten wechselweise den Ruhm großer Gelehrtheit, und so kam es, daß der junge Dacier unter der Anleitung seiner Aeltern große Fortschritte in den Wissenschaften machte, da er zugleich vortreffliche Talente hatte. In seinem zehnten Jahre wußte er mehr, als Andere im zwanzigsten. Mit großer Wißbegierde las er gute Bücher, ja er nahm oft heimlich solche hinweg, um sie verstohlen zu lesen. Auf diese Weise hatte er die berühmten Schriften des Herodots und Polybius, ausgezeichneter griechischer Geschichtschreiber, gelesen. Allein Dacier las nicht nur, sondern er las mit Nachdenken. Das erhellet aus der Antwort, die er einst einem verständigen Manne gab, der ihn fragte: was für ein Urtheil er über jene beiden Geschichtschreiber fälle? — „Herodot, sagte er, ist ein großer Zauberer, Polybius aber ein Mann von großem Verstande.“ Dies Urtheil war sehr gegründet; denn der Vortrag des Herodots ist sehr anziehend, fällt aber oft in das Mährchenhafte; Polybius hingegen schreibt sehr gründlich, und erfüllt alle Pflichten eines denkenden Geschichtschreibers.

7. Es gibt leider unter der großen Menge von Büchern auch sehr viele, die sehr schlecht sind, und ein verderbendes Gift in sich tragen. Nicht genug kann man daher Kinder warnen, in der Wahl der zu lesenden Bücher sehr sorgfältig zu seyn, um nicht, vielleicht durch ein einziges Buch, zeitlich und ewig verdorben zu werden. Schlechte, irreligiöse, den Geschmack und die Einbildungskraft verderbende, unsittliche und schwärmerische Bücher sind besonders von der Jugend zu vermeiden, und darum sollen Kinder ihre Aeltern oder Lehrer immer zu Rathe ziehen, und ihren Aussprüchen Folge leisten, weil sie sonst Gefahr laufen, sehr unglücklich zu werden.

Jakob Joseph Duguet (Dügue), ein Franzose, ließ von seiner ersten Kindheit an so viel Schärfe des Verstandes und der Beurtheilungskraft, und so große Lebhaftigkeit von sich erkennen, daß man sich von seinem reifern Alter viel Außerordentliches versprach. Seine Mutter, eine sehr einsichtsvolle und rechtschaffene Frau, war weder gegen die seltenen Fähigkeiten und den vorzüglichen Fleiß ihres Sohnes,

noch gegen die Lobsprüche, welche er deßwegen erhielt, unempfindlich. Allein weil sie als eine gute Mutter wünschte, daß ihr Sohn einst brauchbar und gut werden möchte, so ging ihre vornehmste Sorge dahin, eine üble Anwendung seiner Naturgaben bei ihm zu verhüten.

Diese Sorgfalt war um so viel nöthiger, je leichter der feurige Knabe auf Abwege geleitet werden konnte. Denn da er noch in die niedere Schule ging, war der Hang zum Romanenlesen bei ihm ungemein stark, und die Gefahr nicht geringe, daß er durch diese Lektüre Geschmack und Sitten verderben möchte. Einst fiel ihm von ohngefähr ein Roman in die Hände, der damals in Frankreich sehr beliebt war. Auch ihm gefiel er ungemein, und er nahm sich vor, ob er gleich nur 12 Jahre alt war, eine Geschichte in eben dem Geschmacke zu schreiben, und den Stoff dazu von einigen Familien-Vorfällen seiner Vaterstadt herzunehmen. Er führte sein Vorhaben in kurzer Zeit auf eine Art aus, die über sein Alter zu seyn schien. Voller Freude erzählte er es seiner Mutter. Diese verständige Frau hörte ihm ruhig zu, als er ihr einen Theil seines Romans vorlas; allein statt über die Geschicklichkeit ihres Sohnes Freude zu äußern, sagte sie vielmehr in einem sehr ernsthaften Tone zu ihm:

„Du würdest sehr unglücklich seyn, mein Sohn, wenn du die Talente, die Gott dir gegeben hat, nicht besser anwenden, und deine Jugendzeit, in der du noch so viel Nützliches zu lernen hast, mit Romanenlesen und Schreiben hinbringen wolltest. Verwende die Zeit zu deiner wissenschaftlichen Bildung, zur Veredlung deines Gemüthes; dies wird dich glücklich, und mir Freude machen.“

Der junge Autor hörte diese Ermahnung seiner liebevollen Mutter ohne Widerrede, ohne Aeußerung der Unzufriedenheit an; er dachte nicht, wie wohl mancher unkluge Knabe gedacht haben würde: das versteht meine Mutter nicht! Vielmehr erkannte er die Richtigkeit ihrer Worte, und war nur darauf bedacht, ihr zu folgen. Sobald er also allein war, warf er seine Schrift ins Feuer, beschloß, nie wieder einen Roman zu lesen, und legte sich hingegen mit allem Eifer auf nützliche

und ernsthafte Wissenschaften. In denselben erlangte er in kurzer Zeit eine solche Fertigkeit, daß er schon als Jüngling von 20 Jahren viele Männer in den nützlichsten Kenntnissen übertraf.

Möchte doch jeder Jüngling, jedes Mädchen sich vor dem Lesen der Romane sehr sorgfältig hüten! Sie verschrauben den Verstand, vergiften das Herz durch schädliche Bilder, Grundsätze und Beispiele, erregen unerreichbare Pläne im Geiste der Leser, und machen sie dann für das wirkliche Leben untauglich, unglücklich. Selbst das häufige Lesen guter Romane versetzt aus der wirklichen Welt in eine eingebildete; man findet es dann im Leben ganz anders, als man es sich vorgestellt hat, und dies verursacht dann üble Laune, Unzufriedenheit mit Gott, mit den Menschen und mit dem eigenen Schicksale. Schlechte Romane aber, das heißt, nicht blos solche, die schlecht geschrieben sind, sondern auch alle, die bei der schönsten Schreibart Sünden und Laster von einer angenehmen, reitzenden, leicht zu entschuldigenden Seite darstellen, und die verderblichen Folgen derselben verschweigen; solche Romane, deren es jetzt unzählige gibt, vermindern den Abscheu am Bösen bei unerfahrenen Menschen, verleiten sie leicht zu Thorheiten und Vergehungen, und vergiften ihren Geist und ihr Herz. So mancher Jüngling, der vor dem Romanenlesen nicht gewarnt wurde, oder sich nicht warnen ließ, ist dadurch ein mißmuthiger, ein ausschweifender, liederlicher, sehr unglücklicher Mensch geworden; und manches früher gute und glückliche Mädchen wurde vergiftet durch Romanen, träumte sich die Welt als ein Paradies, wurde für das wirkliche Leben untauglich durch überspannte Ideen, fiel durch Liebschaften in die Schlingen der Verführung, und verlor ihre Unschuld, die Ruhe ihres Herzens, die Achtung der Menschen und das Wohlgefallen Gottes; ja manches endigte sein Leben im Irrenhause, oder — durch Selbstmord.

Liebe Kinder, Jünglinge und Mädchen! fliehet, wie vor einer giftigen Schlange, vor den schlechten Büchern und Romanen.

*

Verachte nicht die Erzählungen der Weisen, und richte dich nach ihren Sprüchen. Sir. 8. 9. — Suche fleißig in dem Buche des Herrn, und lese. Isai. 34. 16. — Forschet in der Schrift. Joh. 5. 39. — Alle von Gott eingegebene Schrift ist nützlich zur Belehrung, zur Zurechtweisung, zur Besserung, zur Bildung in der Gerechtigkeit; damit der Gott geweihete Mensch vollkommen werde, zu jedem guten Werke geschickt. II. Tim. 3. 16 — 17.

Wie edel ist's, ein Mensch zu seyn!
Ich bin es nur durch Gott allein:
Er gab mir hohe Kräfte;
Er ist's auch, der Gelegenheit,
Sie fortzubilden, mir verleiht,
Und Segen zum Geschäfte.
Drum will ich stets nach höh'rer Bildung streben:
Nur gute Bücher können sie mir geben.

Charakter.

Jeder Mensch hat eine ihm eigen gewordene Denk- und Handlungsart, durch die er sich von Andern unterscheidet; man nennt diese Charakter. Allein, es ist nicht gleich, was der Mensch denkt, und wie er handelt; er muß einen sittlichen, religiösen Charakter sich zu erwerben suchen, und daher immer nur das denken und thun, was die heilige Religion befiehlt, und mit den Sittengesetzen übereinstimmt; der Inbegriff des Eigenthümlichen, was ein Mensch nach und nach im sittlichen Denken und Handeln annimmt und äußert, und was von andern ihn unterscheidet, ist ein sittlicher oder moralischer Charakter.

Auch dem Kinde, dem Jünglinge und Mädchen ist es sehr nothwendig, nach und nach einen sittlichen, religiösen Charakter sich zu verschaffen, und von Tag zu Tag im Guten voll-

kommener und feſter zu werden. Kann ein Bäumchen einſt feſt gegen die Stürme ſtehen, wenn es nicht frühe ſeine Wurzeln ausbreitet, und feſten Grund zu finden ſucht? Kann ein Kind einſt gegen die Stürme des Mißgeſchickes oder der Verſuchung feſt ſtehen, wenn es nicht in ſittlichen, religiöſen Grundſätzen feſte Wurzel gefaßt hat? Nur wer nach ſittlichen, religiöſen Grundſätzen immer handelt, und ſie zur Richtſchnur ſeines Lebens gemacht hat, der hat Charakter; im Gegentheile heißt derjenige charakterlos, der ſich nie die Mühe gab, gute und feſte Grundſätze ſich zu geben, und der auch ohne Kraft iſt, ſie zu befolgen.

Darum beſtrebet euch, meine lieben Kinder, euch nach und nach rechte gute Grundſätze zu verſchaffen und immer nach denſelben zu leben, dann wird auch euer Charakter feſt und gut werden. Nur der Beſtändige allein iſt wahrer Tugend fähig; er allein iſt glücklich, wenn er auch hie und da ſeinen Grundſätzen ein Opfer bringen muß; er allein kann ſeinen Brüdern nützlich werden, weil er vor Allen ſchwere Thaten zu vollenden im Stande iſt, die der Unbeſtändige unvollendet läßt. Ein feſter Charakter gibt ſichere Ruhe. Der Unbeſtändige hat in widrigen Fällen keine ſichere Stütze, worauf er ruhen könnte, weil er keine Wahrheit feſt hält; keine dauerhafte Freude, weil er keinen Gegenſtand der Freude feſt halten kann.

Laſſet deßwegen bei eueren Geſinnungen und Thaten die Geſetze der Tugend und Religion nie aus den Augen; ſo wie dieſe unveränderlich ſind, werdet auch ihr, wenn ihr nach ihnen handelt, beſtändig ſeyn. Machet euch ſchon im Voraus auf Hinderniſſe und Schwierigkeiten gefaßt, die euch in Ausführung euerer Entſchlüſſe entgegen kommen können; damit ihr dann, wenn ſie euch aufſtoßen, euch von ihnen nicht abſchrecken laſſet. Denket recht oft: ohne Kampf gibt es keinen Sieg, und ohne Sieg keine Tugend.

1. Benjamin Franklin wurde zu Boſton in Nordamerika den 17ten Januar 1706 von unbemittelten Aeltern geboren. So gern ihn ſein Vater, der die Fähigkeiten des Knaben früh bemerkte, den theologiſchen Studien gewidmet hätte, mußte er dieſen Plan doch aus Mangel an den nöthigen

Mitteln wieder aufgeben; denn er war damals durch seine Profession, die Färberei, nicht im Stande, seine Familie nur dürftig zu ernähren, und hatte sie aus Noth mit dem Lichtziehen und Seifensieden vertauscht. Bei dieser Arbeit mußte ihm sein Sohn Benjamin hülfreiche Hand leisten, der sich für diese ihm widrige Beschäftigung einigermaßen dadurch zu entschädigen suchte, daß er in seinen Erholungsstunden seinen Hang zum Lesen nützlicher Schriften befriedigte. Allein es standen ihm dazu nicht viele Bücher von Auswahl zu Gebote, als die wenigen, meist gottesgelehrte und sittliche Schriften, welche sich in der Bibliothek seines Vaters vorfanden. Schon als Jüngling faßte er den schönen, aber schwierigen Gedanken: moralisch vollkommen zu werden. Er wollte sein Leben ohne Fehler vollbringen, und sich unabhängig von Allem machen, was ihn dazu verleiten könnte, nämlich Neigung, Gesellschaft und Gewohnheit. Da er glaubte, in einem Alter zu stehen, in welchem er Gutes und Böses von einander unterscheiden könne, so glaubte er auch im Stande zu seyn, jenes zu thun, und dieses zu lassen; aber er sah bald, daß er sich etwas vorgenommen hatte, was seine Kräfte überstieg. Denn indem er bisweilen darauf dachte, sich vor einem Fehler zu hüten, so fiel er unversehens in einen andern. Die Gewohnheit schläferte seine Aufmerksamkeit ein, und die Neigung übermannte seine Vernunft.

Allein Franklin verlor den Muth dennoch nicht, sich einen sittlichen, festen Charakter zu verschaffen. Jene Erfahrungen brachten ihn zu dem Schlusse, daß die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, moralisch vollkommen und charakterfest zu werden, nicht hinreiche, Fehler zu vermeiden; sondern daß man vor allen Dingen schädliche Gewohnheiten unterdrücken, und nützliche sich eigen machen müsse, ehe man durchaus gut handeln könne. Um dieses nun auszuführen, bediente er sich einer ganz eigenen Methode. Höret, wie er es anging, sich einen sittlichen Charakter zu verschaffen.

Er brachte unter 12 Tugendnamen alles, was er für nöthig und nützlich hielt, und fügte jedem eine kurze Regel bei,

die ihm mit wenig Worten sagte, was er thun müsse. Folgendes waren seine Tugenden mit ihren Regeln.

1. Nüchternheit. Iß nie so viel, daß dich die Speise drückt; trink nie so viel, daß dein Kopf belästiget wird.

2. Verschwiegenheit. Sage nichts, als was dir und Andern nützlich seyn kann. Vermeide jede geistlose Unterhaltung.

3. Ordnung. Jede Sache habe ihre Stelle, und jedes Geschäft seine Zeit.

4. Entschlossenheit. Hege stets den Vorsatz, das zu thun, was deine Schuldigkeit ist, und was du einmal beschlossen hast, das nimm nicht zurück.

5. Sparsamkeit. Mache keinen Aufwand, als der dir und andern nützlich ist; gib nichts zwecklos aus.

6. Thätigkeit. Sey nie müßig, sondern stets mit etwas Nützlichem beschäftigt; nie werde etwas Unnützes gethan.

7. Aufrichtigkeit. Bediene dich nie einer schädlichen Verstellung. Deine Gedanken seyen, wie deine Reden, arglos und gerecht.

8. Mäßigung. Vermeide alles Uebertriebene (Extrem). Laß dich nie von Beleidigungen aufbringen, selbst wenn sie schwer sind.

9. Reinlichkeit. Dulde keine Unsauberkeit am Körper, an Wohnung oder Bekleidung.

10. Gemüthsruhe. Laß dich nie durch Kleinigkeiten, gewöhnliche oder unvermeidliche Vorfälle, aus deiner Fassung bringen.

11. Gerechtigkeit. Behandle einen Jeden nach seinem Verdienste, und was du willst, daß dir die Leute thun sollen, das thue ihnen auch.

12. Keuschheit. Gib nie einem unheiligen Gedanken in deinem Herzen Raum, und bedenke, welch ein seliges Gefühl es sey, eines reinen Herzens zu seyn.

Nach des Pythagoras, eines großen Weltweisen, Rath glaubte er, daß eine tägliche Prüfung mit sich nöthig sey; daher prüfte er sich an jedem Abende über jede der obigen Tugenden. Er nahm sich jede Woche aber nur eine Tugend

vor; aber er hütete sich wohl, gegen diese den leichtesten Vorstoß zu begehen. Jeden Abend überdachte er den vollbrachten Tag, und bezeichnete jeden Fehler mit einem Dintenstreiche.

Auf diese Art erwarb sich Franklin einen festen, sittlichen Charakter, und große Vollkommenheit in der Tugend. Er errichtete eine Buchdruckerei in Philadelphia, studierte unermüdet, sammelte sich ausgezeichnete Kenntnisse, erhielt im Jahre 1743 den ehrenvollen Auftrag, den Plan der philosophischen Gesellschaft von Amerika genauer zu entwerfen. Die Erfindung des Gewitterableiters machte seinen Namen durch ganz Europa bekannt. Er erwarb sich große Verdienste um sein Vaterland bei der Anerkennung der Unabhängigkeit der dreizehn vereinigten Staaten von Nordamerika, und alles wetteiferte, dem edlen Manne Beweise der Achtung und Dankbarkeit zu geben. Er starb, bis an seinen Tod für das Wohl seiner Mitbürger ununterbrochen thätig, am 17ten April 1790.

Ihr sehet aus dieser Geschichte, meine lieben Kinder, wie weit der Mensch in der Tugend es bringen könne, wenn sein Wille ernst und fest ist. Möchtet ihr Alle jene Regeln euch merken, und darnach leben, und ihr werdet gewiß einen sittlichen Charakter euch eigen machen.

2. In dem Herzen des Herzog Christoph von Würtemberg äußerten sich schon frühzeitig die vortrefflichen Wirkungen der Gottesfurcht und Liebe zur Tugend. Als junger Prinz hielt er sich 8 Jahre lang am französischen, und fast eben so lange am österreichischen Hofe auf, und wurde überall mit der größten Achtung und Auszeichnung behandelt, und zu ansehnlichen Militärstellen befördert. Aber weder die Pracht und üppige Lebensart bei Hofe, noch das so leicht zu Untugenden verleitende Leben im Kriege waren im Stande, ihn zur Untreue gegen seine, schon in frühester Jugend, erlangten guten Ueberzeugungen von Christenpflicht und Christenglückseligkeit, oder gegen seine Grundsätze zu verleiten. Fest und unwandelbar blieb er stehen in dem Vorsatze, tugendhaft zu leben, und nichts vermochten gegen ihn alle Lockungen und Reitze des Hoflebens. Die vielen, in der Schule der Leiden gemachten Erfahrungen dienten ihm zu seiner Veredlung und Stär-

kung im Guten. Als ein Held widerstand er den öftern Versuchungen zum Unrecht und zur Sünde, und dieser schöne sittliche Charakter ward ihm noch eigen als nachmaliger Regent, indem er seinen Unterthanen mit dem schönen Beispiele des Guten vorleuchtete, und durch die vortheilhaftesten Einrichtungen im geistlichen und weltlichen Fache sich ein unvergängliches Verdienst, und in den Herzen der Nachkommen ein bleibendes Denkmal erwarb und errichtete.

Denket an den Prinzen Christoph, meine lieben Kinder, wenn ihr versucht oder gereizt werdet, eueren gefaßten Grundsätzen und Entschlüssen untreu zu werden. Nur wer fest im Kampfe ist, erlangt den Sieg.

3. Die Tugend fordert, daß man ihr manches Opfer bringe; wer dieses nicht zu thun vermag, wird nie vollkommen werden. Wer Religion und Tugend aber immer im Auge hat, wird freudig auch dem Angenehmen entsagen, wenn er weiß, daß diese es fodern, und dennoch glücklich sich fühlen.

Elise Embert, die Tochter eines französischen Bürgers, verdient wegen ihrer tiefen Hochachtung für das edelste Gut, welches Menschen und Christen besitzen sollen, für Religion und Tugend, als ein charakterfestes, vortreffliches Mädchen genannt zu werden. Ihr ehrwürdiger, religiöser Charakter wird aus folgendem Umstande in einer der wichtigsten Angelegenheiten ihres Lebens sichtbar. Sie war mit einem jungen Manne versprochen, und sollte ihm in einigen Tagen angetraut werden. Am Abende vor der Hochzeit befand sich der Bräutigam in einer Gesellschaft mit seiner Braut; er war munter, sprach viel, und in der Selbstgefälligkeit, Alles um sich her lustig zu machen, kamen seine Scherze auch auf Religion. Die Braut verwies es ihm liebreich; er aber lehnte den Verweis mit dem Tone des Weltmannes ab, der nicht so kleinstädtisch scheinen will, auf Gott und Religion zu achten. Das Mädchen erschrack, faßte sich aber sogleich und sagte: „Von diesem Augenblicke an, da ich bemerke, daß ihnen die Religion nicht ehrwürdig ist, bin ich nicht mehr die Ihrige — wer Gott nicht liebt und die Religion nicht achtet, kann seine Frau weder redlich lieben, noch achten.“ Standhaft blieb Elise bei ihrem Entschlusse, und nichts ver-

mochte sie, ihn zurückzunehmen. Umsonst wollte jetzt der Bräutigam Gefühle für Religion und Unschuld heucheln; sie verabscheute ihn nur desto mehr, und dankte der Vorsehung, die ihr einen solchen Wink gab, vor großem Unglücke sich zu bewahren. Umsonst versuchten Aeltern und Verwandte, die Sache beizulegen. Elise blieb bei ihrem Entschlusse, und die Obrigkeit und alle Rechtschaffenen, die davon hörten, billigten ihre edlen Grundsätze.

Was wäre mehr zu wünschen, als daß alle Mädchen, die in Elisens Verhältnisse kommen, ihr nachahmen und erkennen würden, daß nur ein religiöser, sittlicher Charakter wechselseitige Achtung und Liebe, und somit der Ehe Glück, gründen und sichern könne? Dann wäre viel Elend und Unglück in Ehen weniger zu treffen; denn es ist eine durch Erfahrung erprobte Wahrheit, daß ohne wahres, tiefes Gefühl für Religion und Tugend, ohne feste, religiöse Grundsätze, keine enge Verbindung zwischen mehreren Personen, am wenigsten das engste, heiligste Band in der menschlichen Gesellschaft, die Ehe, weder diejenige Festigkeit und Dauer erhalten, noch das Glück und den Segen zur Folge haben könne, den man sich verspricht.

4. Des Jünglings schönster Schmuck ist, wenn er mit Anwendung schöner Talente einen edlen, sittlichen Charakter und das Bestreben verbindet, recht viel Gutes zu wirken.

Julius Lieberkühn erhielt von dem gütigen Schöpfer große Talente, die er mit vielem Eifer verwendete, und sich deßhalb in den verschiedenen Fächern der Wissenschaften nach und nach sehr ausgebreitete, und zugleich sehr gründliche Kenntnisse erwarb. Er gehörte zu den vorzüglich glücklichen Köpfen, die für jede Art der Wissenschaften Sinn, und zu jeder Art von Ausbildung des Geistes Empfänglichkeit haben. Die verschiedenen Seelenfähigkeiten standen bei ihm in dem reinsten Verhältnisse. Er hatte einen feinen und schnellen Beobachtungsgeist für die Erscheinungen in der geistigen und körperlichen Natur, und ein sehr treues Gedächtniß, eine ungemein fruchtbare und lebhafte Einbildungskraft, die bei allem Reichthum an Gedanken und Bildern, den sie ihm zuführte, stets regel-

mäßig blieb, und ihn zu keinem Fehler, zu keiner Uebertreibung verleitete, welche die Vernunft hätte tadeln können. Seine Empfindung des Schönen jeder Art war sehr fein und richtig, und sein Geschmack hatte einen hohen Grad der Ausbildung; er war unter andern ein Kenner der Musik, und spielte das Clavier vortrefflich. Verschiedene kleine Gedichte, die er bei Gelegenheiten, aber nicht für das Publikum, schrieb, von denen aber gleichwohl einige gedruckt und mit Beifall aufgenommen wurden, bewiesen sein glückliches Talent für die Dichtkunst. Er besaß eine gewisse Geschmeidigkeit und Gewandtheit des Geistes, wodurch er in Stand gesetzt wurde, in allem, worauf er sich verlegte und was er unternahm, glückliche Fortschritte zu machen. Er ging mit Leichtigkeit von einer Art der Beschäftigung und Geistesanstrengung zur andern über, faßte, dachte und arbeitete mit einer bewunderungswürdigen Geschwindigkeit und war immer bei allem, was er sprach und that, ganz gegenwärtig. Das nothwendige Erforderniß aller menschlichen Weisheit und Tugend, die stete volle Besonnenheit und Geistesgegenwart, besaß er in einem vorzüglichen Grade.

Allein, so ausgezeichnet auch seine Talente waren; und so vortrefflich er dieselben größtentheils durch eigenes Verdienst ausgebildet hatte, so war doch sein sittlicher Charakter, seine reine, hohe, bewährte Sittlichkeit dasjenige, was ihm die Hochachtung und Verehrung aller, die ihn kannten, in einem noch höhern Grade erwarben. Früh hatte er sich gewöhnt, dem Richter in ihm, seiner Vernunft, zu folgen, und ihrem Ausspruche widerstrebte keine seiner Leidenschaften mit siegreichem Erfolge. Daher war er schon als Jüngling der Liebling aller verständigen und edlen Menschen, die ihn kannten, und ein Muster, welches Aeltern ihren Kindern zur Nachahmung vorstellten. Recht und Pflicht waren die unbedingten Gesetze seines Verhaltens, seines Thuns und Lassens, so wie es das höchste Ziel alles seines Strebens und seiner heißesten Wünsche war, recht viel gemeinnütziges Gutes auf dem ihm von der Vorsehung angewiesenen Standpunkte bewirken zu können. Er dürstete nicht nach Ehre und nach keiner Art

eigennützigen Genusses, sondern fand in dem Bewußtseyn der Pflichterfüllung seinen ganzen Lohn und seine befriedigende Seligkeit. So erzeigte er sich in allen und jeden Verhältnissen und unter allen Umständen; er war charakterfest; und bei dem allem war er doch zugleich sehr gefällig, zuvorkommend und thätig, wenn es darauf ankam, Jemanden zu dienen, ihm Nutzen oder Vergnügen zu verschaffen.

Ein Beispiel, ein Bild eines schönen, thätigen Lebens, das die Nachahmung von allen Jünglingen verdient.

*

Laß dich nicht von jedem Winde führen, und gehe nicht auf allen Wegen. Sir. 5. 11. — Seyd fest und unerschütterlich, und arbeitet immer eifriger an dem Werke des Herrn. I. Kor. 15. 58. — Lasset euch nicht von vielerlei und fremden Lehren umhertreiben. Hebr. 13. 9. — Wer ausharret, bis ans Ende, der wird selig seyn. Matth. 24. 13.

Der Frevler mag die Tugend schmäh'n,
Uns soll er sie nicht rauben;
Der Unchrist mag ihr widersteh'n,
Wir halten fest am Glauben.
Wer Tugend innig liebt und haltet Christi Wort:
Der wankt im Guten nie; der Herr ist stets sein Hort.

Christus bekennen.

Unendlich groß ist das Glück, ein Christ zu seyn, ein Bekenner jener Religion der ewigen Wahrheit und Liebe, welche Jesus, der Sohn und Liebling Gottes, der Weiseste, Größte, Heiligste, Liebevollste der Menschen, gestiftet hat. Durch Jesus, den erhabenen Erlöser des Menschengeschlechtes, genießt jeder Christ die reichsten Vorzüge. Er ist frei von den Fesseln des Irrthums — die Wahrheit lehrte Christus; er ist frei vom Zwange — Liebe lehrte und übte Christus; für ihn gibt es keinen Tod, denn durch Christus ist er ein Kind des ewigen

Vaters, ein Glied des Geisterreiches, ein Erbe ewiger Seligkeit. Wie glücklich ist daher der Christ, der die Größe, den Umfang der Christenwürde und ihre Pflichten erkennt, und als ein Christ lebt, an Christus sich anschließt, nach seinem Vorbilde handelt, seine Lehren als die höchste, göttliche Weisheit erkennt, und sie als Richtschnur seines Lebens betrachtet!

Allein nicht blos der Glaube an die göttliche Religion Jesu, Liebe zu ihr und ihrem Stifter soll in uns leben und wirken; Glaube und Liebe müssen ihr Leben und ihre Kraft dadurch bewähren, daß wir Christus bekennen, das heißt, ohne Furcht und immer die Ueberzeugung aussprechen, daß Jesus Christus unser Erlöser und Heiland sey, wir aber seine treuen Schüler und Verehrer ewig bleiben wollen. Das freie, muthvolle Bekenntniß für Jesus ist jedes Christen heilige Pflicht. Wer eine so erhabene und wohlthätige Religion, wie die christliche ist, öffentlich bekennt, macht seinem Verstande und Herzen Ehre, und erwirbt sich den Beifall und die Liebe jedes eifrigen Verehrers der Religion Jesu. Das öffentliche Bekenntniß flößet auch Andern Ehrerbietung und Hochachtung gegen die Religion ein. Wer sich aber seiner Religion schämet, und sie verläugnet, macht sich des abscheulichsten Undankes schuldig gegen Gott, der diese Lehre mit so viel Weisheit, Liebe und Güte den Menschen verkünden ließ, gegen Jesus, dem sie unsägliche Mühe und große Leiden verursachte, gegen die Lehre selbst, die für ihren treuen Verehrer eine unendlich beseligende Lehre ist. Darum, meine lieben Kinder, überzeuget euch recht gründlich von dem hohen Werthe euerer Religion, damit sie euch recht lieb, unendlich theuer werde. Lebet stets nach den göttlichen Lehren derselben, damit ihr ihre Wirkungen an euch empfindet; lasset euch nicht aus Menschenfurcht verleiten zur Verläugnung Christi und seiner heiligen Religion, auch wenn es euch das größte, schwerste Opfer kosten sollte. Wer den Herrn Jesum freudig liebet, den wird er segnen, und dort oben, im Himmel, gewiß als den Seinen erkennen.

Von Kindern will ich euch nun erzählen, die ohne Furcht, frei und offen als Christen sich bekannten, ihren Glauben und

ihre Liebe zu Jesus öffentlich zu erkennen gaben, und lieber Qualen, ja selbst den Tod erduldeten, als Jesus verläugneten.

1. Pankratius, ein geborner Phrygier, stammte von adelichen Aeltern. Sein Vater Cledonius übergab auf seinem Sterbebette seinem Bruder Dionysius das einzige Söhnlein sammt einem sehr großen Vermögen, und bat ihn, daß er sich des kleinen, älternlosen Waisen annehmen, und Vaterstelle bei ihm vertreten möchte. Dionysius versprach dieses seinem sterbenden Bruder, und erfüllte auch sein Versprechen mit mehr als brüderlicher Treue. Er ließ sich die Erziehung des kleinen Enkels nahe am Herzen liegen, und liebte ihn besonders seiner reinen Sitten wegen wie sein eigenes Kind. Drei Jahre hernach unternahm Dionysius eine Reise nach Rom, nahm seinen jungen Enkel mit, und kehrte außer der Stadt auf einem Mayerhofe ein, wo sich gerade der Pabst Marzellinus verborgen hielt, um dem tyrannischen Kaiser nicht in die Hände zu gerathen. Dionysius und Pankratius hörten so viel edles und ruhmwürdiges von diesem frommen Manne, daß der Wunsch, ihn zu sehen und zu sprechen, immer lebhafter in ihnen wurde. Sie wurden auch wirklich mit ihm bekannt, und schenkten ihm ihr ganzes Vertrauen. Er benützte diese Freundschaft, und suchte ihnen bei dieser Gelegenheit den christlichen Glauben zu empfehlen, denn sie waren beide noch Heiden. Er wußte sie so nachdrücklich von der Wahrheit desselben zu überzeugen, daß sie ihn freudig annahmen, und fest entschlossen waren, selbst ihr Leben, wenn es nöthig wäre, für ihren Glauben an Christus aufzuopfern; denn damals waren die Bekenner Christi unzähligen Verfolgungen ausgesetzt, und wer öffentlich sich einen Christen nannte, dessen Leben stand in großer Gefahr. Dionysius starb auch mit diesem schönen Vorsatze bald hernach an einer Krankheit.

Nun aber kam die Zeit, in welcher Pankratius, als ein Knabe von 14 Jahren, seinen Glauben an Jesus bewähren sollte; und er zeigte auch, wie stark Gott in den Schwachen sey. Kaiser Diokletian erfuhr den Aufenthalt des Knaben, so wie, daß er von einer vornehmen Herkunft sey. Er ließ ihn daher vorrufen. Die einnehmende Gestalt des Knaben gefiel dem ge-

krönten Tyrannen; allein um so mehr mißfiel ihm, daß er zur christlichen Religion sich bekenne. Er versuchte es, den mannhaften Jüngling durch Schmeicheleien vom christlichen Glauben abwendig zu machen, und zur Anbetung und Verehrung der falschen Götter zu verleiten. Allein Pankratius, der zu sehr von der Wahrheit der christlichen Religion und von der Thorheit und Schändlichkeit des Götzendienstes überzeugt war, antwortete dem Kaiser unerschrocken:

„Monarch! ich muß mich wundern, daß du als ein vernünftiger Mann so ruchlose Menschen als Götter verehren kannst, die du, wenn sie ihre Schandthaten unter deiner Regierung ausgeübt hätten, empfindlich würdest bestraft haben. Ewig werde ich Jesum lieben!“

Diese Worte hielt Diokletian für Lästerungen der Götter, und befahl, den standhaften, freimüthigen Jüngling auf der Stelle zu enthaupten. Er starb als ein treuer Bekenner Jesu Christi.

2. Martina war die Tochter eines angesehenen Bürgermeisters zu Rom. Schon frühe, da sie noch sehr jung war, verlor sie ihre Aeltern, die ihr ein großes Vermögen hinterließen, das sie aber größtentheils unter die Armen austheilte; denn sie richtete sich genau nach der Vorschrift des Christenthums, das seinen Bekennern befiehlt, Arme und Nothleidende zu unterstützen. Dabei führte sie ein eingezogenes, gottesfürchtiges Leben.

Unter der Regierung des Kaisers Alexander Severus, der im Jahre 222 den Thron bestiegen hatte, wollte man sie zwingen, daß sie die Götzen anbeten, und ihren Bildern opfern sollte. Allein dazu war Martina durchaus nicht zu bewegen. Sie bekannte Jenen, und opferte nur Dem, der gesagt hat: „Wer mich vor den Menschen bekennen wird, den werde ich auch vor meinem Vater im Himmel bekennen.“ Ihre standhafte Treue, womit sie ihrem Heilande anhing, erbitterte ihre Gegner. Da Worte nichts halfen, so suchten sie durch grausame Peinen die zarte, fromme Jungfrau in ihrem Glauben wankend zu machen. Man schlug sie erbärmlich, zerfleischte ihren Leib mit Haken, und fügte ihr viele andere Unbilden zu. Aber sie war durch

nichts zu bewegen, von Jesus abzufallen. Heldenmüthig, mit einer bewunderungswürdigen Geduld ertrug sie alle noch so heftigen Schmerzen; ja sie sagte sogar, daß sie eine Freude daran habe, wenn sie um ihres Glaubens willen leiden könne; weil sie die sichere Hoffnung habe, daß sie dafür den Himmel erlange, wo auf sie eine unaussprechlich große, ewig dauernde Seligkeit warte.

Diese große Standhaftigkeit und unbezwingbare Geduld, mit welcher Martina alle Martern ertrug, die man ihr anthat, machte auf die Gerichtsdiener, welche sie peinigen mußten, einen solchen tiefen Eindruck, und erschütterte ihre sonst harten Herzen so sehr, daß auch sie den wahren Glauben annahmen, und sich ohne Scheu öffentlich zur christlichen Religion bekannten. Die Richter waren darüber höchst erbittert, ließen sie sogleich verhaften, und da sie auf dem angenommenen Glauben verharrten, so wurden sie grausam hingerichtet. Nachdem diese getödtet waren, endete auch Martina ihr Leben. Sie sah mit Ruhe und Fröhlichkeit ihrem Tode entgegen, der darin bestand, daß man ihr mit einem Beile den Kopf abhieb. Ihre Liebe zu Gott und treue Anhänglichkeit an ihren Heiland machte sie noch in dem letzten Augenblicke ihres Lebens so starkmüthig, daß sie selbst ihren Kopf freudig hinstreckte, um ihn vom Rumpfe zu trennen, in der sichern Hoffnung, bald bei ihrem Erlöser zu seyn.

Jünglinge und Mädchen! sehet hier, wie groß die Kraft des religiösen Glaubens und der treuen christlichen Liebe ist; sehet, wie selbst durch Schwache Gott, der Herr, so viel vermag. Niemand stört euch in dem freien Bekenntniß euerer Religion; aber ihr sollt nicht den Götzen der Welt, der Augenlust, Fleischeslust und Hoffart des Lebens, opfern, sondern treu eueren Heiland Jesus lieben, und jene Wege wandeln, die er euch gelehrt hat und selbst vorangegangen ist. Vor Niemanden sollet ihr euch scheuen, Christen zu heißen, und allezeit in Gesinnung, Wort und That wahre Verehrer und Nachfolger Christi seyn.

3. Kaum war der Feldherr Aurelian, von Geburt ein Ungar, von seinem Kriegsheere zur Würde eines römischen Kaisers erhoben, und vom römischen Senate öffentlich anerkannt worden; so glaubte er auch, die Verehrung der römischen Gottheiten nach

allen seinen Kräften befördern zu müssen, weil er sich dadurch die Anhänglichkeit, die Liebe und das Zutrauen des römischen Volkes erhalten zu können hoffte. Er erbaute daher nicht nur allein neue Tempel in Rom, worunter jener, welchen er der Sonne geheiligt hatte, der prachtvollste war, sondern er bereicherte auch die übrigen römischen Tempel mit kostbaren Geschenken. Auch die Kirche Jesu versprach sich unter der Regierung dieses Kaisers ruhige Zeiten, besonders nachdem er dem von der bischöflichen Würde entsetzten Paul von Samosata, welcher von der Entscheidung und Verordnung des zweiten Antiochenischen Kirchenrathes zuerst in der Welt, von einem Beschlusse der Kirche an einen Kaiser sich gewendet und selben um Schutz und Hilfe gebeten, abgewiesen und erklärt hatte: er erkenne nur jenen für den rechtmäßigen Bischof von Antiochia, an welchen die italienischen Bischöfe und namentlich der von Rom ihre Briefe in Ansehung der Lehre richten würden.

Unterdessen bewies der Erfolg, daß Aurelian diese Erklärung mehr aus einem Triebe der Gerechtigkeitsliebe, als aus Neigung gegen die Bischöfe der Christenheit oder aus Hochachtung für die Religion Jesu gegeben habe; denn er haßte die Christen überhaupt; und wenn er einige Zeit lang von der Verfolgung derselben abgeschreckt wurde, so geschah es nur deßwegen, weil, als er den ersten Verfolgungsbefehl unterzeichnen wollte, Arm und Hand ihm plötzlich erstarrten; kaum war er aber wieder hergestellt, so erließ er wirklich jenen grausamen Befehl, welcher die Stadtvögte im ganzen römischen Reiche ermächtigte, die Christen zu verfolgen und mit Feuer und Schwerdt zu vernichten.

Ein fünfzehnjähriger Jüngling, Namens Agapitus, von Präneste gebürtig, zeichnete sich besonders unter jenen Christen aus, welche die Schwere des kaiserlichen Befehls am ersten erfahren sollten. Schon längst lag es in den Wünschen des frommen Agapitus, die Wahrheit seines christlichen Glaubens mit seinem Blute besiegeln zu dürfen, und er frohlockte daher, als er vernahm, daß er auf Befehl des römischen Kaisers wegen seines christlichen Bekenntnisses vor ihm erscheinen sollte. Mit einer Herzhaftigkeit, die weit über sein Alter hinausging, bekannte er,

daß er ein Anhänger Jesu Christi sey. Umsonst schmeichelte ihm der Kaiser, umsonst versprach er ihm Auszeichnung und Glücksgüter, wenn er dem christlichen Glauben entsagen, und ihren Göttern opfern würde. Würdevoll lehnte der Jüngling alle Anerbietungen ab, so zwar, daß der Kaiser die Geistesstärke des Jünglings bewundern mußte; doch weil Agapitus zur Verläugnung Jesu durchaus nicht zu bewegen war, so befahl endlich der Kaiser dem Stadtvogte zu Prâneste, den Jüngling auf mannigfaltige Art züchtigen zu lassen, weil derselbe vielleicht dann seine Beharrlichkeit bereuen würde. Der Stadtvogt läßt nun den jungen Agapitus lange Zeit hindurch geiseln und dessen Körper erbärmlich behandeln, darauf in den Kerker zurückführen, und dort vier Tage lang ohne alle Nahrung und Hilfe schmachten; weil aber Agapitus noch standhafter im Bekenntnisse Jesu ward, ließ er ihm glühende Kohlen auf das Haupt legen, neuerdings ihn mit Ruthen geißlen, dann an den Füßen aufhängen und unter seinem Haupte ein Feuer anzünden, daß er von demselben gleichsam gebraten oder wenigstens von dem Rauche erstickt würde. Agapitus erträgt schweigend und frohlockend alle diese Leiden. Der Richter häuft Marter auf Marter, er läßt den jugendlichen Helden auf die Erde legen und dessen Körper mit siedendem Wasser begießen, und weil Agapitus auch diese Leiden großmüthig erträgt, vielmehr mit lauter Stimme Gott dabei preißt, so befiehlt der Stadvogt, daß man ihm die Kinnbacken zerschlage. Wie aber dieses ausgeführt wird, stürzt auch der Stadtvogt betäubt zu Boden und gibt seinen Geist auf. Kaum hört dies der Kaiser, so befiehlt er, daß Agapitus wilden Thieren zum Raube vorgeworfen werde; weil aber diese den Jüngling nicht berühren, so verurtheilt er ihn zur Enthauptung. Und sieh, wie des edelmüthigen Jünglings Blut dahin fließt, nähert sich des Kaisers Geheimschreiber, Namens Athanasius, dem kaiserlichen Throne, und erklärt sich, ermuntert durch des jungen Agapitus bewunderungswürdige Standhaftigkeit und hohe Ruhe, freimüthig für einen Verehrer Jesu und Bekenner seines heiligen Glaubens, und erduldet wenige Au-

genblicke darauf, auf des grausamen Kaisers Befehl, ebenfalls die Marter der Enthauptung.

Liebe Kinder! lernt aus dem Betragen des standhaften Martyrers Agapitus, wie das unerschrockene und standhafte Bekenntniß der Religion Jesu selbst auf Erwachsene, ja sogar auf Feinde der Religion wohlthätig wirken und sie zu edleren Gesinnungen und Handlungen führen könne; wie also auch ihr durch treue Ausübung euerer Religionspflichten und ein unerschrockenes, von Menschenfurcht weit entferntes, Bekenntniß der Lehre Jesu wohlthätig denjenigen werden könnet, die vielleicht jetzt noch freche Spötter und Verläumder Jesu und seines beseligenden Evangeliums sind. Euer Betragen beweise, daß ihr wahre Kinder Gottes seyd.

4. Eulalie stammte aus einem angesehenen Hause der Stadt Merida in Spanien. Von ihren Aeltern wurde sie frühzeitig mit den beseligenden Lehren des Evangeliums bekannt gemacht, und dieser Unterricht wirkte so auf ihren Geist und ihr Herz, daß sie von der zartesten Jugend an ein Muster kindlicher Gottesfurcht und Tugenden war. Belehrt, daß der Mensch hauptsächlich nur auf der Erde sey, um seinen Geist zum Genusse einer ewigwährenden Seligkeit zu befähigen und würdig vorzubereiten, äußerte Eulalie selbst an den unschuldigsten Kinderfreuden keinen Geschmack, und wie sich ihre Fassungskräfte immer mehr entwickeln, um so mehr nahm sie auch zu an Weisheit und Gnade vor Gott und den Menschen. So wuchs Eulalie auf zur Ehre Gottes, zur Freude und zum Troste ihrer Aeltern, welche ihr an Julie, einer eben so tugendhaften als gottesfürchtigen jungen Christin, eine Jugendgefährtin ausersehen hatten, weil Eulalie den Umgang mit jenen Mädchen, die mehr an der Welt als an Gott hingen, durchaus verabscheute. Noch hatte Eulalie das zwölfte Lebensjahr nicht erreicht, als ihrer Gottesfurcht und Tugend die höchste Probe der Reinheit und Heiligkeit ihrer Gesinnungen und Gefühle, so wie ihrer Anhänglichkeit an Christus, bevorstand.

Die heidnischen Kaiser Diokletian und Maximinian hatten nämlich auch in Merida ein Gesetz verkündigen lassen, nach

welchem alle jene, welche dem christlichen Glauben nicht entsagen und den ihnen vorgestellten Gottheiten Opfer darzubringen sich weigern würden, sogleich mit dem Tode bestraft werden sollen. Eulalie hört kaum diesen grausamen Befehl, als sie sich schon sehnte, ihr Leben für die Wahrheit und Göttlichkeit der Religion Jesu Christi aufopfern zu dürfen; doch die besorgte Mutter traute dem zarten Alter der geliebten Tochter noch nicht die Kraft zu, bei all ihrem Eifer und ihrer Sehnsucht, das Bekenntniß der Lehre und Gottheit Jesu öffentlich abzulegen und selbst mit ihrem Blute zu besiegeln; sie verbarg also Eulalie nebst der jüngeren Julie in einem nahe der Stadt gelegenen Landhause, weil sie hoffte, das kaiserliche Gebot würde entweder zurückgenommen oder doch gemildert werden. Eulalie durchblickte der guten, besorgten Mutter liebevolle Absicht, doch erfüllt von hohem Muthe und brennend vor Begierde, für das Bekenntniß der Wahrheit der Lehre Jesu zu sterben, andererseits befürchtend, von ihrer geliebten Mutter vielleicht zurückgehalten zu werden, wenn sie derselben ihr Vorhaben entdecken würde: wußte sie sich und ihrer Freundin Julie zur Nachtzeit den Weg nach Merida zu bahnen. Glücklich und von Niemanden bemerkt waren sie bei Tagesanbruch dort angekommen. Eulalie eilt sogleich nebst ihrer treuen Freundin Julie zum römischen Statthalter, gibt sich selbst als Christin an, und spricht: „Suchst du Christen „auf, sieh, ich bin eine Christin! Ich verabscheue eurer Opfer, „eurer Götzen; wollten deine Kaiser sich so weit erniedrigen, „Steine anzubeten, und ihnen Opfer darzubringen, so können „wir es geschehen lassen: aber nie werde ich mich dazu verste„hen; übe nun über diese aus Erde gebildeten Glieder alle „deine Wuth aus, zerhaue, verbrenne sie, aber meinen Geist „wirst du nichts gewinnen."

Der Statthalter ergrimmt, droht ihr mit den empfindlichsten Qualen, würde sie dem kaiserlichen Befehle sich nicht sogleich unterwerfen; da aber Eulalie in ihrem Bekenntnisse standhaft verharrt, so gibt er den Befehl, sich ihrer zu bemächtigen; er läßt die zu ihrer Marter bestimmten Werkzeuge herbeitragen, er macht sie aufmerksam auf dieselben, er zeigt sie

ihr selbst vor, er erklärt ihr die Qualen, die sie zu erdulden haben würde, sobald sie in ihrem Bekenntnisse beharre. Muß der Statthalter Eulaliens Standhaftigkeit bewundern, so scheint in seinem Herzen doch auch menschliches Gefühl zu erwachen. Eulaliens zarte Jugend flößt ihm Mitleid ein, er führt sie auf die Seite, er sucht sie durch Schmeicheleien zu gewinnen, er bittet sie, ihrer Jugend, ihres Adels und des Schmerzes eingedenk zu seyn, den ihr so früher Tod ihren geliebten Aeltern verursachen würde; er erschöpft allen Zauber seiner Beredsamkeit, er beschwört sie bei Allem, was ihr nur immer heilig seyn könnte, sich dem kaiserlichen Befehle zu unterwerfen. Aber Eulalie blieb standhaft. Endlich sagt er ihr noch: Wohlan, du sollst frei seyn, wenn du nur mit deiner Fingerspitze ein wenig Salz und Weihrauch anrühren wirst. Wirklich glaubt auch der Statthalter, über Eulaliens Standhaftigkeit gesiegt zu haben, denn sie eilt den aufgestellten Götzenbildern zu; mit Freuden bemerkt dies der Statthalter: aber Eulalie stößt die Götzenbilder um und tritt das ihnen zubereitete Opfer mit Füßen.

Der Statthalter geräth in Wuth, und giebt Befehl, Eulalien auf das empfindlichste zu peinigen; sie wird entkleidet und ihr Körper mit eisernen Klauen zerfleischt. Todesstille herrscht rings umher, nur Eulalie zählt heiter und laut die Streiche, die man ihr gibt. «Mit dieser Schrift, ruft sie «aus, werden die Siege Jesu meinem Körper eingepräget.» Die Wuth des Tyrannen steigt; er befiehlt brennende Fackeln herbeizuschaffen; man stößt ihr dieselben auf die Brust und in die verwundeten Seiten: doch sie öffnet ihren Mund weder zu Klagen, noch zu Vorwürfen. Wie ein Fels steht sie da, die muthvolle Bekennerin Jesu und seiner heiligen Lehre. Die Flamme ergreift endlich der jungen Heldin zerstreute Haare; erstickt vom Rauche, gibt sie ihren Geist auf und ihre Seele eilt dem Himmel zu. Julie, ihre Freundin, gleiche Gesinnungen theilend, von gleicher Liebe zu Jesus beseelt, von gleichem Muthe entflammt, fordert nun auch den wüthenden Statthalter auf, auch sie ob ihres Bekenntnisses martern zu lassen, und kaum haucht sie an Eulaliens Seite ihre engel-

reine Seele aus, so ergriff Schauder und Schrecken alle Gegenwärtigen, daß sie plötzlich entfliehen, und dadurch die Christen Gelegenheit erhalten, sich der Leiber der beiden christlichen Märtyrinnen zu bemächtigen, um sie würdig beerdigen zu können. Eulalie und Julie starben im Jahre 30 nach Christus.

Ihr Jungfrauen! Die schreckliche Zeit der Christenverfolgung ist vorüber; aber fürchtet noch weit mehr die feinere Verfolgungsart, die in unseren Tagen wüthet, frechen Spott und Hohn wider Jesus und seine Lehre. Bemühet euch, von der Göttlichkeit euerer heiligen Religion eine so feste Ueberzeugung euch zu verschaffen, daß jene, welche dem Worte nicht glauben, durch euern Wandel gewonnen werden. Nie entehre frecher Scherz euere Lippen; belächelt nie niedern Spott, sondern zeigt euch frei und offen als treue Verehrer Jesu Christi.

5. So gegründete Ursache auch immer die Kirche Jesu hatte, unter der Regierung des römischen Kaisers Mark Aurel einer vollkommenen Ruhe sich erfreuen zu dürfen, besonders nachdem er dem römischen Senate eigenhändig zugeschrieben hatte, die römische Republik habe ihre Errettung dem Gebete der Christen zu verdanken, und er deßwegen den Christen freie Ausübung ihrer Religion gestattete, und sie gegen Verfolger schützte: so lehrte doch der Erfolg, daß man sich in dieser gerechten Erwartung getäuscht hatte. In den entfernteren Provinzen, besonders in Frankreich, reitzten die Götzendiener den Pöbel immer mehr zur Wuth wider die Christen, von welchen sie behaupteten, sie kämen an gewissen Tagen nur deßwegen zusammen, um sich bei ihren Versammlungen den größten Lastern zu überlassen. Lange sah man deßwegen, besonders in Lyon, die Christen mit der größten Verachtung an; doch endlich gewannen die Götzendiener so vielen Glauben, daß man selbst von Seiten der obersten Staatsbehörde die Christen ohne Unterschied des Standes, Alters oder Geschlechts gefänglich einzog und in Kerker warf.

Severus, welcher in der Folge zur kaiserlichen Würde gelangte und ein großer Verfolger der Christen ward, soll da-

mals Statthalter von Gallien gewesen seyn. Als ihm nun hierüber Berichte gemacht wurden, ging er nach Lyon, und verhörte die Christen unter den bittersten Vorwürfen und Drohungen. Vettius Epagatus, der erste Senator in Gallien, ein noch junger Mann, aber schon berühmt nicht blos wegen seiner vornehmen Herkunft, sondern weit mehr ob seiner Gottes- und Nächstenliebe, so wie ferner ob seiner Gelehrsamkeit und Rechtlichkeit, konnte dies gesetzwidrige Verfahren nicht stillschweigend anhören; er ward der laute Vertheidiger der Christen und erklärte alle wider sie angebrachten Beschuldigungen für nichts als für unverschämte Verläumdungen. Die Götzendiener, höchst darüber aufgebracht, überschrieen ihn aber nur zu bald, und Severus, der es nicht gesagt haben wollte, daß er unschuldige Personen auf eine so unmenschliche Art behandelt habe, fragte ihn nun, ob er etwa auch ein Christ sey. Ja, antwortete Vettius Epagatus, ich bin ein Christ! Wohlan, erwiederte Severus, so stelle man den Sachwalter der Christen zu ihnen hin, auf daß auch ihm der Tod zu Theil werde. Laut wurden nun alle Christen gefragt, ob sie in dem Bekenntnisse ihres Glaubens standhaft verharrten, und darauf wurden nicht nur allein alle, welche diese Fragen mit einem freudigen Ja beantwortet, sondern auch jene, welche aus Furcht vor der Todesstrafe sich zur Abschwörung des Christenthums geneigt erklärt hatten, in die Kerker geworfen, und zwar ohne allen Unterschied des Alters, Standes oder Geschlechtes.

Unter den in den tiefsten Gefängnissen Schmachtenden befanden sich zwei Geschwister, deren Mutter eine Sklavin, und die selbst Sklaven waren. Blandina und Ponticus waren ihre Namen. Blandina war eine Jungfrau von so zartem Körperbau und schwächlicher Gesundheit, daß Jedermann, der sie sah, fürchtete, sie würde auch selbst gelindere Qualen der Marter keineswegs erdulden können, und Ponticus hatte erst das fünfzehnte Lebensjahr erreicht; doch irrten alle jene sehr, welche der Blandina den Muth der standhaftesten Ertragung der Leiden dieser Zeit nicht zugetraut hatten. Durch ihren Heldensinn zeichnete sie sich vielmehr vor allen Andern aus, die damals die Wahrheit ihres Glaubens mit ihrem Leben

bewiesen. Dem Richter vorgeführt und befragt, wer sie wäre, und ob auch sie jene Laster begangen habe, wegen welcher die Christen überhaupt angeklagt worden seyen, antwortete sie mit aller Seelenruhe und Freudigkeit: »Ich bin eine Christin, und von uns werden keine Laster verübt.« Der Richter erklärt diese Antwort für frech, und verurtheilt sie sogleich zu qualvollen Martern. Sie wird den geübten Henkersknechten übergeben, aber diese, nachdem sie den ganzen Tag hindurch Blandinens zarten Körper auf mannigfaltige Art gequält, selbst wilden Thieren, aber vergeblich, vorgeworfen hatten, erklären endlich laut, daß sie von Blandinens Seelengröße und Großmuth beschämt und besiegt wären, auch es nicht begreifen konnten, wie sie bei einem so schwachen Körperbau und bei einem so sehr zerfleischten Körper und bei Qualen, deren jede einzelne hinreichend gewesen wäre, ihr das Leben zu rauben, heiter und muthvoll dastehe, während sie dagegen, obgleich sie geübte Männer seyen, ganz ermüdet wären. Der Richter selbst staunt darüber und willigt in die Bitte der Henker; die Jungfrau wird in das Gefängniß zurückgeführt, um erst am folgenden Tage das mit ihr vollenden zu dürfen, wozu sie sich jetzt zu schwach, zu ermüdet fühlten.

Blandine benützt sorgfältig die Nacht, um all jenen Christen, die sich im Kerker befanden, besonders aber jenen neuen Muth einzuflößen, welche früher aus Furcht vor dem Tode sich zur Verläugnung Christi bereitwillig erklärt hatten, und nur deßwegen noch in dem Kerker aufbewahrt wurden, weil sie die Laster nicht eingestehen wollten, welche man den Christen verläumderisch zur Last gelegt hatte, und die sie doch umso weniger zu bekennen im Stande waren, da solche Laster ihnen auch nicht einmal dem Namen nach bekannt waren. Nicht am folgenden Tage, sondern erst später ließ der Richter Blandine aus dem Gefängnisse sich wieder vorführen, und als sie noch standhafter im Bekenntnisse Jesu Christi beharrte, verurtheilte er sie, daß sie entkleidet in der Form eines Gekreuzigten im Amphitheater, dem zu Kampfspielen der Fechter und wilden Thiere bestimmten Gebäude, vor allem Volke an einen Pfahl gebunden und der Wuth der wilden Thiere überlassen

werden sollte. Der Befehl des Richters wird unter lautem Jubel des Volkes ausgeführt; aber keines der wilden Thiere beschädigt sie, und sie diente nur ihren Mitchristen zum ermunternden Beispiele. Der Richter merkt dies endlich, läßt sie von dem Pfahle abbinden und in das Gefängniß zurückführen, beschließt aber auch sogleich, daß das schaudervolle Todesurtheil an ihr vollbracht werden sollte, und bestimmt dazu den letzten Tag der Volksfeierlichkeiten, welche jährlich am 1. August ihren Anfang zu nehmen pflegten. Sie ward wirklich am letzten Tage des Volksfestes nebst ihrem Bruder Ponticus in das Amphitheater gebracht. Vergeblich fordert man beide Geschwister noch einmal auf, dem Christenthum zu entsagen, und den heidnischen Göttern Opfer zu bringen. Das Volk wüthet lauter als vorher, als es beider Geschwister wiederholte Weigerung vernimmt. Sie werden zu neuen Qualen verurtheilt, und während man die Vorbereitungen trifft, ermuthigt Blandine den jüngern Bruder zur standhaften Duldung des Todes. Ununterbrochen flößte sie dem zärtlich geliebten Bruder Worte des Trostes ein, und dieser unterwirft sich nun der Marter mit frolockendem Geiste, und er haucht auch bald unter schaudervollen Qualen seinen Geist aus. Blandine allein ist noch übrig. Sie, die alle Christen, die man damals auffinden konnte, zur Standhaftigkeit ermunterte, sie soll nun des schmerzlichsten, langsamen Todes sterben. Sie wurde im Amphitheater umhergeführt und mit Ruthen geschlagen; hierauf wird sie auf einen glühenden und zackigten Stuhl gesetzt, mit einem Netze überspannt, und der Wuth eines gereizten Stieres Preis gegeben. Der Stier schleudert sie unter lautem Jubel des Pöbels wirklich von einem Ende zum andern hin, er erneuert seine Angriffe, er zerfleischt sie, doch Blandine verliert keineswegs ihre Fassung. Nicht einen Laut von Schmerz läßt sie vernehmen. Das Volk selbst wird endlich müde, diesem schaudervollen Schauspiele länger zuzusehen; es verlangt, daß man das Mädchen gleich einem Opferthiere schlachten und so ihrem Leben ein Ende machen sollte, und der heidnische Richter willigt ein, weil die Heiden selbst der Seelengröße und dem männlichen Muthe dieser Jungfrau laut das

Wort gesprochen hatten. Blandine hörte das letzte über sie gefällte Urtheil mit aller Seelenruhe an; mit Freudigkeit des Geistes und zu Gott im Stillen betend, eilt sie dem bestimmten Orte ihrer Hinrichtung entgegen, und wie ihr Blut fließt zur Ehre Jesu, so flieht ihr Geist dem Reiche dessen zu, der mit ewiger Glückseligkeit die Sklavin eben so gut, als die erhabenste Fürstin ob standhaftem Bekenntnisse seiner heiligen Lehre belohnt. Diese beiden Geschwister litten den Martertod im Jahre 177 nach Christi Geburt.

Jungfrauen und Jünglinge! Wie mächtig ist der Herr auch in Schwachen! Soviel vermag der Glaube und die Liebe auch bei jungen Christen! Möchtet ihr doch allezeit Jesu treu bleiben, und aus dem Benehmen der Martyrin Blandine euch überzeugen, wie mächtig das gute Beispiel älterer Geschwister auf das Betragen der jüngern wirke. Möchtet ihr ungescheut das Licht christlichen Glaubens und treuer Liebe vor allen Menschen leuchten lassen, daß sie euere guten Werke sehen, und, dadurch zur Nachahmung ermuntert, den Vater preisen, der im Himmel ist.

6. Abdallah und Sabat, zwei Muhamedaner, die in Arabien, ihrem Vaterlande, sehr angesehen waren, bekehrten sich zu Anfange dieses Jahrhunderts zum christlichen Glauben. Beide durch das innigste Freundschaftsband verbunden, stammten von vornehmen arabischen Familien her, und beschlossen mit einander zu reisen und fremde Länder zu besuchen. Vorher waren beide eifrige Anhänger der muhamedanischen Religion; ihr Lebensschicksal aber ist höchst merkwürdig.

Sabat war ein Sohn Ibrahim Sabat's von Beni-Sabat's Familie, deren Stammbaum bis zu Muhamed, dem Stifter der muhamedanischen Religion, hinauf reichte. Sie reisten miteinander, verrichteten ihre Andacht zu Mekka am Grabe des Propheten, verließen hierauf Arabien, durchreisten Persien und kamen endlich nach Cabul in Ost-Persien. Abdallah wurde durch ein bürgerliches Amt hier fest gehalten, das ihm Zemann, Schach oder König von Cabul, übertrug; Sabat aber setzte seinen Weg durch die Tartarei fort. Abdallah fand bei einem Christen aus Armenien eine arabische

Bibel, las dieſelbe, hörte öfter das göttliche Wort verkünden, und bekehrte ſich zum chriſtlichen Glauben. In dem türkiſchen Reiche wird jedem vornehmen Muhamedaner, der zur chriſtlichen Religion übergeht, die Todesſtrafe angethan. Abdallah ſuchte vorerſt ſeine Bekehrung geheim zu halten, fühlte jedoch bald, daß ſeine Mühe vergebens ſey und beſchloß, in der Nähe des kaſpiſchen Meeres eine chriſtliche Kirche aufzuſuchen, und dort als Chriſt unter Chriſten zu leben. Verkleidet wich er aus Cabul, und hatte ſchon die große Stadt Bochara in der Tartarei glücklich erreicht, als er auf der Straße ſeinem Freunde Sabat begegnete, und plötzlich erkannt wurde. Dieſer hatte von ſeiner Bekehrung und Flucht reden gehört, und deßwegen den heftigſten Abſcheu gegen ihn, als einen Abtrünnigen, gefaßt. Abdallah, die ihm drohende Gefahr ahndend, warf ſich ſeinem Freunde zu Füßen, geſtand, daß er ein Chriſt ſey, und beſchwor ihn bei ihrem alten Freundſchaftsbunde, indem er ſprach: „Mein Leben iſt in deiner Hand. O Bruder, laß mich fliehen!“ Aber Sabat fühlte kein Mitleid, ließ ihn durch ſeine Diener ergreifen, und lieferte den Unglücklichen dem Murad Schach, König von Bochara aus. Er wurde zum Tode verdammt. Ein Herold verkündete in der ganzen Stadt den Augenblick ſeiner Hinrichtung. Die Vornehmſten von Bochara begaben ſich, von einer unzähligen Volksmenge begleitet, zum Richtplatze. Nicht weit von dem unglücklichen Abdallah war ſein verrätheriſcher Freund Sabat. Man verſprach ihm das Leben, wenn er Chriſtus entſagen wollte. Der Scharfrichter mit dem Schwerdte ſtand neben ihm: „Nein, rief er, nie werde ich dem Herrn Jeſus Chriſtus abſchwören!“ Man hieb ihm die linke Hand ab; er blieb feſt. Ein Arzt erbot ſich auf die Frage des Königs, die Wunde zu heilen, wenn Abdallah bereue und dem Chriſtenthum entſage. Er gab keine Antwort, und blickte nur mit naſſen Augen zum Himmel empor, wie einſt der heilige Stephan, der erſte Märtyrer. Hierauf ſah er den Sabat mit einem ſanftmüthigen, vergebendem Blicke an, wie einſt Jeſus den Judas, ſeinen Verräther. Da er keine Reue zeigte und vom Chriſtenthume nicht abſtehen wollte, ſo wurde ihm jetzt die rechte Hand abgehauen. Er

wankte nicht, blieb seinem Heilande Jesus getreu und trug die Schmerzen mit stiller Geduld; ja er neigte selbst sein Haupt, um den tödlichen Streich zu empfangen. Ganz Bochara sah diesen Heldenmuth verwundert an, und einer fragte den andern: Ist es wohl möglich? Umsonst hatte Sabat sich geschmeichelt, sein Freund würde nicht auf seinem Sinne beharren, wenn man ihm die Freiheit anböte. Doch nun, als er den treuen Freund der Jugend todt im Blute da liegen sah, wurde er vom heftigsten Schmerz ergriffen, und Verzweiflung bemächtigte sich seiner. Er reiste von Stadt zu Stadt, und suchte Ruhe; aber vergebens: überall umschwebte ihn das Bild des unglücklichen Freundes. Endlich kam er im Jahre 1805 nach Madras, der Hauptstadt der Provinz Karnatik in Ostindien. Bald nach seiner Ankunft daselbst wählte die englische Regierung ihn zum Mufti, d. h. zum obersten Ausleger des muhamedanischen Gesetzes. Seine Gelehrsamkeit und seine hohe Geburt brachten ihn zu diesem angesehenen Posten. Aber auch ihm war die Zeit nahe gekommen, in welcher das Licht des Evangeliums Jesu ihn erleuchten sollte.

Während seines Aufenthaltes zu Nisagaptam fiel ihm eine arabische Bibel des neuen Testaments in die Hände. Er las, und las mit großer Aufmerksamkeit. Der Koran, nämlich das Buch, worin die türkische Religion enthalten ist, lag vor ihm. Er verglich, und endlich ergoß die Wahrheit des Wortes Gottes, wie er selbst erzählte, sich wie ein Lichtstrom über seine Seele. Bald darauf ging er nach Madras zurück, um sich dort taufen zu lassen. Er legte sein Glaubensbekenntniß ab, und wurde sodann, unter dem Namen Nathanael, im 27sten Jahre seines Lebens getauft. Er nahm nun einen Ruf nach Bengalen an, wo er die Uebersetzung der heiligen Schrift ins Persische besorgte, zu welcher Unternehmung sich bisher kein hinlänglich geschickter Mann gefunden hatte.

Die persische Sprache ist von großer Wichtigkeit, weil sie allein in einem großen Theile Asiens, hauptsächlich bei den höhern Ständen, gebräuchlich ist, und von Damask bis Calkutta verstanden wird.

Als Sabat's Aeltern erfuhren, daß ihr Sohn, nach Ab-

dallahs Beispiele, Christ geworden sey, sandten sie einen ihrer andern Söhne nach Indien, um ihn, der nun in ihren Augen ein Ungläubiger geworden war, zu ermorden. Jener schlich im Gewande eines Bettlers sich in Sabats Haus zu Nisagapatam ein, tritt ihm, mit einem Dolche unter dem Mantel, näher, stürzt über ihn her und verwundet ihn. Sabat ergreift den Meuchelmörder beim Arme; seine Diener springen ihm zu Hilfe. Er sieht ihn genauer an und erkennt — ach! seinen eigenen Bruder. Ohne Sabats Fürbitte wäre der Hinterlistige als ein Opfer der öffentlichen Gerechtigkeit gefallen; aber Sabat dachte christlich; er verzieh, und sandte seinen Bruder edelmüthig mit Briefen und Geschenken nach Arabien zurück.

Was vermag nicht das Christenthum, wenn man darauf achtet, es innig liebt und seiner Leitung sich überläßt? Die rohesten Völker hat es menschlich gemacht und gesittet. Keine Religion in der Welt ist so vortrefflich, wie die christliche; keine enthält so schöne, so erhabene und beseligende Lehren; keine gibt dem Menschen in allen Lagen dieses mühe- und kummervollen Lebens so viel Trost, wie die christliche. Darum, geliebte Kinder! haltet fest an ihr und ihrem Stifter Jesus; ihn bekennet überall und allezeit freudig mit Mund und Herz; er wird euer Leben, euer Schild, euer Alles seyn im Leben und Scheiden.

*

Wer mich bekennen wird vor den Menschen, den werde ich auch vor meinem Vater im Himmel bekennen. Matth. 10. 32. — Wenn du bekennest mit deinem Munde Jesum für den Herrn, und glaubest in deinem Herzen, — so wirst du selig werden. Röm. 10. 9. — Alle Zungen sollen bekennen, daß Christus Jesus der Herr sey, zur Verherrlichung Gottes des Vaters. Philip. 2. 11.

Deines Heiland's schäm' dich nicht,
Nichts soll dich von Jesus trennen;
Ihn mußt du voll Zuversicht
Ueberall und gern bekennen,
Mit dem Mund und in der That,
Ihn, der dich erlöset hat.

Dankbarkeit.

Kein Mensch lebt, der nicht Wohlthaten empfängt. Der Allerhöchste thut Gutes, und auch die Menschen. Diese Wohlthaten aber soll man nicht vergessen, sondern ihrer sich erinnern, und durch ein rechtschaffenes Leben sich ihrer nicht unwürdig zeigen. Das Bestreben, empfangener Wohlthaten immer sich zu erinnern, sie gut zu verwenden, und dem Wohlthäter nach seinem Willen dafür Freude zu machen, ist Dankbarkeit.

Dankbarkeit ist eine euerer wichtigsten Pflichten, meine lieben Kinder. Ihr empfangt mehr Wohlthaten von Gott und Menschen, als ihr überdenken und zählen könnet. Dankbarkeit überlegt und empfindet den Werth jeder Wohlthat, verweilt sich gern mit ihren Gedanken bei dem Wohlthäter, freuet sich desselben und denkt gerne an die Freude, welche er hatte, da er dem Empfänger derselben eine Freude verschaffte. Die Dankbarkeit denkt besonders dem nach, was der Wohlthäter bei seiner Wohlthat aufopferte; sie spricht gerne von der Wohlthat und dem Wohlthäter; sie bezeugt ihm gern ihre Freude, und hat keine größere Freude, als wenn sie ihm wieder Freude machen kann. Ein dankbarer Mensch findet immer Wohlthäter und Menschen, die ihn achten und liebgewinnen. Man macht sich eine Freude daraus, ihm wieder Wohlthaten zu erweisen. Nichts hingegen ist verächtlicher, als ein undankbarer Mensch, der gleichgültig und kalt ist gegen Wohlthat und Wohlthäter, oder, der sich gar so tief erniedrigt, Böses für Gutes zu vergelten. Die Menschheit empört sich gegen einen Undankbaren, und man kann nichts Schimpflicheres von einem Menschen sagen, als wenn man ihn einen Undankbaren nennt. Fliehet daher, liebe Kinder, das größte aller Laster, die Undankbarkeit, und bezeuget euch gegen alle euere Wohlthäter recht dankbar.

Nun fraget euch einmal selbst: von wem empfangen wir Wohlthaten? Und euer Herz wird euch Gott, den himmlischen Vater, nennen, dann die lieben Aeltern, dann Lehrer und sonst noch Wohlthäter, die euch liebevoll Gutes thun.

Gewiß werdet ihr nun mit Begierde die Erzählungen von solchen Kindern anhören, welche gegen diese Wohlthäter dankbar waren. Ich will euch nun der Ordnung nach erzählen.

I. Sey dankbar gegen Gott, den größten Wohlthäter.

Alles, was ihr habet, ist ein Geschenk und eine Wohlthat Gottes. Ihr seyd ihm also Dank schuldig. Gott erhielt euch bisher euer Leben, euere Aeltern, und versah euch täglich mit allem, was euch nöthig war. Ueberall begegnete euch Gott freundlich; vergesset nicht, ihn zu grüßen. Er grüßt alle Welt; aber Wenige grüßen ihn. Seyd dankbar gegen den Vater der Liebe und Gnade; er erzeigte euch so viele Wohlthaten ohne euer eigenes Zuthun oder Verdienst, ja ohne daß ihr derselben werth waret. Ohne Dank gegen Gott findet keine wahre Verehrung und Liebe Gottes statt; und nur der, welcher dankbar ist, macht sich neuer Wohlthaten würdig. Denket oft an euere Schwachheit, aber auch an die Wohlthaten Gottes, und lernet sie recht erkennen und schätzen, und verwendet die Gaben Gottes nach seinem Willen weise und gut.

1. Johann August Schmied, ein Knabe von fünf Jahren, hörte öfters seinen Vater von dem lieben, unendlich gütigen Gott erzählen; besonders sagte ihm sein Vater, daß Gott all das Schöne erschaffen hatte, was er sehe, die schönen Blumen, die Sonne am Himmel, die Bäume und nützlichen Thiere und alles andere. Da freute sich dann der Knabe gar sehr, und faltete recht kindlich fromm die Hände, indem er sagte: Ach! wir haben doch einen recht großen, lieben Gott! In der Unschuld seines Herzens fragte er dann den Vater: ob denn der liebe Gott auch die Mutter und seine Schwester erschaffen habe? Und als man ihm sagte, der allmächtige, weise Gott und Vater hätte auch diese erschaffen, so rief er dankbar und freudig aus: Habe Dank, lieber Gott, für meine Mutter und Schwester!

Wie schön pries und dankte dieser Knabe dem Schöpfer Himmels und Erde!

2. Kasimire, Gräfin von Lippe, war, obwohl von vornehmem Stande, dennoch recht demüthig; denn immer dachte sie daran, was sie wohl wäre, wenn Gott nicht täglich ihr Gutes erweisen würde. Nie ging die Sonne über ihrem Haupte auf und unter, ohne daß sie Gott, den Geber alles Guten, von ganzer Seele gepriesen, und für das unzählige Gute ihm gedankt hätte. Sie verwendete auch die Gaben Gottes gewissenhaft zu seiner Ehre und ihrem Heile, und war besonders gegen Arme sehr wohlthätig. Oft sagte sie: „Es ist doch eine rechte Freude, den Armen Gutes zu thun; denn dadurch können wir dem lieben Gott wieder ein Kleines von unserer großen Schuld abtragen, und als dankbare Kinder uns bezeigen.“ Im Gefühle frommer Dankbarkeit gegen den Vater unendlicher Liebe und seinen göttlichen Sohn bereitete sie sich besonders zum heiligen Abendmahle würdig vor, und dankte von Grund des Herzens Gott allezeit für den genossenen Segen desselben. Einst schrieb sie Folgendes nach der Communion an eine vertraute Freundin, welche ihre große Dankbarkeit bezeugt: „Der gestrige Tag war für mich ein außerordentlich feierlicher Tag; kein menschliches Herz kann die unermeßliche Liebe unseres Herrn Jesu ganz empfinden; kein menschlicher Verstand seine erhabenen Vorzüge denken und ganz einsehen. O, wie ist es doch so wahr, daß unser Jesus uns Alles, in dem allerunfaßlichsten Verstande, ist! Er ist und war und bleibt zu immer Liebe. O welche Liebe ist Jesus Liebe! In der nämlichen Nacht, da er verrathen wurde, war er auch ganz Liebe. Er stiftete da noch sein Liebesmahl zum Glück und Trost nicht allein der damals lebenden Menschen, auch zum Glück und Trost der jetzt lebenden und derer, die nach uns leben, ja, so lange, als Menschen auf der Welt leben werden, wird es ihr Trost und ihr Glück seyn. Wie unwerth bin ich aber der allervollkommensten Liebe! Möchte ich nur dankbarer und Gott wohlgefälliger werden! — Wir haben gestern das heilige Abendmahl empfangen. Großen, sehr großen Beistand hat mir mein Gott dabei verliehen, und diesen verleihe er mir doch auch ferner, um seines Sohnes, meines Heilandes willen! Er leite mich durch seinen heiligen Geist in meinem ganzen Leben; er leite mich so durch ihn, daß ich weit nützlicher

und weit dankbarer und beſſer werde, wenn ich gleich nie den hohen Grad erſteigen werde, zu dem ich durch die ſo oft wiederholten, meine Bewunderung überſteigenden, unbeſchreiblich großen Wohlthaten verpflichtet bin. Jeſu, der du Gnade um Gnade gibſt, dein Geiſt belebe, ſtärke und wirke Gutes in mir. Möchte ich nur recht dankbar — Dir, o Gott, recht wohlgefällig werden!«

So nährte Kaſimire in ſich die ſchönen Gefühle der Dankbarkeit gegen Gott. Folget ihr nach, liebe Kinder, und erkennet die Liebe und Güte Gottes, die unendlich euch ſegnet.

3. In einem Orte an der Gränze der Schweiz, ohnweit des Bodenſees, lebten Joſeph und Eleonore G**. Ihre Aeltern waren ſehr gewerbſam und thätig, und hielten auch ihre Kinder frühe ſchon zur berufsmäßigen Vorbereitung und Thätigkeit an. Beſonders aber legten ſie den Grund zu einer chriſtlichen und ſittlichen Erziehung ſehr frühzeitig bei denſelben, und ſprachen deßwegen recht oft, und immer mit Rührung und Dankbarkeit, von Gott und ſeinem Sohne Jeſus, den ſie ihnen als Vorbild und Muſter der Frömmigkeit und Gottesfurcht, der reinſten Nächſtenliebe und des edelſten, menſchenfreundlichſten Lebens vorſtellten. Joſeph und Eleonore hörten die frommen Erzählungen und Geſpräche ihrer Aeltern gerne an, nahmen alles wohl zu Herzen, ſuchten das Gute, von dem man ihnen ſagte, nachzuahmen, das Böſe aber zu fliehen, und ſo kam es dann, daß dieſe Kinder die Freude und der Troſt ihrer Aeltern, immer beſſer und ſittlicher wurden, und, wie der Knabe Jeſus, an Weisheit und Gnade zunahmen bei Gott dem Herrn und den Menſchen.

So glücklich und froh dieſe Kinder lebten, ſo ſollte dennoch ihnen in den Kelch der Freuden auch etwas vom Wermuthe des Schmerzens kommen. Ihr lieber, guter Vater, an dem ſie mit allen kindlichen Innigkeit hingen, wurde plötzlich ſehr krank. Die guten Kinder weinten recht ſehr am Krankenlager ihres Vaters, und ſuchten ihm durch liebevolle Theilnahme und Zuſprache ſeinen Schmerz zu lindern. Aber immer mehr griff das Uebel um ſich, und verlegen waren die Aerzte, was noch weiter anzufangen ſey. Eleonore wich nicht mehr vom Bette des todtkranken Vaters; bittere Thränen weinte Joſeph; allein es wollte nicht beſſer werden.

An einem Abende, als die Krankheit des Vaters den höchsten Grad erreicht hatte, und Jedermann glaubte, er werde den kommenden Morgen nicht mehr erleben, trat Joseph zu seiner Schwester, und sagte: „Liebe Eleonore; der gute Vater leidet sehr; ach! vielleicht haben wir bald keinen Vater mehr; denn die Aerzte sind verlegen, und aus dem stummen Benehmen derselben schließe ich nicht viel Gutes. Laß uns also zum allmächtigen Gott, dem sichersten Arzte, uns wenden; laß uns zu ihm rufen mit ganzer Seele, daß er unseren lieben Vater retten möge aus der tödlichen Gefahr, und ihm die Gesundheit wieder schenke. Ach! wir wären recht unglücklich, wenn wir keinen Vater mehr hätten. Komm in unser Kämmerlein, dort wollen wir recht herzlich beten.“ Eleonore eilte fort mit ihrem Bruder; sie fielen in ihrem Kämmerlein auf die Knie, falteten die Hände, und beteten zum lieben Vater im Himmel, daß er ihnen den Vater erhalten, und ihn wieder gesund werden lassen möchte; sie wären sonst recht arme Kinder, und könnten ohne den Vater fast nicht mehr leben; doch wisse der liebe Gott besser, was ihnen zum Heile sey, und er soll es nur machen, wie er wolle. In Eleonorens Augen glänzte die Thräne kindlicher Andacht; sie fing noch einmal an, als ihr Bruder gebetet hatte: „Ja, bester, liebreichster Vater im Himmel! Du bist ja allmächtig; Du kannst die Leiden von unserem guten Vater nehmen; thue es, wenn es zu deiner Ehre und zu unserem Heile ist; wir bitten dich recht herzlich darum!“ Es war ihnen nun, als hätte der unendliche Vater der Liebe ihnen durch den Schutzengel Trost ins beklommene Herz gegossen; mit getrostem Herzen standen sie auf, um noch einmal den Vater zu besuchen, und dann zur Ruhe zu gehen; denn vom vielen Nachtwachen waren sie sehr ermattet. Die Nacht kam heran, und mit dem Vater war es noch nicht merklich besser; aber am Abende ließen seine Schmerzen nach, er hatte dann eine ruhige Nacht, und am zweiten Tage erklärten die Aerzte, daß die Gefahr überstanden und er gerettet sey. Was war das für eine Freude im ganzen Hause! Die Kräfte verdoppelten sich überall; um den Kranken zu

unterſtützen, und in kurzer Zeit war er vollkommen hergeſtellt und wohl.

Die guten Kinder waren hocherfreut über die Geneſung ihres geliebten Vaters, und als er wieder das erſtemal bei ihnen am Tiſche aß, da war die Freude unbeſchreiblich. Sie fühlten, wie viel der Allerhöchſte ihnen gethan habe, und beſchloſſen, ihm dafür recht dankbar zu ſeyn. Am Abende des nächſten Sonntags gingen ſie mit einander in den dem Hauſe nahe gelegenen Garten; hier wollten ſie ungeſtört vor dem allgütigen Gott die dankbaren Gefühle ihres Herzens ausſprechen. Im Schatten eines Baumes knieten ſie nieder und falteten die Hände, und Joſeph betete: „Lieber, gütiger Vater im Himmel! Du haſt ſeit unſerer Geburt uns unzählige Wohlthaten erwieſen, und uns liebevolle Aeltern gegeben; aber eine der größten Wohlthaten iſt, daß du unſerem lieben Vater die Geſundheit wieder gegeben und ihn vom Tode errettet haſt. Dank, tauſend Dank ſey dir dafür! Wir loben und preiſen dich, und nie wollen wir vergeſſen, was du uns gethan haſt und unſerem Vater. Von neuem wollen wir ihn wieder lieben, in allem ihm gehorſam ſeyn, und allen, auch den kleinſten Kummer von ihm ferne halten; denn du haſt Wohlgefallen daran, wenn Kinder ihre Aeltern lieben und ihnen gehorſamen, und auf dieſe Art, und durch ein rechtſchaffenes, frommes Leben wollen wir unſere Dankbarkeit gegen dich, o lieber Gott, zeigen. Dir ſey ewig Lob und Dank!“

Thränen des Dankes glänzten in den Augen der guten Kinder; ſie reichten ſich die Hände, und gelobten, ſich innig zu lieben, wie es guten Geſchwiſtern ziemt. „Aber weißt du auch, lieber Bruder, fiel Eleonore ins Wort, weißt du, wie wir dem lieben Gott noch mehr unſeren Dank für die Rettung des Vaters zeigen können?“ — „Wir wollen immer als recht fromme, gehorſame und fleißige Kinder uns zeigen, antwortete Joſeph.“ — „Wir ſollen noch mehr thun, ſagte Eleonore. Sieh, wie gut war Gott gegen uns; laß uns nun auch gegen Arme gut und wohlthätig ſeyn!“ — „Ja das wollen wir,“ entgegnete Joſeph. Und nun beſchloſſen die lieben, guten Kinder, aus ihrer Sparbüchſe einigen armen Fa-

millen Geld zu geben, und die Mutter am Sonntage zu bitten, ihnen eine gute Speise für einen armen, kranken Mann zu bereiten; was alles auch wirklich geschah.

Möchten doch alle Kinder diesen beiden Geschwistern folgen, und allen die Dankbarkeit gegen Gott eine heilige Pflicht seyn!

*

Danket dem Herrn, denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewig. Psal. 99. 4 — 5. — Lobe den Herrn meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat. Psal. 102. 1 — 2. — Seyd dankbar in allen Dingen: denn das ist der Wille Gottes in Christo Jesu an euch. 1. Thess. 5. 18. — Saget Dank allzeit für Alles, im Namen unsers Herrn Jesu Christi, Gott dem Vater. Ephes. 5. 20.

Denk' ich an Gottes Liebe,
Dann fühl' ich hocherfreut
Des heißen Dankes Triebe;
Dann fühl ich mich bereit,
Mein Herz ihm ganz zu weih'n,
Ihn freudig zu erheben,
Der Tugend nur zu leben,
Vor Sünden mich zu scheu'n.

II. Sey dankbar gegen die Aeltern, nach Gott die größten Wohlthäter.

Unzählig sind die Wohlthaten, welche euch die Aeltern von der Stunde euerer Geburt an, bis jetzt erwiesen haben. Sie sorgten für euere Seele, euren Leib, euer zeitliches und ewiges Wohl. Mit zärtlicher Sorge haben sie euch erzogen, ernährt in allen euren Angelegenheiten unterstützt. Nur für euch ist das Vater- und Mutterherz am weichsten. Ihr könnt es nicht einmal einsehen, wie unendlich sie euch lieben, wie viele Mühe, Arbeit, Sorge und Kummer sie für euch haben. Darum seyd ihr auch schuldig, für die unzähligen Gutthaten ihnen

dankbar zu seyn. Ihnen sollt ihr ihre Wohlthaten durch ein liebevolles Benehmen, durch gute Aufführung, durch Hilfeleisten, durch Theilnahme an ihrem Schicksale, durch Pflege und Unterstützung im Alter oder in der Dürftigkeit wieder vergelten. Thut ihr dies, so seyd ihr dankbar.

Ein undankbares Kind ist ein Auswurf der Menschheit. O hütet euch doch vor diesem Laster, dem größten und schändlichsten, das auf Erde gefunden wird. Saget einmal, wem habet ihr euer Leben, euere Erhaltung und christliche Erziehung, wem euer Glück und Alles, was ihr wirklich seyd und habet, zu verdanken, als euern lieben Aeltern, den Werkzeugen eueres großen Schöpfers? Darum bezeiget euch immer dankbar gegen sie, und seyd ihnen ihre Freude, ihr Trost, ihre Stütze, ihr Alles, jetzt schon, und einst in den Tagen ihres Alters mit besonderer Aufmerksamkeit. Nehmet ihnen einst die Last ihrer Sorgen ab, und machet sie noch glücklich und zufrieden in der Welt, daß ihr, nach der Verheißung Gottes, lange lebet auf Erden, und es euch wohl ergehe. Erinnert euch immer jener liebreichen Sorgfalt, die sie für euch haben, und scheuet selbst nicht Mühe und Opfer, um euere Dankbarkeit ihnen zu beweisen. Gottes Segen wird dann auf euch ruhen.

Höret nun die Erzählungen von solchen Kindern an, welche ihre Dankbarkeit gegen Aeltern bewiesen.

1. Ein dankbares Kind erinnert im Glücke dankbar sich seiner Aeltern, und theilt sein Glück mit ihnen.

Daspet war der Sohn eines Schulmeisters von Grenada, im Departement der obern Garonne. Er zeigte schon in früher Jugend eine treue und zärtliche Anhänglichkeit an seine Aeltern. Als er größer geworden, trat er in den Soldatenstand, und hielt sich in diesem so gut, daß er durch seinen Gehorsam, durch Fleiß und ein gutes Betragen sich die Liebe seiner Obern erwarb. In der Schlacht von Eylau, geliefert am 7ten und 8ten Februar 1807 von der russisch-preußischen Armee unter dem Oberbefehl von Bennigsen, und dem französischen Heere von Napoleon kommandirt, zeichnete sich Daspet

unter den Augen des französischen Kaisers sehr aus. Dieser bewilligte ihm daher das Ehrenkreuz, eine Belohnung, die er den tapfern und muthigen Soldaten gab. Dies machte nun dem Sohne des Schulmeisters große Ehre und Freude, und kaum war er im Besitze desselben, als er sich beeilte, in der Freude seiner Seele die Feder ergriff, und an seinen Vater folgende Zeilen schrieb:

„Mein lieber Vater! Die Gnade des Kaisers machte mich „zum Mitglied der Ehrenlegion. Beziehen aber Sie die Pen„sion davon, welche 250 Franken beträgt. Wahrlich, wenn „mich der Kaiser bezahlt, weil ich meine Schuldigkeit that, so „muß ich wohl denen zuerst einen Theil davon abstatten, denen „ich Leben und Erziehung verdanke. Mein größtes Verlangen „war, Ihnen einst dankbar zu seyn und nützlich zu werden. „Mein Wunsch fängt an, in Erfüllung zu gehen und ich „wünsche mir Glück dazu. Adieu, mein Vater! zählen Sie „immer auf die zärtlichste Liebe und Dankbarkeit ihres Sohnes

Daspet."

Dieser Sohn bewies also seine Dankbarkeit durch Anzeige seines Glückes, und Uebertragung seines Ehrensoldes an seinen Vater. Wie viele Kinder thun dies, wenn es ihnen wohl geht?

2. Als die Kaiserin Maria Theresia einst das Kadeten-Stift zu Wien besuchte, fragte sie den Direktor desselben: „Welcher aus diesen meinen lieben Söhnen führt sich am besten auf?" — „Euere Majestät, antwortete jener, sie führen sich alle gut auf, der junge Vukassowich aber am männlichsten." Dies sagten auch die Exercitien-Meister. „So lobt denn alles, fuhr die Monarchin fort, diesen jungen Dalmatier? Ich möchte ihn nun einmal fechten sehen; er nehme also das Rappier." So unkriegerisch er vorher vor der Monarchin stand, so majestätisch ward sein Antlitz, als er das Rappier ergriffen und sich gestellt hatte, wo er dann fast über alle übrigen Kadeten den Sieg davon trug. Die Monarchin freute sich über die Gewandtheit und schöne Haltung des Jünglings, und schenkte ihm 12 Dukaten; in vierzehn Tagen kam sie wie-

ber, ließ Vukassowich vorrufen, und da bezeigte er sich ganz kleinmüthig. Lächelnd sagte die Monarchin: „Hat er etwa das Geld verspielt, oder wo hat er es?“ — „Ich habe es meinem armen Vater geschickt!“ antwortete er ganz bescheiden.

Kaiserin. Wer ist sein Vater?

Vukassowich. Mein Vater war Lieutenant, hat resignirt, und lebt nun ohne Pension sehr kümmerlich in Dalmatien. Ich glaubte von der Gnade Euer Majestät keinen bessern Gebrauch, als zur Unterstützung eines armen Vaters, machen zu können.

„Edler Knabe,“ sagte hierauf die gerührte Landesmutter, nehme er Dinte, Feder und Papier, und schreib er:“

Liebster Herr Vater!

„Den Brief, den ich hier schreibe, diktirt mir die Kaiserin. Meine Aufführung, mein Fleiß, und besonders meine kindliche Liebe und Dankbarkeit gegen den armen Vater haben der Landesfürstin so wohl gefallen, daß der Herr Vater von dieser Stunde an eine jährliche Pension von 200 Gulden bekommen wird, und ich so eben wieder ein Geschenk von 24 Dukaten erhalte.“

So ward die kindliche Dankbarkeit und Liebe gleich auf der Stelle belohnt; aber das war nicht die einzige Belohnung, die sie erhielt. Als Vukassowich zur Armee kam, stieg er bald von Grad zu Grad, und leistete im letzten Kriege mit Frankreich als General ausgezeichnete Dienste. Welch' eine Freude wird der alte Vater an seinem Sohne gehabt, wie wird er ihn gesegnet haben! Liebet und verehret euere Aeltern, und seyd ihnen *dankbar*, so wird euer Leben durch keine Leiden, keine Gewissensbisse abgekürzt werden, ihr werdet die Achtung aller guten Menschen erwerben, und es wird euch immer wohl gehen auf Erden.

3. In dem hannöverischen Dörfchen *Tespe*, an der Elbe, war ein unbemittelter Einwohner, Namens *Bergmann*, durch Ueberschwemmung und andere Unglücksfälle sehr zurückgekommen. Eine ärmliche Hütte und dabei ein kleiner Garten war alles, was er mühsam erhalten konnte. In diesem kümmerlichen Besitze,

unter schwerer Arbeit und Mangel, hatte er das achtzigste Jahr erreicht; seine Frau war noch einige Jahre älter; er konnte nicht mehr recht sehen und sie wurde kindisch. Ein unglücklicher Brand raubte ihnen in wenigen Augenblicken ihre Hütte und ihre ganze kleine Habe. Krank, schwach, unfähig sich selbst zu helfen, wurden sie in's äußerste Elend versetzt. Ihre Tochter Dorothea, das einzige Kind, welches ihnen der Tod übrig gelassen hatte, stand an einem andern Orte in einem sehr guten Dienste. Sie erfuhr das Unglück ihrer armen Aeltern mit unbeschreiblichen Schmerzen, aber nicht mit jener blos leidenden Empfindsamkeit, die sich in unnützes Wehklagen ergießt, sondern mit dem Muthe, der wahre Güte des Herzens und innige Dankbarkeit begleitet, und sie zur thätigen Tugend erhebt. Der Entschluß, ihren Aeltern beizustehen, Zeit, Vermögen und Kräfte ihnen aufzuopfern, nicht zu ruhen, bis sie ihren Zustand verbessert hätte, um ihre Dankbarkeit ihnen zu bezeigen, erhob sich kühn und feurig in ihrer Seele; im innigen Gebet vor Gott erwarb sie sich höhere Kraft, und mit christlicher Freudigkeit, die nur auf Gott sieht, schritt sie zur Ausführung. Sie verließ mit dankbaren Thränen ihren Dienst, wo man, vollkommen mit ihr zufrieden, sie ungern verlor, eilte in ihre Heimath, fand die schon dem Grabe nahen, verlassenen Aeltern jämmerlich in einer Scheune liegen, brachte sie in ein nahe gelegenes Haus und versprach, für sie zu sorgen; und sie hielt Wort.

Durch ihren Fleiß, ihre Häuslichkeit und Ordnung hatte sie sowohl einige gute Kleidungsstücke, als auch eine kleine Summe Geldes zusammengespart. Dieser mühsam erworbene Lohn vieljähriger, zum Theil beschwerlicher, Dienste ward sogleich auf die dringendsten Bedürfnisse ihrer Aeltern verwandt. Bald war aber der kleine Vorrath aufgezehrt, und sie mußte auf neue Mittel denken, die Hülflosen zu ernähren, die nun immer bettlägerig waren, und keine harten Speisen mehr genießen konnten. Jeden Augenblick, den die sorgfältige Pflege, die sie ihnen gab, ihr übrig ließ, wandte sie mit der äußersten Anstrengung zur Arbeit an, und erwarb so viel, daß sie den Hunger der Aeltern stillen konnte. Aber das genügte ihrer zärtlichen Seele noch nicht; sie trachtete ein Mittel ausfindig zu machen, wodurch sie

ihnen hie und da einige angenehme und stärkende Erquickungen verschaffen könnte; auch dieses gelang ihr, da sie nach und nach jeder Bequemlichkeit des Lebens, unter andern auch dem Schuh- und Strümpfetragen, entsagte, und sich durch diese Ersparung in den Stand setzte, wochentlich einmal etwas Weisbrod und einen stärkenden Labetrunk zu kaufen.

Dieses edle, dankbare Benehmen erfuhren einige edelgesinnte Menschen, und machten es weiter bekannt. Dorothea war, unter dem Namen der guten Tochter, in öffentlichen Blättern empfohlen. Bald liefen von allen Seiten ansehnliche Beiträge für die wahrhaft gute Tochte ein, und die Landesregierung unterstützte sie mit rühmlichem thätigem Eifer. Es gelang den wohlthätigen Anstalten der Menschenfreunde, das Schicksal dieser Unglücklichen zu verbessern. Es ward ein neues, gutes und reinliches Haus für sie erbaut, und mit allen nöthigen Bedürfnissen versehen. Welch' ein rührender Anblick war es, als die armen Aeltern über die Veränderung ihres Schicksals erstaunten und mit schwacher, stammelnder Zunge Gott und ihren Wohlthätern dankten! Auch der edelmüthigen Tochter, die denselben jenes Glück bereitete, ward von einer menschenfreundlichen Gesellschaft eine Brautgabe bestimmt. Sie, die einzig und allein nicht sich, sondern ihren Aeltern lebte, wollte aber keine Versorgung haben, so lange ihre hilfsbedürftigen Aeltern noch lebten.

Kaum war die Wohnung fertig und die Familie darin eingerichtet, so erkrankten die guten Alten an der Ruhr, welche damals in der ganzen Gegend wüthete. Auch in dieser gefährlichen Lage blieb das standhafte Mädchen sich gleich. Sich selbst und die große Gefahr vergessend, pflegte das edle Mädchen ihrer sterbenden Aeltern mit unermüdeter Liebe, Sanftmuth und Treue, und mit dankbaren, frommen Thränen drückte sie ihnen dann die Augen zu. Mit dieser That reiner, kindlicher Dankbarkeit war für diese Welt ihre Bestimmung vollendet; so war es im Buche der weisen göttlichen Vorsehung geschrieben. Am nämlichen Tage, da sie die letzte Pflicht erfüllte, und die Leichen ihrer verstorbenen lieben Aeltern zum stillen Grabe begleitete, befiel auch sie die nämliche Krankheit, und nach einigen leidenvollen Wochen starb sie den sanften, ruhigen Tod, den ein solches Leben

verdiente, und ging hinüber in eine bessere Welt, wo sie Jene wieder fand, denen sie hienieden mit treuer, dankbarer Liebe begegnet war.

Welch ein edles, dankbares Herz hatte dieses Mädchen, geboren in ganz niederem Stande! Wie schön und treu suchte sie den alten, armen, verlassenen, unglücklichen Aeltern wieder zu vergelten, was sie einst von ihnen empfangen hatte! Lernet von ihm, wie man seine Dankbarkeit bewähren soll.

4. Joachim von Ziethen, nachmals ein berühmter preußischer General, wurde 1699 auf dem väterlichen Gute Wustrau, in der Grafschaft Ruppin geboren. In seiner frühesten Jugend war er Page (Pasche) am Hofe des Königs Friedrich des Ersten von Preußen. Ziethen hatte keinen Vater mehr, und seine Mutter nährte sich in ihrem Wittwenstande kümmerlich; er war also darauf bedacht, ihr einige Unterstützung zu verschaffen. Allein er hatte damals noch keine Gelegenheit, etwas zu verdienen, und von seinem Gehalte konnte er nichts entbehren. Doch fand er endlich ein Mittel, zum Besten seiner Mutter sich etwas zu erwerben. Die Pagen oder Edelknaben mußten wechselweise des Nachts in einem Zimmer neben dem Schlafgemach des Königs wachen, und dem Könige aufwarten, wenn er etwas verlangte. Manchem ward dieses zu beschwerlich, und sie übertrugen daher ihre Wachen an andere. Ziethen fing also an, des Nachts für andere Pagen bei dem Könige zu wachen; dies wurde ihm bezahlt, und das Geld, das er dafür bekam, schickte er dann seiner Mutter. Der gute Jüngling brachte das Opfer eines süßen Schlafes gerne zum Wohle der darbenden Mutter.

Einst konnte der König des Nachts nicht schlafen, und wollte sich etwas vorlesen lassen. Er klingelte, er rief; allein es kam niemand. Endlich stand er selbst auf und ging in das Nebenzimmer, um zu sehen, ob kein Page da wäre. Hier fand er den guten Ziethen, der am Tische saß und schlief. Vor ihm lag ein Brief an seine Mutter, den er zu schreiben angefangen hatte, und worüber er eingeschlafen war. Der König ging leise zu ihm hin, und las den Anfang des Briefes, welcher so lautete:

„Meine beste, geliebteste Mutter! Jetzt ist schon die dritte Nacht, daß ich für Geld die Wache bei dem Könige habe. Beinahe kann ich es nicht mehr aushalten. Indessen freue ich mich, daß ich nun wieder zehn Thaler für Sie verdient habe, welche ich Ihnen hierbei schicke.“

Der König, gerührt über das gute, dankbare Herz dieses Jünglings, läßt ihn schlafen, geht in sein Zimmer, holt zwei Rollen Dukaten, steckt ihm in jede Tasche eine, und legt sich wieder zu Bette. Als Ziethen erwachte, und das Geld in seinen Taschen fand, muthmaßte er sogleich, daß der König ihm dasselbe hineingesteckt hätte. Er freute sich zwar darüber, weil er nun seine Mutter noch besser unterstützen konnte, doch erschrack er auch zugleich, daß der König ihn schlafend gefunden. Sobald er am Morgen zum König kam, bat er demüthigst um Verzeihung, daß er sich schlafend hätte finden lassen, und dankte für das gnädigste Geschenk. Der gute König lobte seine kindliche Liebe und Dankbarkeit, ernannte ihn sogleich zum Offizier, und schenkte ihm noch eine Summe Geldes, damit er sich alles anschaffen konnte, was er zu seiner neuen Stelle brauchte. Er stieg hernach immer höher, ward von seinem Monarchen geehrt und geliebt, von seinen Untergebenen und denen, die ihm näher standen, wegen seinem edlen, biedern Charakter fast angebetet, von der großen Menge als siegreicher General mit enthusiastischer Bewunderung verehrt, und starb am 26sten Januar 1786 zu Berlin. Der Prinz Heinrich ließ ihm 1790 zu Rheinsberg ein Denkmal setzen, Friedrich Wilhelm II. 1794 aber auf dem Wilhelmsplatze in Berlin eine schön gearbeitete Bildsäule aufstellen.

In des Fürsten Auge ist kindliche Dankbarkeit angenehm; er lohnt mit Ehre und Achtung treue Liebe.

5. Ein armer Weber in Nürnberg hatte zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen. Das Mädchen hieß Katharina. Als sie sieben Jahre alt war, gab sie einen Beweis eines schönen kindlichen Zartgefühls und hoher Ehrfurcht; sie zerbrach aus Unvorsichtigkeit den einzigen Topf, den ihre Mutter besaß. Sie lief nun in ein Haus, wo sie schon viele Wohlthaten genossen hatte, weinte sehr über diesen Verlust,

und bat, man möchte ihr doch aus ihrem Jammer helfen, denn ihre Mutter würde sich sehr darüber kränken, wenn sie es erführe. Man ermahnte sie, künftig vorsichtiger zu seyn, und schenkte ihr so viel, daß sie wieder einen Topf kaufen konnte. Nach einiger Zeit kam das ehrliche Mädchen zurück, brachte einige Kreuzer und sagte: „Ich habe den Topf wohlfeiler bekommen, hier ist das übrige Geld.“ — Sie verband also Ehrfurcht vor den Aeltern mit Redlichkeit und Ehrlichkeit.

Ihr Bruder, ein Knabe von acht Jahren, bekam einst von jenen wohlthätigen Leuten ein Stück Braten. Er aß aber nichts davon. Als man sich hierüber wunderte, und ihn um die Ursache fragte, antwortete er nicht. Sobald er aber allein in dem Zimmer war, so steckte er den Braten in die Tasche. Bald darauf kam Jemand in das Zimmer, und fragte ihn, was er denn mit dem Braten gemacht hätte? Anfangs wollte er nicht antworten: endlich gestand er, daß er den Braten eingesteckt hätte, um ihn seiner Mutter zu bringen, und sagte dabei: „Jeden Markttag wird ein Stückchen Fleisch für meinen Vater gekocht, und wenn etwas davon übrig bleibt, so bekommen wir es. Meine Mutter aber ißt das ganze Jahr kein Fleisch; deßwegen will ich ihr den Braten bringen, damit die gute Frau doch auch einmal etwas Gutes bekommt.“

Könnte dieser Knabe seine Dankbarkeit schöner zeigen, als daß er nichts aus Liebe für die Mutter von dem aß, was er gewiß sonst so gerne genossen hätte! Sehet, liebe Kinder, daß auch ein armer Knabe dankbar gegen Aeltern seyn kann.

6. Kindliche Dankbarkeit scheuet kein Opfer, um etwas zum Wohle der Aeltern beitragen zu können.

Ein junges sehr schönes Mädchen in Deutschland hatte einen alten, fast immer kranken Vater, den sie mit der Arbeit ihrer Hände ernährte, und mit kindlicher Treue und Sorgfalt pflegte. Allein mit der zunehmenden Krankheit des guten Vaters vermehrten sich auch die Ausgaben, das Verdienst wollte nicht mehr ausreichen, und der Miethzins war zugleich noch für das abgelaufene Vierteljahr rückständig. Sie war in sehr großer Verlegenheit, und weinte recht bitterlich. „Wie

viel hat mein guter Vater für mich gethan, dachte sie, und jetzt bin ich fast nicht im Stande, ihn zu erhalten. Lieber, allgütiger Gott! was soll ich anfangen!» So weinte und dachte sie; da fiel ihr endlich etwas ein, gleichsam das letzte Mittel, das ihr noch übrig war. Sie ging nämlich zu einem Manne, der für die Frauenzimmer blonde und schwarze Perücken und Locken verfertigte, und bot ihm ihr langes, blondes Lockenhaar zum Verkaufe an.

„Was wollen Sie dafür haben?» fragte sie der Mann freundlich, indem er ihr in das etwas getrübte, feuchte Auge schaute.

„Ach, mein Herr! ich muß viel fordern; ich verlange 4 Thaler.

„Vier Thaler? das ist viel Geld, mein Kind, und kaum kann ich dieses wieder herausbringen!"

„Es ist nicht für mich, es ist — für meinen armen, alten Vater, der sehr krank ist, und der Hilfe so nöthig hat.»

„Wenn es dazu, wenn es für einen armen, alten Vater ist, da muß der Eigennutz wohl schweigen! Hier sind die 4 Thaler!"

So sprach, so handelte der brave Handwerksmann, gerührt von dem edlen Opfer, welches das Mädchen zur Erhaltung ihres Vaters brachte. Dankbar gerührt und erfreut nahm das Mädchen das Geld, und sah ruhig zu, wie die Scheere das schöne Kleinod ihr entriß. In dem schönen Gefühle, für ihren Vater eine edle That vollbracht zu haben, eilte sie schnell von dannen, ihn zu erquicken.

Wer verdient mehr Achtung und ist im Herzen glücklicher, dieses edle Mädchen, seines Schmuckes beraubt, oder so manches andere, schön geschmückt und verziert, das aber seiner Aeltern Wohlthaten sich nicht erinnert, und nichts für ihr Wohl thut?

7. Nun will ich euch von zwei dankbaren Brüdern erzählen, deren jeder auf eine andere Art seine treue Liebe und Dankbarkeit gegen die Aeltern bezeigte.

Eine angesehene Gesellschaft reiste nach Schottland, und kam dort in die schöne und reiche Handelsstadt Glasgow am Fluß Clyde. Da nun an ihrer Kutsche etwas zu verbessern war, so mußte sie sich in einem Gasthof eine kurze Zeit aufhalten. Diesem Haus gegenüber war das öffentliche Gefängniß. Als die Reisenden am Fenster standen, und zum Zeitvertreib sahen, was auf der Straße vorging, kam ein Herr daher geritten, welcher zwar nicht kostbar, aber doch sehr nett und reinlich gekleidet war. Er hatte einen blauen Reiserock an, und trug einen Hut mit einer goldnen Tresse. Es war, als wäre dieser Herr auf einmal sehr bestürzt; er stieg vor dem Gasthofe ab, gab dem Wirth mit einer außerordentlichen Schnelligkeit den Zügel seines Pferdes, und lief dann auf einen alten Mann zu, welcher an einem neu angelegten Pflaster auf der Straße feststampfte. Der Fremde grüßte den Alten sehr liebreich, nahm ihm den Stampfer aus der Hand, stampfte dann damit und sagte: das ist eine harte Arbeit für einen alten Mann; habt ihr keinen Sohn, der euch die Arbeit abnehmen könnte?

O ja, hochgeehrter Herr! erwiederte der Alte; ich habe drei wackere Bursche, aber die sind nur nicht bei der Hand.

Fremder. Nennt mich nicht hochgeehrter Herr; es schickt sich besser für mich, euere grauen Haare zu ehren. Wo sind denn die Söhne, von denen ihr sprecht?

Alter. Mein ältester Sohn ist Offizier in Ostindien; der jüngste aber hat sich neulich bei einem Regiment anwerben lassen, in der Hoffnung, auch so etwas zu werden, wie sein Bruder.

Fremder. Nun, wie steht es dann mit dem mittelsten unter eueren Söhnen?

Bei dieser Frage wischte sich der Alte die Augen, und sagte schluchzend: «Er ist Bürge für mich geworden, der arme Junge! Er hat versprochen, meine Schuld zu bezahlen, und weil er sein Versprechen nicht ganz erfüllen konnte, so hat man ihn in das Gefängniß gesetzt.»

Der Reisende that einige schnelle Schritte nach dem Gefangenhaus, kehrte aber gleich wieder um, und sagte zu dem Alten: «Hat euch denn der ausgeartete Sohn von Offizier

gar nichts geschickt, euch euer bedrängtes Leben zu erleichtern? — „O mein Herr! fiel ihm der Alte ins Wort, er ist gar nicht ausgeartet; wahrlich, er ist es nicht! Gott segne den guten Jungen! Er hat mir viel mehr Geld geschickt, als ich nöthig hatte; aber ich bin nicht vorsichtig damit umgegangen; ich ward Bürge für meinen Herrn, von dem ich gemiethet hatte, und dadurch verlor ich mein Geld und Alles, was ich sonst noch auf der Welt hatte, dazu.»

In diesem Augenblicke streckte ein junger Mensch seinen Kopf bis an die Schultern durch die eisernen Stangen des Gefängnisses und rief: Vater, Vater! wenn er noch lebt — so ist das Bruder Wilhelm!

«Ja, ja, rief der Fremde, indem er den alten Mann in seine Arme drückte, wobei ihm Thränen aus den Augen flossen, — ich bin euer Sohn Wilhelm, ich bin's!» Noch ehe der Vater, der gar nicht wußte, wie ihm geschah, diese Zärtlichkeit erwiedern konnte, stürzte eine reinliche, alte Frau aus der Thüre einer nahe gelegenen armseligen Wohnung, und rief: Wo ist mein Sohn, mein lieber Wilhelm? — Der Kapitän ließ, sobald er sie erblickte, seinen Vater los, und eilte in ihre Arme.

Die reisende Gesellschaft, die dies alles mit ansah, war eben so gerührt, als irgend eine von den Personen, welche zur Familie des alten Vaters gehörten; diese alle liefen herunter auf die Straße, während der Kapitän mit seinen Aeltern in ihr Haus gegangen war, wo sich die Einwohner des Ortes bereits vor der Thüre versammelten. Einer von der Gesellschaft kehrte sich daran nicht, sondern drängte sich durch, in das Haus hinein und sagte: „Herr Kapitän! ich ersuche Sie um Ihre Bekanntschaft. 50 Meilen hätt' ich reisen wollen, diesen rührenden Auftritt anzusehen; Sie werden uns eine große Freude machen, wenn Sie und Ihre Aeltern bei uns im Wirthshause zu Mittag speißen wollen.» Der Kapitän dankte für die gütige Einladung, die er, wie er sagte, mit Vergnügen annehme: allein er könne nicht eher an Essen und Trinken denken, bis sein armer Bruder erlöst wäre. Sogleich eilte er, in die Hände des Stadtrichters eine Summe niederzulegen, die so viel betrug, als die Forderung war, wegen welcher jener im Gefängnisse war,

und dann wagte er es, ohne weitern Prozeß den Bruder in Freiheit zu setzen. Dann erst kam die ganze Familie zu der reisenden Gesellschaft in den Gasthof, wohin sie auch das versammelte Volk begleitete, von welchem einer nach dem andern dem wiedergekommenen Landsmann die Hand gab und schüttelte, deren Liebkosungen er auch ohne das geringste Zeichen von Hoffart oder Vornehmthun erwiederte.

Dieser edle Mann und Sohn, welcher Brown (Braun) hieß, erzählte hierauf der Gesellschaft, daß er die Leineweber-Profession gelernt, vor 18 Jahren aber als ein wilder Knabe sich unter die Soldaten der Ostindischen Kompagnie habe anwerben lassen. Während seines Dienstes habe es das Glück gefügt, daß der Lord Clive ihn bemerkt habe, und mit seiner Aufführung zufrieden gewesen sey; dieser habe ihn dann von einer Stufe zur andern befördert, bis er endlich Kapitän und Regiments-Quatiermeister geworden; in welchem Posten er auf rechtliche Weise über 12,000 Pfd. zusammengespart, und nach dem Frieden seinen Abschied genommen habe. Er hatte seinem Vater verschiedene Male Geld geschickt, von dem dieser aber nur einmal 100 Pfund — (ein Pfund ist beiläufig ein Karolin) — empfangen hatte. Die andere Summe war einem Gantfähigen in die Hände gerathen und verloren gegangen, und die dritte an einen Kaufmann in Schottland übermacht werden, der aber vor Ankunft dieses Geldes gestorben war, so daß es noch aus der Verlassenschaft berechnet werden mußte.

Um nun seine Dankbarkeit gegen die Aeltern recht zu zeigen und seiner Wohlthätigkeit freien Lauf zu lassen, schenkte er sogleich seinem Vater 50 Pfund zu seinen nöthigsten Ausgaben, außer dem 100 Pfund, die er schon dem Stadtrichter für seinen gefangenen Bruder erlegt hatte; dann vermachte er seinen Aeltern für ihren Unterhalt jährlich 80 Pfund, welche nach deren Tode seine beiden Brüder fortbeziehen sollten.

Seinem jüngsten Bruder versprach er, eine Offiziers-Stelle zu kaufen, den andern aber mit sich in seine Kompagnie zu nehmen, weil er gesonnen sey, eine Manufaktur anzulegen, um den Fleißigen Arbeit und Nahrung zu verschaffen. Seiner Schwester, die an einen Pachter verheirathet war, der sich nicht in

den besten Umständen befand, wollte er 500 Pfund als einen Brautschatz geben. Endlich theilte er auch noch unter die Armen der Stadt, wo er geboren war, 50 Pfund aus, und gab allen Einwohnern ohne Unterschied eine freundschaftliche Mahlzeit.

Ein würdiges, edles Brüderpaar! der eine stand dem armen Vater im Unglücke bei, und ließ für ihn in den Schuldthurm sich setzen; der andere vergaß seine Aeltern im Glücke nicht, sondern unterstützte sie, und ward die Freude und der Trost derselben. Ein schönes Bild der Nachahmung.

8. Zu Melle, im Osnabrükischen, war ein Frauenzimmer, welches ihre Mutter durch den Tod verlor. Sie mußte nun nach dem Absterben derselben das Vermögen mit ihrem Vater theilen, weil er sich wieder verheirathen wollte. In der Theilung fiel ihr die Summe von ungefähr 10,000 Thalern zu. Durch allerlei Vorfälle, welche durch Klugheit und Vorsicht größtentheils hätten vermieden werden können, kam der Vater aus seinem Wohlstande, und sank immer weiter herunter. Man unterstützte ihn, und suchte ihm wieder aufzuhelfen; aber es wollte nicht gelingen. Die gute Tochter sah nun den unvermeidlichen Untergang ihres Vaters, den Verlust des öffentlichen Ansehens voraus, wenn sie ihn nicht retten würde. Ein edelmüthiger Entschluß entstand in ihrer Seele; sie gab dem Vater ihr eigenes Vermögen, brachte für ihn und die Ehre des Hauses freudig dieses große Opfer, und entriß sich dadurch die Stütze ihres eigenen künftigen Unterhaltes und Fortkommens. Einsam und zurückgezogen lebte sie von nun an, aber dennoch ruhig und zufrieden; denn sie hatte den Beifall des Allerhöchsten und ihres Gewissens, welcher ihr den Verlust des Vermögens ersetzte, und ihr immer Zufriedenheit und die Achtung aller guten Menschen gab.

Würden wohl alle Kinder sich entschließen, aus kindlicher Achtung und Dankbarkeit ihr Vermögen zur Unterstützung ihrer Aeltern aufzuopfern? Das können nur edle, dankerfüllte Herzen.

9. In einem Dorfe bei Eger, in Böhmen, lebte ein armer Bauer. Er kam durch verschiedene Unglücksfälle um all sein Vermögen, und wurde selbst die Steuren noch rückständig. Nun befahl ihm der hartherzige Amtmann, daß er in 24 Stunden

zwanzig Gulden erlegen solle; wenn er aber dieses nicht thue, werde er aus seiner Hütte heraus und in den Kerker geworfen. Der arme Mann verzweifelte fast, nirgends wußte er einen Heller, rings um sich keine Rettung.

Diesen Jammer sah und hörte sein Sohn, der gerade auf Urlaub bei ihm war; er war ein gemeiner Soldat: allein es schlug in ihm ein Herz, welches lebhaft erkannte, wie viel der Vater ihm gethan und was er ihm schuldig sey. Die Schande des Kerkers sollte nicht auf seinen armen, alten Vater kommen. Er dachte nach, und beschloß, Rettung zu schaffen. Er entdeckte seinem Vater, daß einer seiner Kammeraden diesen Abend desertiren wolle. Nun machte er dem Vater den Antrag: er wolle dieses dem Schulzen des Dorfes melden, damit er dafür die auf diese Anzeige gesetzte Belohnung von 24 Gulden bekomme. So nöthig dem alten Vater das Geld war, so verwies der rechtliche Mann doch seinem Sohne die Untreue gegen seinen Kameraden, und erklärte, daß er durchaus nicht durch fremdes Unglück gerettet werden wollte. Das war recht schön von diesem armen Bauern. Er beschämte Viele, die durch das Unglück Anderer ihr eigenes Glück zu gründen, und auf den Ruinen gestürzter Mitmenschen das Gebäude eigener Erhöhung aufzuführen suchen. Der Sohn aber hat den Vater inständig, doch zu bedenken, daß er Haus und Hof verlieren, er aber nur nach den Gesetzen handeln würde. Seine Vorstellungen und Bitten waren so dringend und herzlich, daß ihnen endlich der Vater, obwohl mit schwerem Herzen, nachgab, die Anzeige des vorhabenden Desertirens billigte, das Geld erhielt, und damit den Amtmann befriedigte.

Es war doch nicht schön, daß dieser Sohn seinen Kameraden verrieth; so werdet ihr jetzt denken: aber höret nur weiter, und ihr werdet euer Urtheil zurücknehmen. Am Abende in der Dämmerung schlich sich der Sohn an jenen Ort, der als der Uebergang zum Entlaufen jenes Soldaten bezeichnet war. Schon war eine Wache da, die auf den Deserteur lauerte; der Sohn wurde ergriffen und verhört. Da gestand er, daß er habe entlaufen wollen. Sogleich wurde er zum Re-

gimente geliefert, und zum harten Gassenlaufen verurtheilt. Das ist eine schreckliche Strafe. Der Verurtheilte muß durch das auf zwei Seiten aufgestellte Regiment mehrere Mal laufen, und erhält von jedem Soldaten, an dem er vorübergeht, auf den bloßen Rücken Schläge mit Ruthen und Stöcken. Zwar schauderte der gute Sohn ob dieser Strafe; aber kindliche Liebe und Dankbarkeit gaben ihm Kraft und Muth, sie zu ertragen. Gelassen und standhaft duldete er die Schläge. Als die schauerliche Execution geendigt war, sagte er mit einem Seufzer: „Gottlob, nun ist es vorüber, und mein armer Vater ist frei!“ Das hörten einige Kameraden und der Korporal, und meldeten es dem Obersten. Dieser untersuchte und entdeckte den ganzen Hergang der Sache. Kaiser Joseph II. hörte von diesem schönen Zuge aufopfernder, duldender Dankbarkeit, und freute sich dieses edlen Sohnes. Er machte den edelmüthigen Deserteur zum Offizier, und befahl ihm, nach Wien zu kommen, wo er ferner für ihn sorgte.

So viel vermag die dankbare, treue Liebe zu den Aeltern zu erdulden; ihr wird immer ein schöner, ehrender Lohn zu Theil.

10. In dem letzten Kriege, welcher im vorigen Jahrhundert zwischen den Russen und Türken geführt wurde, machten die Russen einen jungen Türken zum Gefangenen. Das Schicksal der Gefangenschaft schien dem Jünglinge so schrecklich, vielleicht aber auch das Christenthum so heilig und schön, daß er sich entschloß, die muhamedanische Religion zu verlassen und russische Dienste zu nehmen. Seine gute Aufführung und die Tapferkeit, welche er damit verband, machten, daß er bald zum Unteroffizier befördert wurde.

Bei der bekannten Eroberung von Ismail, am 22sten Dezember 1790 unter dem russischen General Suwarow, vertraute man diesem türkischen Jüngling eine Abtheilung Dragoner an; er kam mit denselben in die Stadt, wo er geboren war, und sagte zu seinen Untergebenen: „Kameraden! ich bin in dieser Stadt sehr gut bekannt, und wir können darin eine beträchtliche Beute machen, wenn Tapferkeit und Muth unsere Begleiter sind. Werde ich mich auf euch verlassen können?“

Die Dragoner versprachen ihr Möglichstes zu thun, und wirklich scheuten sie weder Gefahr, noch Tod, bahnten sich kühn einen Weg durch die wirbelnden Flammen, und gelangten endlich in eine kleine, abgelegene Gasse, vor ein ziemlich unansehnliches Haus. Hier stiegen sie, auf Verlangen ihres Anführers, von den Pferden, und der junge Türke trat zuerst in das ihm wohlbekannte Haus. Seine Kameraden folgten ihm. Man fand in der Stube einen abgelehnten Greis, welcher höchst erschrocken schien, und die eindringende Menge mit stieren Blicken anstarrte. "Ich komme, Euch zu retten, und Euch dem Tode zu entziehen!" sagte der Jüngling zu dem Greise. Jetzt wendete er sich an seine Begleiter mit den Worten: "Dies ist mein Vater, hier ist meine Familie, der ich Leben und Erziehung verdanke; — werdet ihr wohl so grausam seyn können, sie zu tödten?" — Mitleid trat bei den Dragonern an die Stelle der Raub- und Mordlust; sie staunten über dies seltsame Wiederfinden und blieben im stummen Nachdenken wie am Boden gewurzelt. Während dieser Pause hatte sich der Jüngling in die Arme des Greises geworfen, und ihm seine Schicksale in der Kürze erzählt. Allein auf den Vater machte diese Erzählung einen so widrigen Eindruck, daß er sich wüthend aus den Armen seines Sohnes riß, ihn einen Abtrünnigen nannte, eine Pistole aus seinem Gürtel hervorriß, und sie auf ihn abdrückte. Zum Glück fehlte die Kugel; aber der ergrimmte Alte ergriff sogleich eine zweite Pistole, und verwundete damit seinen Sohn in die Schulter. Alles dieses geschah mit Blitzesschnelligkeit, ohne daß es die erstaunten Dragoner hätten verhindern können.

Jetzt aber brach auch die Wuth mit furchtbarer Gewalt aus; sie fielen über den Greis her: umsonst warf sich der blutende Sohn zwischen seinen Vater und seine Kameraden; umsonst beschwor er sie bei allem, was ihnen heilig wäre, seines Vaters zu schonen. Vergebens; der Vater wurde vor den Augen des Sohnes zusammen gehauen: Mutter und Schwestern blieben jedoch verschont, ob man sie gleich gefangen nahm. Die Wunde des Jünglings war zum Glücke nicht tödlich, und er kam bald unter die Hände geschickter Wund-

ärzte, welche ihn in kurzer Zeit wieder herstellten. Aber immer weinte er beim Andenken an den Tod seines Vaters, zu dessen Rettung er aus kindlicher Dankbarkeit herbeigeeilt war.

Die Scene, welche sich zwischen ihm und seinem Vater zugetragen hatte, machte zu viel Aufsehen, und man sprach zu häufig darüber, als daß nicht bald die Obern des Jünglings davon hätten Nachricht erhalten sollen. Man ließ dem bewiesenen Edelmuthe bei dieser That Gerechtigkeit wiederfahren, lobte die schöne Handlung des Jünglings, und seine Obern glaubten ihn nicht besser belohnen zu können, als daß sie ihm die gefangene Mutter und Schwestern in seine Hände lieferten. Er brachte sie glücklich nach Rußland, und suchte die übrigen Lebenstage seiner Mutter, als ein guter und dankbarer Sohn, so angenehm zu machen, als seine eigene beschränkte Lage nur immer gestatten konnte. An ihnen wollte er seine Dankbarkeit bewähren, was ihm bei dem theuren Vater nicht gestattet war. In der Nähe, wo dieser dankbare Sohn im Kreise der Seinigen lebte, besaß eine edle Gouverneurs-Wittwe ein sehr ansehnliches, mit reichen Einkünften begabtes Oekonomiegut. Kaum hatte diese tugendvolle Frau von den Lebensverhältnissen des braven, dankbaren Sohnes gehört, als sie sich desselben mit mütterlicher Fürsorge annahm, ihm die Stelle eines Oekonomie-Aufsehers übertrug, und Gelegenheit verschaffte, daß er reichlich die Lebensbedürfnisse seiner theuren Angehörigen decken konnte.

11. Selbst dann noch ist ein liebevolles Kind seinen Aeltern dankbar, wenn diese schon längst im Grabe ruhen, und beweist seine Dankbarkeit durch frommes Andenken an sie, und öffentliches Anerkennen ihrer Liebe.

Heinrich Sander von Carlsruhe hatte eine außerordentliche Liebe und Anhänglichkeit an seine Aeltern. Mit großer Pünktlichkeit und ängstlicher Besorgniß folgte er den Vorschriften und Rathschlägen seines guten, erfahrnen Vaters. Er selbst sagte: „Ohne meines Vaters Einwilligung thue ich nichts; o wie sollte ich etwas thun, das ihn betrübt? Er eilt zum Grabe — liebt mich zärtlich. — Ich bin aus seinem Hause weg, aber ich bin noch gern, so lange mir Gott

den guten Vater läßt, unter seiner Leitung." — Mit wärmster Dankbarkeit sprach und schrieb er immer von der Sorgfalt, die seine Aeltern für seine Erziehung und sein Fortkommen von Kindheit an bewiesen, von der treuen Aufsicht und Unterweisung, die er von seinem Vater genossen, und die er mit desto heißerm Dank verehrte, weil derselbe sehr gehäufte Geschäfte gehabt. Er dankte es ihm bis zum Grabe, daß er ihn früh zur Arbeitsamkeit gewöhnt, weil er nun in reifern Jahren die schwerste Arbeit mit Freude und Lust verrichten konnte. Mit aller kindlichen Hochachtung und Dankbarkeit sprach er von seinen Aeltern, bis zu seinem Tode, und ihr Andenken war ihm immer heilig und theuer. Er starb, von allen, die ihn kannten, geliebt und betrauert, im Jahre 1785.

Selbst über das Grab der Aeltern soll wahre kindliche Dankbarkeit sich erstrecken. Bedenket dies recht oft, und weinet auf den Grabhügeln euerer Aeltern unter frommen Segenswünschen die Thränen inniger Dankbarkeit.

12. Kindliche Dankbarkeit gibt sich selbst noch auf dem Sterbebette zu erkennen für das Gute, das man von Gott und Menschen erhalten hat.

Christine Cramer war die Tochter des Johann Andreas Cramer, welcher Kanzler der Universität Kiel war und einen so ausgezeichnet edlen Charakter hatte, daß man ihm, als er noch in Copenhagen Hofprediger war, den ehrwürdigen Beinamen der ganz Gute gab. Eine äußerst sorgfältige religiöse Erziehung genoß Christine; und der Vater sah in dem Kinde die schönsten Folgen derselben. Dieses Mädchen war sehr gesittet, allezeit bewies sie einen edlen, religiösen Charakter, und hing mit der kindlichsten Ergebung und zärtlichsten Verehrung an ihren Aeltern.

Allein, die Vorsehung hatte bestimmt, daß der Faden ihres Lebens schneller zerrissen werden sollte, als Menschen wünschen und berechnen. Christine wurde krank, und sah sich der Auflösung nahe. Manches Kind würde auf dem Sterbebette geweint und geklagt haben, so frühe schon diese Welt verlassen zu müssen; allein Christine zeigte sterbend noch, welch' ein

edler, dankbarer Geist sie beseele; sie ergoß auf dem Sterbebette sich in die zärtlichsten Danksagungen gegen ihre Aeltern für deren Liebe und Treue, die sie ihr erwiesen hatten. „Ich kann, sagte sie, es nicht vergelten, was Sie mir Gutes thaten, so schuldig ich es wünsche: aber ich weiß, mein Gott, mein Erlöser wird es ihnen vergelten.“ Sie betete recht herzlich für ihre Aeltern und all ihre Freunde. Noch kurz vor ihrem Scheiden sagte sie: „Ich werde sterben, aber noch nicht. Ich werde noch viel leiden, aber Gott wird mir Gnade geben, alles zu ertragen mit Geduld und Ergebung in seinen göttlichen Willen.“ Sie war lauter Dank und Preis für das Vorgefühl des Himmels, das ihr Gott gab. Sie ließ alle Diener des Hauses kommen, dankte ihnen allen für ihre Mühe und Treue, für die Beschwerden, die sie ihnen verursacht hätte, für ihre Nachtwachen; Allen dankte sie mit den lebhaftesten und dankbarsten Händedrücken und mit den rührendsten Worten, indem sie sagte: „Ich kann nicht vergelten; dazu habe ich kein Vermögen, ich habe nur Wohlthaten empfangen können, aber Gott, mein Gott wird belohnen.“ So handelte und sprach das dankerfüllte Mädchen, und gab dann ihren Geist in die Hände des Schöpfers, der dankbare Herzen liebt und segnet.

*

Ehre deinen Vater von ganzem Herzen und vergiß nicht, wie sauer du deiner Mutter geworden bist; was kannst du ihnen dafür thun, das sie an dir gethan haben? Sir. 7. 29 — 30. — Ehre Vater und Mutter mit der That, mit Worten und Geduld, auf daß ihr Segen über dich komme; denn des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser, aber der Mutter Fluch reißt sie nieder. Sir. 3. 9 — 11. — Du sollst Vater und Mutter ehren. Matth. 15. 4. — Den Aeltern das empfangene Gute vergelten, das gefällt Gott. I. Tim. 5. 4.

Das Gute will ich nie vergessen,
Was Aeltern einst an mir gethan:

Vergelten will ich's und ermeſſen,
Sie zeigten mir zum Heil die Bahn.
Wenn ich von Herzen dankbar bin,
Dann zeig' ich frommen Kinderſinn.

Siehe auch den Artikel Aeltern, und kindliche Liebe.

III. Sey dankbar gegen deine Lehrer.

Lehrer ſind des Kindes große Wohlthäter. Sie zeigen ihm den Weg des Guten, bringen Licht in ſeinen Geiſt, Liebe in ſein Herz; mit unermüdetem Eifer ſorgen ſie, daß der Kreis wiſſenſchaftlicher Erkenntniß im Kinde immer weiter gezogen werde, geben ihm die Anleitung zu allem Guten, ſcheuen weder Mühe noch Arbeit, den Grund zu des Kindes Glücke zu legen, und warten mit väterlicher Liebe, Geduld und Treue der ihnen anvertrauten Saat. Darum ſind die Kinder auch ſchuldig, mit Achtung und Ehrerbietung ihren Lehrern zu begegnen als ihren Wohlthätern, ſie innig zu lieben und ihnen immer gehorſam zu ſeyn. Sie ſollen die Verdienſte derſelben ehrend und rühmend anerkennen, ihnen thätige Unterſtützung und Hilfe leiſten, und ihr Andenken nach dem Tode noch ehren. Dies heißt dann: dankbar ſeyn den Lehrern in Wort und That.

Darum will ich euch nun edle Züge der Dankbarkeit gegen Lehrer erzählen, damit ihr dieſelben nachahmen, und an ihnen euere Herzen für das ſchöne und ehrende Gefühl der Dankbarkeit erwärmen möget.

1. Dankbarkeit gegen Lehrer fodert, daß man die Wohlthat des empfangenen Unterrichts erkenne und ausſpreche.

Ein Prediger zu Eiſenberg, im Fürſtenthum Waldeck, hatte, nebſt andern vermöglichen Bauernkindern, einem armen Hirtenknaben den Religionsunterricht ertheilt. Der Hirtenknabe, der das große Glück, ein Chriſt, im Chriſtenthume unterrichtet zu ſeyn, und ſo viele heilſame Lehren erhalten zu haben, ſehr hoch ſchätzen gelernt hatte, ſchrieb bald darauf

jenem menschenfreundlichen Religionslehrer folgendes herzliche Danksagungsschreiben:

„Verehrungswürdiger lieber Herr Prediger! Ich bedanke mich vielmal für die Mühe, die Sie meinetwegen gehabt haben; ich wünsche, der liebe Gott möchte es viel tausendmal vergelten, weil ich bis dahin in der Irre gegangen bin, und Sie mich auf den rechten Weg des Lebens geführt haben, welches ich Ihnen nicht vergelten kann, und ich hoffe durch die Hilfe Gottes treulich bei diesem Vorsatze zu verbleiben, bis an mein letztes Ende.»

Wie sehr wird dieses herzliche Schreiben, in welchem kindliche Dankbarkeit und Hochachtung sich aussprach, den Prediger gerührt und erfreut haben! Gewiß waren die Geschenke der vermöglichen Kinder ihm nicht so lieb, als die Anerkennung seines Eifers von einem armen Hirtenknaben.

2. Friedrich Gottlieb Klopstock ward zu Quedlinburg am 2ten Juli 1724 geboren. Sein Vater war anfangs quedlinburgischer Commissionsrath, kam aber nachher auf das Amt Friedeburg im Mannsfeldischen, wo der Knabe im ländlichen Aufenthalte die erste Jugendzeit glücklich verlebte, und hernach das Gymnasium zu Quedlinburg besuchte. Im 16ten Jahre kam er auf die Schulpforte bei Naumburg. Hier entwickelte sich sein Charakter als Mensch und Dichter; unter einem gelehrten und menschenfreundlichen Rector vervollkommnete er sich in den Sprachen, gewann immer mehr Vorliebe für die classischen, die vorzüglichsten Schriftsteller, machte selbst mehrere dichterische Versuche, und faßte hier den Entschluß, einst ein großes Gedicht zu verfertigen, was er später wirklich that. Dann verließ er die Pforte, um in Jena Gottesgelehrtheit zu studieren.

Ergreifend ist die Art und Weise, wie Klopstock von seinen Lehrern auf Schulpforte Abschied nahm. Seine Worte des Dankes sind einfach und rührend, und beweisen, wie sehr er die Bemühungen seiner Lehrer, und die von ihnen empfangenen Wohlthaten erkannt habe. «Unter den Wohlthaten, die mir hier erzeigt worden sind, gebührt Euerer Fürsorge, ehrwürdige Väter dieser Schule, die Ihr mein weiches Herz

durch Euere Lehren gebildet habt, der erste Platz. Denn ob ich gleich auch Einiges meiner Wißbegierde und dem Lesen ausgesuchter Bücher schuldig bin, so verdanke ich doch willig und mit aller Erkenntlichkeit noch Mehreres und das Vornehmste Euerer Sorge und Euerem gelehrten Unterricht. — Aber Ihr habt mich die schönen Wissenschaften nicht allein mit Euerem Munde, sondern auch vermittelst der Tugenden eueres Lebens gelehrt. — Nimmer, nimmer werde ich dieser höchsten Art von Wohlthat vergessen, und mich stets mit dem dankbarsten und unauslöschlichsten Andenken erinnern, daß ich so glücklich gewesen bin, durch Euere Muster belehrt, den Weg zur Weisheit betreten zu haben.»

Er erwarb sich durch seine unendlich schönen und erhabenen Dichtungen einen sehr großen Ruhm, und man nannte seinen Namen nur mit Ehrfurcht. Er zeichnete sich durch ein äußerst thätiges, edles Leben aus, und starb, nachdem er sich die Bewunderung und Achtung von ganz Europa erworben hatte, mit voller religiöser Ueberzeugung, mit Ruhe und Ergebung den glücklichen Tod des Gerechten und Guten am 14. März 1803 sanft.

Muß nicht eine solche Dankbarkeit für die Wohlthaten der Lehrer manches Kind beschämen, welches beim Austritt aus der Schule gar nicht sich erinnert, wie viel des Guten es empfangen habe, auch mit keinem Worte seine Dankbarkeit bezeugt, und in kurzer Zeit Schule und Lehrer vergißt? — Kinder, das abscheulichste aller Laster ist die Undankbarkeit; hütet euch vor ihm.

3. Aeschines lebte etwa 400 Jahre vor Christus. Er war ein Schüler des großen Weltweisen Sokrates. Zum Zeichen der Dankbarkeit brachten die Schüler des Sokrates ihm zuweilen Geschenke, jeder nach seinem Vermögen. Allein Aeschines vermochte dies nicht, er war zu arm dazu, und doch wollte er seinem verehrten Lehrer einen Beweis seiner Achtung und Dankbarkeit geben. Er ging also zu Sokrates, und sagte: «Lehrer! ich besitze nichts von Werth, was ich Dir geben könnte; und nur darum thut es mir leid, daß ich arm bin. Ich gebe Dir aber für Deinen Unterricht Alles, was ich habe

— mich selbst. Verschmähe dies kleine Geschenk nicht und bedenke, daß Andere Dir zwar viel gegeben, aber auch noch mehr zurückbehalten haben.« Dieses hohe Zartgefühl des dankbaren Schülers erfreute den Weltweisen sehr, und er erwiederte: »Du kennst den Werth deines Geschenkes nicht, du gibst mir nichts Geringes, Aeschines, so wenig du aus dir selbst zu machen scheinst. Ich will aber allen Fleiß anwenden, daß ich dich in weit besserem Stande dir selbst zurückgebe, als ich dich empfangen habe.«

Aeschines benützte den Unterricht sorgfältig, und wurde ein berühmter Weltweiser, der vortreffliche Schriften hinterließ; er muß aber nicht mit dem Redner Aeschines verwechselt werden, der ein Zeitgenosse und Nebenbuhler des großen Demosthenes war.

Jedem Lehrer ist gewiß ein ähnliches Geschenk, wie Aeschines seinem Lehrer brachte, das allerliebste, nämlich — die Herzen der Schüler. Bringt also diese voll Achtung, Liebe, Gehorsam und Dankbarkeit euren Lehrern, zu ihrer Freude und zu eurem Wohl.

4. Wahre Dankbarkeit erlischt in edlen Herzen nie, wenn man auch zu hohen Ehren und in ein großes Geschäftsleben kommt, sondern zeigt sich gegen die alten Jugendlehrer liebreich, erkenntlich, hilfeleistend.

Ein schon ziemlich bejahrter Schreibmeister, welcher der vor mehreren Jahren verstorbenen, allgemein verehrten Königin Louise von Preußen in ihrer Jugend zu Darmstadt im Schönschreiben Unterricht ertheilt hatte, faßte den Entschluß, nach Berlin zu reisen, um die Freude zu haben, seine hochverehrte Schülerin vor seinem Ende noch einmal zu sehen. Er kam in Berlin an, und ließ sich bei der Königin als ein alter Bekannter aus Darmstadt melden. Die Königin ließ ihn sogleich vor sich kommen, und freute sich sehr, ihn wieder zu sehen. Sie unterhielt sich einige Stunden mit ihm, und auch der König, der dazu kam, nahm Antheil an ihrem Gespräche. Die Königin fragte ihn endlich, ob er denn kein Anliegen habe, indem sie sich nicht vorstellen könne, daß er so ohne alles Interesse diese weite Reise unternommen habe.

Allein er versicherte, daß er nichts brauche, sondern sein gutes Auskommen habe, und daß der einzige Beweggrund seiner Reise gewesen sey, seine ehemalige Schülerin nun als Mutter zu sehen. Der König machte ihm hierauf den Vorschlag, daß er die Merkwürdigkeiten der Stadt Berlin besehen, und dann um Ein Uhr sich wieder einfinden und zu Mittag mit ihnen essen sollte. Der alte Mann nahm aber Anstand, das letzte anzunehmen und entschuldigte sich. Allein der König wiederholte es ihm in vollem Ernste und sagte ihm noch: sie wären ganz allein, er sollte nur kommen. Der Schreibmeister fand sich also wirklich zur bestimmten Zeit ein, und aß mit an des Königs Tafel. Als sie aufstanden, übergab ihm die Königin ein kostbares goldnes Etuis (Etui), ein Taschenbesteck oder Futteral zu allerhand kleinen Geräthschaften, auf welchem ihr mit Edelsteinen eingefaßtes Bildniß sich befand, und sagte zu ihm: „Nehmen Sie, mein lieber alter Lehrer! diese Kleinigkeit als ein Andenken von ihrer ehemaligen Schülerin, die sich recht herzlich freut, ihrem Lehrer noch einmal danken zu können.“ Der alte Mann, im höchsten Grade überrascht und gerührt, konnte keine Sylbe hervorbringen; einige Thränen, die ihm über die Wangen herabrollten, zeigten zur Genüge seine dankbaren Gefühle. Der König sagte ihm hierauf noch, daß dafür gesorgt sey, daß er, sobald es ihm beliebe, von Berlin nach Darmstadt mit Extra-Post frei zurückreisen könne.

Welch ein schöner Zug von Dankbarkeit, und um so mehr der Bewunderung werth, als man in dem Gewühle von Beschäftigungen, die ein so hoher Stand mit sich bringt, nur zu leicht alter Bekannten und Lehrer vergessen kann!

5. Alexander der Große, Philipps von Macedonien Sohn, war zu Pella im Jahr 356 vor Christi Geburt geboren. Von der Natur mit glücklichen Anlagen ausgestattet, kündigte er früh einen großen Charakter an. Sein Vater versäumte nicht, ihm die sorgfältigste Erziehung geben zu lassen. Unter mehreren Lehrern hatte er auch den Lysimachus, welchen er sehr schätzte und liebte. Als die Belagerung der Stadt Tyrus sich verzog, trug Alexander, der schon in einem Alter von 16 Jahren Wunder der Tapferkeit verrichtete, die Aufsicht

dabei dem Perdiccas, einem seiner Generale, auf, und unternahm einen Kriegszug gegen die am Berge Antilibanus wohnenden Araber; hier kam er aber durch seinen Lehrer Lysimachus in Gefahr. Dieser folgte ihm nämlich immer nach, indem er sagte: er sey weder schlechter noch älter, als Phönix, der Lehrer und Begleiter des Achilles, eines im trojanischen Kriege berühmten Helden. Als sie sich den Bergen näherten und die Pferde zurückließen, konnte Lysimachus nicht so gut, wie die Andern, die weit voraus waren, zu Fuße fortkommen; der Abend überfiel sie, indem Alexander den ganz ermatteten Lysimachus, der nicht fort konnte, und zurück blieb, nicht verlassen wollte, sondern ihn zu ermuntern und ihm fortzuhelfen suchte. Die Feinde standen in der Nähe, und Alexander mußte, getrennt von seinem Heere, nur mit Wenigen in der Finsterniß und Kälte an einem beschwerlichen Orte die Nacht über bleiben. Nun befürchtete er, daß er mit seinem Lehrer entweder von den Feinden gefangen werden, oder dieser Alte vor Kälte umkommen möchte; dankbare Liebe zu ihm gab ihm nun einen eben so raschen, als muthigen und glücklichen Entschluß. In der Ferne bemerkte er viele zerstreute feindliche Wachtfeuer, lief mit außerordentlicher Schnelligkeit zu dem nächsten Feuer hin, das er sah, stieß die zwei Araber, die daneben saßen, nieder, ergriff darauf einen Brand und brachte ihn zu seinen Soldaten zurück, welche ein großes Feuer machten. Dadurch wurden die Feinde sehr erschreckt, so daß sie zum Theil davon liefen, und die wenigen, welche noch herankommen wollten, wurden zurückgejagt. Auf diese Art brachten sie die Nacht sicher und ruhig zu.

Dieser edle und gute Schüler stand also seinem Lehrer in der Noth bei, und rettete ihm das Leben.

6. Dem dankbaren Schüler ist die Pflicht heilig, seinem Lehrer beizustehen in der Stunde der Gefahr, und ihm Hilfe zu leisten.

Als zu Anfang dieses Jahrhunderts die französischen Kriegsvölker nach Deutschland kamen, ward unter andern auch der baierische Marktflecken Albersried sehr unfreundlich von ihnen heimgesucht. Auch in die Wohnung des Schullehrers Gruber

war das Militär mit Uebermacht eingedrungen. Schon hatte dieser Ursache, für sein kleines Eigenthum zu zittern, als ein Krieger herbei eilte, in welchem der geängstete Schullehrer einen neuen Feind zu erblicken fürchtete, der aber wider Erwarten sein Freund und Schutzgeist werden sollte. Er trieb mit drohenden Worten den Haufen auseinander, und Jeder achtete in ihm die Stimme eines Befehlshabers. Gruber sah diesem Auftritte mit Bewunderung zu, und wußte nicht, wie ihm geschah. Aber noch mehr erstaunte er, als ihm sein Retter, sobald er mit ihm allein war, um den Hals fiel, und ihn ungestümm an sein Herz drückte. Stumm und verwirrt sah ihm Gruber in das Gesicht, und konnte sich nicht besinnen, wer er wohl seyn möchte.

„Mein Gott! — rief der narbigte Kriegsmann — kennen Sie ihren armen Jakob nicht mehr?“ — Nun war das Räthsel gelöst, und Gruber erwiederte mit Innigkeit die Umarmung. Die Geschichte verhielt sich nämlich so:

In den ersten Jahren von Grubers Lehramte kam einst eine arme Frau vor seine Thüre und bettelte. Sie trug ein Kind auf dem Rücken, zwei Knaben führte sie an den Händen, und eines sollte bald das Licht der Welt erblicken. Der eine davon, ein Junge von 7 Jahren, fiel dem Schullehrer durch seine blühende Gesichtsfarbe, sein schön gekräuseltes, blondes Haar, und sein offenes, gescheidtes Aussehen besonders auf. Schon lange hatte er sich einen talentvollen Knaben gewünscht, den er, fern vom älterlichen Einflusse, ganz nach den Grundsätzen einer von ihm selbst erfundenen Lehrmethode möchte unterrichten können; aber in seinem Dorfe fand er keinen. Er fragte scherzhaft die Frau: ob sie ihm den Krauskopf nicht abtreten wolle, und erhielt die Antwort: es sollte ihr lieb seyn, wenn sie einen Brodesser weniger in der Kost hätte. Gruber machte nun Ernst, hielt es für verdienstlich, den Kleinen einer gefühllosen Mutter zu entreißen, und da das Bettelweib nicht weit von dem Orte zu Haus war, und auch versprach, öfters Kundschaft über ihren Jakob einzuziehen, so kostete es nicht viel Mühe, auch den Knaben zur Einwilligung zu bereden. Gruber behielt ihn sogleich bei sich, Jakob saß

seinem Pflegevater stets zur Seite, horchte achtsam auf das warme, seelenvolle Wort des Unterrichts, und erwarb sich in kurzer Zeit mancherlei Kenntnisse. Auf allen Spaziergängen war er des Schullehrers beständiger Begleiter, und wurde von ihm auf manche Merkwürdigkeiten der Natur und des menschlichen Kunstfleißes aufmerksam gemacht, die man sonst zu übersehen pflegt. Im Schreiben und Lesen machte er die schleunigsten Fortschritte, und da er sich zum Rechnen so gut anließ, daß er die gewöhnlichen Rechnungsarten sehr schnell begriff, so ging sein Lehrer mit ihm nach und nach zu den höhern mathematischen Kenntnissen über. Jakob hatte vor allen andern Schülern den Vortheil, daß er nicht nur die allgemeinen Lehrstunden mit ihnen theilte, sondern auch außer der Schulzeit im Umgange mit seinem Lehrer die nützlichsten Uebungen anstellen konnte. Kein Wunder also, daß er bei vorzüglichen Fähigkeiten allen andern Schülern den Vorsprung abgewann, so daß der arme Bettelknabe bald ein Gegenstand der Nacheiferung und des Neides für viele Schüler reicher Aeltern wurde.

Jakob stand im vierzehnten Jahre seines Lebens und war unschlüssig, welches Fach er ergreifen sollte, als eine benachbarte Herrschaft einen Bedienten suchte, wozu der Pfarrer von Albersried unsern Jakob empfahl. Um seiner schönen Geistes- und Leibesbildung willen wurde er mit Freuden aufgenommen. Späterhin machte seine Herrschaft eine Reise auf ihre Güter am linken Rheinufer. Durch ein Zusammentreffen verwickelter Umstände wird Jakob wie im Sturmwinde vom französischen Kriegsheere, wider seinen Willen, in Reihe und Glied mit fortgerissen. Seiner Tapferkeit und seltenen Geschicklichkeit verdankte er die baldige Beförderung zum Offizier, und als solcher trat er als Beschützer seines ehemaligen Lehrers und Wohlthäters auf.

Der Schullehrer Gruber begnügte sich aber nicht mit seiner eigenen Rettung, sondern verwendete sich auch bei dem dankbaren Schüler und Biedermann für den kräftigen Schutz der übrigen Einwohner des Dorfes. Mit aller Bereitwilligkeit und mit Vergnügen bot dieser alles auf, um Ruhe und Ordnung wieder herzustellen. Mit vielen jungen Leuten des Dorfes, die ehedem

mit ihm in die Schule gegangen waren, erneuerte er seine alte, größtentheils innige Bekanntschaft; er besuchte sie alle in Gesellschaft des gemeinschaftlichen Lehrers, und ward überall mit großer Ehrerbietung und Dankbarkeit aufgenommen. Drei Tage rastete er in dem Hause seines Lehrers, dann zog er mit seiner Kriegsschaar gegen die Erbstaaten des österreichischen Kaisers. Die Segenswünsche des ganzen Dorfes begleiteten ihn, und der Schullehrer riß sich mit der Bitte aus seiner langen und stummen Umarmung: daß er allenthalben der Schutzgeist der Bedrängten und Wehrlosen seyn möchte.

Unter den Tugenden, welche die Seele des Menschen adeln, ist gewiß thätige Dankbarkeit gegen Lehrer eine der vorzüglichsten. Diesen Adel, meine lieben Kinder, kann jedes unter euch sich erwerben, und genießt dann sicher die Achtung aller edlen Menschen, und erfreut sich des Bewußtseyns, eine der süßesten Pflichten erfüllt zu haben.

7. Friedrich Wilhelm III., jetziger König von Preußen, zeigte als junger Prinz früh sehr viele und vorzügliche geistige Anlagen, ein treffliches Gemüth, und besonders jene Festigkeit des Charakters, die er auch in der Folge in allen Verhältnissen behauptet hat. Ein schöner Zug der Dankbarkeit ist aus seinem Leben uns bekannt.

Als ein zehnjähriger Knabe war Friedrich Wilhelm mit seinem Hofmeister zur Zeit der gewöhnlichen Revüe oder Truppenmusterung zu Berlin. Er besuchte bei dieser Gelegenheit auch das Lager vor dem hallischen Thore, in welchem er einen schon ziemlich bejahrten Kavallerie-Offizier bemerkte, dessen Physiognomie ihm gefiel. Er ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein, und erfuhr, daß er seines Alters ungeachtet doch erst Lieutenant sey. Auf seine darüber geäußerte Verwunderung erhielt der Prinz zur Antwort, daß der Offizier während des siebenjährigen Kriegs lange Zeit in Kriegsgefangenschaft gewesen, und daher von dem indessen vorgefallenen Vorrücken der Offiziere ausgeschlossen geblieben sey. Da dieser Mann dem Prinzen sehr wohl gefiel, so ging Letzterer den folgenden Tag wieder ins Lager, und suchte den Offizier auf. Er fing von Neuem ein Gespräch mit ihm an, und bat ihn unter

anderm, er möchte ihm doch zeigen, wie man ein Kavallerie-Pferd sattle, indem er sich schämen müsse, noch kein Pferd sattlen zu können. Der Offizier ließ sogleich sein Pferd vorführen, und zeigte nun dem Prinzen jedes einzelne Stück des ganzen Geschirrs, sagte ihm von jedem den Namen und sattelte alsdann selbst sein Pferd. Dies machte dem edlen, jungen Prinzen viele Freude, und er stattete dafür dem Offizier seinen Dank ab.

Als der Offizier wieder in seinem Standquatier angekommen war, ließ er ein kleines Pferd mit vollständigem Sattelzeuge von einem Sattler verfertigen, und schickte es dem Prinzen, damit er sich daran im Sattlen üben könnte. Der Prinz fand daran sehr viel Vergnügen. Das Pferd war nun sein Lieblingsspielzeug, und selbst, als er schon erwachsen war, zeigte er denen, die zu ihm kamen, oft dieses Pferd noch mit sehr sichtbarem Ausdrucke des Vergnügens, das er in frühern Jahren dabei empfunden hatte.

Seit jener Zeit fragte Friedrich Wilhelm fleißig nach dem alten Lieutenant, der endlich Rittmeister geworden war, und erhielt immer das beste Zeugniß von seinem Wohlverhalten und seinen militärischen Kenntnissen. In den ersten Tagen, nachdem er die Regierung angetreten hatte, erinnerte er sich des Mannes, der ihm Unterricht ertheilt hatte. Sogleich schrieb er an ihn:

„Ich freue mich, daß mich die Vorsehung auf den Thron „erhoben hat, vorzüglich deßwegen, daß ich nun im Stande „bin, gewisse Schulden abzutragen, die mich schon lange drück„ten, und alte Verdienste zu belohnen.“

Friedrich Wilhelm überschickte ihm dabei das Patent als Major, und hundert Stück Friedrichsdor zu einer Reise nach Berlin, indem er ihn selbst zu sprechen wünschte. Der alte würdige Mann war über diese Ehre hocherfreut, reiste zum edelsten Könige, meldete sich, und wurde sogleich von ihm zur Tafel geladen.

Wie erhaben ist es, wenn Fürsten ihren Unterthanen als Vorbild der Tugend leuchten, und treu dem edlen Grundsatze bleiben: beständig und aufrichtig dem Verdienste die

Krone! Nichts macht ein Herz so liebenswerth, so verehrungswürdig, als Dankbarkeit.

8. Ehrenfried Klinger hatte als Knabe von 10 Jahren einen solchen Fehler begangen, daß sein Lehrer sich genöthigt sah, ihn hart zu bestrafen. Von dieser Zeit an war Ehrenfried sehr stille und zurückgezogen. Wenn er mit seinem Lehrer, dem Herrn Rothe sprach, betrug er sich schüchtern, und wagte es kaum, ihm ins Gesicht zu sehen. Nach einigen Jahren verließ Ehrenfried Klinger die Schule. Als er von Herrn Rothe Abschied nahm, schüttelte ihm dieser die Hand und sagte: „Sey immer recht glücklich, mein lieber Ehrenfried! ich wünsche dir dies von Herzen. Du hast dich in den letzten Jahren gut aufgeführt! Aber deine Zurückhaltung gegen mich ist mir oft aufgefallen. Ich habe dich Einmal hart bestrafen müssen. Allein konnte ich anders? Ich mußte als rechtschaffener Mann handeln. Du weißt nicht, wie schwer es mir gefallen ist.“ — Ehrenfried fing an zu weinen. «Lieber Lehrer, sagte er, indem er ihm die Hand küßte, o ich weiß, daß Sie es gut mit mir meinten. Ich werde es nie vergessen! Haben Sie für Alles, Alles, was Sie an mir thaten, herzlichen Dank.“ — Dem Lehrer traten die Thränen ins Auge; er drückte den gerührten Schüler an seine Brust, und gab ihm seinen Segen. Weinend schieden sie.

Nach fünfzehn Jahren erfuhr Herr Rothe, daß sein ehmaliger Schüler Ehrenfried in einer entfernten Gegend ein ansehnliches Amt erhalten, und ein sehr reiches Frauenzimmer geheirathet habe. Einige Jahre darauf vernahm er die Nachricht, Ehrenfried sey der Liebling eines allgemein geliebten Fürsten, und ein Segen für das Land, in welchem er lebte. Unbeschreiblich groß war die Freude, die der rechtschaffene Lehrer darüber empfand. «Auf diesen Schüler, sagte er, kann ich stolz seyn, der macht mir Ehre. Ich glaube wohl, daß er mich längst vergessen hat; denn wenn man einmal am Hofe lebt, und alle Tage von Fürsten und andern großen Herren und Damen umgeben wird, da vergißt man gewöhnlich nichts

edler, dankbarer Geist sie beseele; sie ergoß auf dem Sterbebette sich in die zärtlichsten Danksagungen gegen ihre Aeltern für deren Liebe und Treue, die sie ihr erwiesen hatten. „Ich kann, sagte sie, es nicht vergelten, was Sie mir Gutes thaten, so sehnlich ich es wünsche: aber ich weiß, mein Gott, mein Erlöser wird es ihnen vergelten.“ Sie betete recht herzlich für ihre Aeltern und all ihre Freunde. Noch kurz vor ihrem Scheiden sagte sie: „Ich werde sterben, aber noch nicht. Ich werde noch viel leiden, aber Gott wird mir Gnade geben, alles zu ertragen mit Geduld und Ergebung in seinen göttlichen Willen.“ Sie war lauter Dank und Preis für das Vorgefühl des Himmels, das ihr Gott gab. Sie ließ alle Diener des Hauses kommen, dankte ihnen allen für ihre Mühe und Treue, für die Beschwerden, die sie ihnen verursacht hätte, für ihre Nachtwachen; Allen dankte sie mit den lebhaftesten und dankbarsten Händedrücken und mit den rührendsten Worten, indem sie sagte: „Ich kann nicht vergelten; dazu habe ich kein Vermögen, ich habe nur Wohlthaten empfangen können, aber Gott, mein Gott wird belohnen.“ So handelte und sprach das dankerfüllte Mädchen, und gab dann ihren Geist in die Hände des Schöpfers, der dankbare Herzen liebt und segnet.

*

Ehre deinen Vater von ganzem Herzen und vergiß nicht, wie sauer du deiner Mutter geworden bist; was kannst du ihnen dafür thun, das sie an dir gethan haben? Sir. 7. 29 — 30. — Ehre Vater und Mutter mit der That, mit Worten und Geduld, auf daß ihr Segen über dich komme; denn des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser, aber der Mutter Fluch reißt sie nieder. Sir. 3. 9 — 11. — Du sollst Vater und Mutter ehren. Matth. 15. 4. — Den Aeltern das empfangene Gute vergelten, das gefällt Gott. I. Tim. 5. 4.

Das Gute will ich nie vergessen,
Was Aeltern einst an mir gethan:

Vergelten will ich's und ermessen,
Sie zeigten mir zum Heil die Bahn.
Wenn ich von Herzen dankbar bin,
Dann zeig' ich frommen Kindersinn.

Siehe auch den Artikel Aeltern, und kindliche Liebe.

III. Sey dankbar gegen deine Lehrer.

Lehrer sind des Kindes große Wohlthäter. Sie zeigen ihm den Weg des Guten, bringen Licht in seinen Geist, Liebe in sein Herz; mit unermüdetem Eifer sorgen sie, daß der Kreis wissenschaftlicher Erkenntniß im Kinde immer weiter gezogen werde, geben ihm die Anleitung zu allem Guten, scheuen weder Mühe noch Arbeit, den Grund zu des Kindes Glücke zu legen, und warten mit väterlicher Liebe, Geduld und Treue der ihnen anvertrauten Saat. Darum sind die Kinder auch schuldig, mit Achtung und Ehrerbietung ihren Lehrern zu begegnen als ihren Wohlthätern, sie innig zu lieben und ihnen immer gehorsam zu seyn. Sie sollen die Verdienste derselben ehrend und rühmend anerkennen, ihnen thätige Unterstützung und Hilfe leisten, und ihr Andenken nach dem Tode noch ehren. Dies heißt dann: dankbar seyn den Lehrern in Wort und That.

Darum will ich euch nun edle Züge der Dankbarkeit gegen Lehrer erzählen, damit ihr dieselben nachahmen, und an ihnen euere Herzen für das schöne und ehrende Gefühl der Dankbarkeit erwärmen möget.

1. Dankbarkeit gegen Lehrer fodert, daß man die Wohlthat des empfangenen Unterrichts erkenne und ausspreche.

Ein Prediger zu Eisenberg, im Fürstenthum Waldeck, hatte, nebst andern vermöglichen Bauernkindern, einem armen Hirtenknaben den Religionsunterricht ertheilt. Der Hirtenknabe, der das große Glück, ein Christ, im Christenthume unterrichtet zu seyn, und so viele heilsame Lehren erhalten zu haben, sehr hoch schätzen gelernt hatte, schrieb bald darauf

jenem menschenfreundlichen Religionslehrer folgendes herzliche Danksagungsschreiben:

„Verehrungswürdiger lieber Herr Prediger! Ich bedanke mich vielmal für die Mühe, die Sie meinetwegen gehabt haben; ich wünsche, der liebe Gott möchte es viel tausendmal vergelten, weil ich bis dahin in der Irre gegangen bin, und Sie mich auf den rechten Weg des Lebens geführt haben, welches ich Ihnen nicht vergelten kann, und ich hoffe durch die Hilfe Gottes treulich bei diesem Vorsatze zu verbleiben, bis an mein letztes Ende.»

Wie sehr wird dieses herzliche Schreiben, in welchem kindliche Dankbarkeit und Hochachtung sich aussprach, den Prediger gerührt und erfreut haben! Gewiß waren die Geschenke der vermöglichen Kinder ihm nicht so lieb, als die Anerkennung seines Eifers von einem armen Hirtenknaben.

2. Friedrich Gottlieb Klopstock ward zu Quedlinburg am 2ten Juli 1724 geboren. Sein Vater war anfangs quedlinburgischer Commissionsrath, kam aber nachher auf das Amt Friedeburg im Mannsfeldischen, wo der Knabe im ländlichen Aufenthalte die erste Jugendzeit glücklich verlebte, und hernach das Gymnasium zu Quedlinburg besuchte. Im 16ten Jahre kam er auf die Schulpforte bei Naumburg. Hier entwickelte sich sein Charakter als Mensch und Dichter; unter einem gelehrten und menschenfreundlichen Rector vervollkommnete er sich in den Sprachen, gewann immer mehr Vorliebe für die classischen, die vorzüglichsten Schriftsteller, machte selbst mehrere dichterische Versuche, und faßte hier den Entschluß, einst ein großes Gedicht zu verfertigen, was er später wirklich that. Dann verließ er die Pforte, um in Jena Gottesgelehrtheit zu studieren.

Ergreifend ist die Art und Weise, wie Klopstock von seinen Lehrern auf Schulpforte Abschied nahm. Seine Worte des Dankes sind einfach und rührend, und beweisen, wie sehr er die Bemühungen seiner Lehrer, und die von ihnen empfangenen Wohlthaten erkannt habe. «Unter den Wohlthaten, die mir hier erzeigt worden sind, gebührt Euerer Fürsorge, ehrwürdige Väter dieser Schule, die Ihr mein weiches Herz

durch Euere Lehren gebildet habt, der erste Platz. Denn ob ich gleich auch Einiges meiner Wißbegierde und dem Lesen ausgesuchter Bücher schuldig bin, so verdanke ich doch willig und mit aller Erkenntlichkeit noch Mehreres und das Vornehmste Euerer Sorge und Euerem gelehrten Unterricht. — Aber Ihr habt mich die schönen Wissenschaften nicht allein mit Euerem Munde, sondern auch vermittelst der Tugenden eueres Lebens gelehrt. — Nimmer, nimmer werde ich dieser höchsten Art von Wohlthat vergessen, und mich stets mit dem dankbarsten und unauslöschlichsten Andenken erinnern, daß ich so glücklich gewesen bin, durch Euere Muster belehrt, den Weg zur Weisheit betreten zu haben.»

Er erwarb sich durch seine unendlich schönen und erhabenen Dichtungen einen sehr großen Ruhm, und man nannte seinen Namen nur mit Ehrfurcht. Er zeichnete sich durch ein äußerst thätiges, edles Leben aus, und starb, nachdem er sich die Bewunderung und Achtung von ganz Europa erworben hatte, mit voller religiöser Ueberzeugung, mit Ruhe und Ergebung den glücklichen Tod des Gerechten und Guten am 14. März 1803 sanft.

Muß nicht eine solche Dankbarkeit für die Wohlthaten der Lehrer manches Kind beschämen, welches beim Austritt aus der Schule gar nicht sich erinnert, wie viel des Guten es empfangen habe, auch mit keinem Worte seine Dankbarkeit bezeugt, und in kurzer Zeit Schule und Lehrer vergißt? — Kinder, das abscheulichste aller Laster ist die Undankbarkeit; hütet euch vor ihm.

3. Aeschines lebte etwa 400 Jahre vor Christus. Er war ein Schüler des großen Weltweisen Sokrates. Zum Zeichen der Dankbarkeit brachten die Schüler des Sokrates ihm zuweilen Geschenke, jeder nach seinem Vermögen. Allein Aeschines vermochte dies nicht, er war zu arm dazu, und doch wollte er seinem verehrten Lehrer einen Beweis seiner Achtung und Dankbarkeit geben. Er ging also zu Sokrates, und sagte: «Lehrer! ich besitze nichts von Werth, was ich Dir geben könnte; und nur darum thut es mir leid, daß ich arm bin. Ich gebe Dir aber für Deinen Unterricht Alles, was ich habe

— mich ſelbſt. Verſchmähe dies kleine Geſchenk nicht und bedenke, daß Andere Dir zwar viel gegeben, aber auch noch mehr zurückbehalten haben.« Dieſes hohe Zartgefühl des dankbaren Schülers erfreute den Weltweiſen ſehr, und er erwiederte: »Du kennſt den Werth deines Geſchenkes nicht, du gibſt mir nichts Geringes, Aeſchines, ſo wenig du aus dir ſelbſt zu machen ſcheinſt. Ich will aber allen Fleiß anwenden, daß ich dich in weit beſſerem Stande dir ſelbſt zurückgebe, als ich dich empfangen habe.«

Aeſchines benützte den Unterricht ſorgfältig, und wurde ein berühmter Weltweiſer, der vortreffliche Schriften hinterließ; er muß aber nicht mit dem Redner Aeſchines verwechſelt werden, der ein Zeitgenoſſe und Nebenbuhler des großen Demoſthenes war.

Jedem Lehrer iſt gewiß ein ähnliches Geſchenk, wie Aeſchines ſeinem Lehrer brachte, das allerliebſte, nämlich — die Herzen der Schüler. Bringt alſo dieſe voll Achtung, Liebe, Gehorſam und Dankbarkeit euren Lehrern, zu ihrer Freude und zu euerm Wohl.

4. Wahre Dankbarkeit erliſcht in edlen Herzen nie, wenn man auch zu hohen Ehren und in ein großes Geſchäftsleben kommt, ſondern zeigt ſich gegen die alten Jugendlehrer liebreich, erkenntlich, hilfeleiſtend.

Ein ſchon ziemlich bejahrter Schreibmeiſter, welcher der vor mehreren Jahren verſtorbenen, allgemein verehrten Königin Louiſe von Preußen in ihrer Jugend zu Darmſtadt im Schönſchreiben Unterricht ertheilt hatte, faßte den Entſchluß, nach Berlin zu reiſen, um die Freude zu haben, ſeine hochverehrte Schülerin vor ſeinem Ende noch einmal zu ſehen. Er kam in Berlin an, und ließ ſich bei der Königin als ein alter Bekannter aus Darmſtadt melden. Die Königin ließ ihn ſogleich vor ſich kommen, und freute ſich ſehr, ihn wieder zu ſehen. Sie unterhielt ſich einige Stunden mit ihm, und auch der König, der dazu kam, nahm Antheil an ihrem Geſpräche. Die Königin fragte ihn endlich, ob er denn kein Anliegen habe, indem ſie ſich nicht vorſtellen könne, daß er ſo ohne alles Intereſſe dieſe weite Reiſe unternommen habe.

Allein er versicherte, daß er nichts brauche, sondern sein gutes Auskommen habe, und daß der einzige Beweggrund seiner Reise gewesen sey, seine ehemalige Schülerin nun als Mutter zu sehen. Der König machte ihm hierauf den Vorschlag, daß er die Merkwürdigkeiten der Stadt Berlin besehen, und dann um Ein Uhr sich wieder einfinden und zu Mittag mit ihnen essen sollte. Der alte Mann nahm aber Anstand, das letzte anzunehmen und entschuldigte sich. Allein der König wiederholte es ihm in vollem Ernste und sagte ihm noch: sie wären ganz allein, er sollte nur kommen. Der Schreibmeister fand sich also wirklich zur bestimmten Zeit ein, und aß mit an des Königs Tafel. Als sie aufstanden, übergab ihm die Königin ein kostbares goldnes Etuis (Etui), ein Taschenbesteck oder Futteral zu allerhand kleinen Geräthschaften, auf welchem ihr mit Edelsteinen eingefaßtes Bildniß sich befand, und sagte zu ihm: „Nehmen Sie, mein lieber alter Lehrer! diese Kleinigkeit als ein Andenken von ihrer ehemaligen Schülerin, die sich recht herzlich freut, ihrem Lehrer noch einmal danken zu können.“ Der alte Mann, im höchsten Grade überrascht und gerührt, konnte keine Sylbe hervorbringen; einige Thränen, die ihm über die Wangen herabrollten, zeigten zur Genüge seine dankbaren Gefühle. Der König sagte ihm hierauf noch, daß dafür gesorgt sey, daß er, sobald es ihm beliebe, von Berlin nach Darmstadt mit Extra-Post frei zurückreisen könne.

Welch ein schöner Zug von Dankbarkeit, und um so mehr der Bewunderung werth, als man in dem Gewühle von Beschäftigungen, die ein so hoher Stand mit sich bringt, nur zu leicht alter Bekannten und Lehrer vergessen kann!

5. Alexander der Große, Philipps von Macedonien Sohn, war zu Pella im Jahr 356 vor Christi Geburt geboren. Von der Natur mit glücklichen Anlagen ausgestattet, kündigte er früh einen großen Charakter an. Sein Vater versäumte nicht, ihm die sorgfältigste Erziehung geben zu lassen. Unter mehreren Lehrern hatte er auch den Lysimachus, welchen er sehr schätzte und liebte. Als die Belagerung der Stadt Tyrus sich verzog, trug Alexander, der schon in einem Alter von 16 Jahren Wunder der Tapferkeit verrichtete, die Aufsicht

dabei dem Perdiccas, einem seiner Generale, auf, und unternahm einen Kriegszug gegen die am Berge Antilibanus wohnenden Araber; hier kam er aber durch seinen Lehrer Lysimachus in Gefahr. Dieser folgte ihm nämlich immer nach, indem er sagte: er sey weder schlechter noch älter, als Phönix, der Lehrer und Begleiter des Achilles, eines im trojanischen Kriege berühmten Helden. Als sie sich den Bergen näherten und die Pferde zurückließen, konnte Lysimachus nicht so gut, wie die Andern, die weit voraus waren, zu Fuße fortkommen; der Abend überfiel sie, indem Alexander den ganz ermatteten Lysimachus, der nicht fort konnte, und zurück blieb, nicht verlassen wollte, sondern ihn zu ermuntern und ihm fortzuhelfen suchte. Die Feinde standen in der Nähe, und Alexander mußte, getrennt von seinem Heere, nur mit Wenigen in der Finsterniß und Kälte an einem beschwerlichen Orte die Nacht über bleiben. Nun befürchtete er, daß er mit seinem Lehrer entweder von den Feinden gefangen werden, oder dieser Alte vor Kälte umkommen möchte; dankbare Liebe zu ihm gab ihm nun einen eben so raschen, als muthigen und glücklichen Entschluß. In der Ferne bemerkte er viele zerstreute feindliche Wachtfeuer, lief mit außerordentlicher Schnelligkeit zu dem nächsten Feuer hin, das er sah, stieß die zwei Araber, die daneben saßen, nieder, ergriff darauf einen Brand und brachte ihn zu seinen Soldaten zurück, welche ein großes Feuer machten. Dadurch wurden die Feinde sehr erschreckt, so daß sie zum Theil davon liefen, und die wenigen, welche noch herankommen wollten, wurden zurückgejagt. Auf diese Art brachten sie die Nacht sicher und ruhig zu.

Dieser edle und gute Schüler stand also seinem Lehrer in der Noth bei, und rettete ihm das Leben.

6. Dem dankbaren Schüler ist die Pflicht heilig, seinem Lehrer beizustehen in der Stunde der Gefahr, und ihm Hilfe zu leisten.

Als zu Anfang dieses Jahrhunderts die französischen Kriegsvölker nach Deutschland kamen, ward unter andern auch der baierische Marktflecken Albersried sehr unfreundlich von ihnen heimgesucht. Auch in die Wohnung des Schullehrers Gruber

war das Militär mit Uebermacht eingedrungen. Schon hatte dieser Ursache, für sein kleines Eigenthum zu zittern, als ein Krieger herbei eilte, in welchem der geängstete Schullehrer einen neuen Feind zu erblicken fürchtete, der aber wider Erwarten sein Freund und Schutzgeist werden sollte. Er trieb mit drohenden Worten den Haufen auseinander, und Jeder achtete in ihm die Stimme eines Befehlshabers. Gruber sah diesem Auftritte mit Bewunderung zu, und wußte nicht, wie ihm geschah. Aber noch mehr erstaunte er, als ihm sein Retter, sobald er mit ihm allein war, um den Hals fiel, und ihn ungestümm an sein Herz drückte. Stumm und verwirrt sah ihm Gruber in das Gesicht, und konnte sich nicht besinnen, wer er wohl seyn möchte.

„Mein Gott! — rief der narbigte Kriegsmann — kennen Sie ihren armen Jakob nicht mehr?“ — Nun war das Räthsel gelöst, und Gruber erwiederte mit Innigkeit die Umarmung. Die Geschichte verhielt sich nämlich so:

In den ersten Jahren von Grubers Lehramte kam einst eine arme Frau vor seine Thüre und bettelte. Sie trug ein Kind auf dem Rücken, zwei Knaben führte sie an den Händen, und eines sollte bald das Licht der Welt erblicken. Der eine davon, ein Junge von 7 Jahren, fiel dem Schullehrer durch seine blühende Gesichtsfarbe, sein schön gekräuseltes, blondes Haar, und sein offenes, gescheidtes Aussehen besonders auf. Schon lange hatte er sich einen talentvollen Knaben gewünscht, den er, fern vom älterlichen Einflusse, ganz nach den Grundsätzen einer von ihm selbst erfundenen Lehrmethode möchte unterrichten können; aber in seinem Dorfe fand er keinen. Er fragte scherzhaft die Frau: ob sie ihm den Krauskopf nicht abtreten wolle, und erhielt die Antwort: es sollte ihr lieb seyn, wenn sie einen Brodesser weniger in der Kost hätte. Gruber machte nun Ernst, hielt es für verdienstlich, den Kleinen einer gefühllosen Mutter zu entreißen, und da das Bettelweib nicht weit von dem Orte zu Haus war, und auch versprach, öfters Kundschaft über ihren Jakob einzuziehen, so kostete es nicht viel Mühe, auch den Knaben zur Einwilligung zu bereden. Gruber behielt ihn sogleich bei sich, Jakob saß

ſeinem Pflegevater ſtets zur Seite, horchte achtſam auf das warme, ſeelenvolle Wort des Unterrichts, und erwarb ſich in kurzer Zeit mancherlei Kenntniſſe. Auf allen Spaziergängen war er des Schullehrers beſtändiger Begleiter, und wurde von ihm auf manche Merkwürdigkeiten der Natur und des menſchlichen Kunſtfleißes aufmerkſam gemacht, die man ſonſt zu überſehen pflegt. Im Schreiben und Leſen machte er die ſchleunigſten Fortſchritte, und da er ſich zum Rechnen ſo gut anließ, daß er die gewöhnlichen Rechnungsarten ſehr ſchnell begriff, ſo ging ſein Lehrer mit ihm nach und nach zu den höhern mathematiſchen Kenntniſſen über. Jakob hatte vor allen andern Schülern den Vortheil, daß er nicht nur die allgemeinen Lehrſtunden mit ihnen theilte, ſondern auch außer der Schulzeit im Umgange mit ſeinem Lehrer die nützlichſten Uebungen anſtellen konnte. Kein Wunder alſo, daß er bei vorzüglichen Fähigkeiten allen andern Schülern den Vorſprung abgewann, ſo daß der arme Bettelknabe bald ein Gegenſtand der Nacheiferung und des Neides für viele Schüler reicher Aeltern wurde.

Jakob ſtand im vierzehnten Jahre ſeines Lebens und war unſchlüſſig, welches Fach er ergreifen ſollte, als eine benachbarte Herrſchaft einen Bedienten ſuchte, wozu der Pfarrer von Albersried unſern Jakob empfahl. Um ſeiner ſchönen Geiſtes- und Leibesbildung willen wurde er mit Freuden aufgenommen. Späterhin machte ſeine Herrſchaft eine Reiſe auf ihre Güter am linken Rheinufer. Durch ein Zuſammentreffen verwickelter Umſtände wird Jakob wie im Sturmwinde vom franzöſiſchen Kriegsheere, wider ſeinen Willen, in Reihe und Glied mit fortgeriſſen. Seiner Tapferkeit und ſeltenen Geſchicklichkeit verdankte er die baldige Beförderung zum Offizier, und als ſolcher trat er als Beſchützer ſeines ehemaligen Lehrers und Wohlthäters auf.

Der Schullehrer Gruber begnügte ſich aber nicht mit ſeiner eigenen Rettung, ſondern verwendete ſich auch bei dem dankbaren Schüler und Biedermann für den kräftigen Schutz der übrigen Einwohner des Dorfes. Mit aller Bereitwilligkeit und mit Vergnügen bot dieſer alles auf, um Ruhe und Ordnung wieder herzuſtellen. Mit vielen jungen Leuten des Dorfes, die ehedem

mit ihm in die Schule gegangen waren, erneuerte er seine alte, größtentheils innige Bekanntschaft; er besuchte sie alle in Gesellschaft des gemeinschaftlichen Lehrers, und ward überall mit großer Ehrerbietung und Dankbarkeit aufgenommen. Drei Tage rastete er in dem Hause seines Lehrers, dann zog er mit seiner Kriegsschaar gegen die Erbstaaten des österreichischen Kaisers. Die Segenswünsche des ganzen Dorfes begleiteten ihn, und der Schullehrer riß sich mit der Bitte aus seiner langen und stummen Umarmung: daß er allenthalben der Schutzgeist der Bedrängten und Wehrlosen seyn möchte.

Unter den Tugenden, welche die Seele des Menschen adeln, ist gewiß thätige Dankbarkeit gegen Lehrer eine der vorzüglichsten. Diesen Adel, meine lieben Kinder, kann jedes unter euch sich erwerben, und genießt dann sicher die Achtung aller edlen Menschen, und erfreut sich des Bewußtseyns, eine der süßesten Pflichten erfüllt zu haben.

7. Friedrich Wilhelm III., jetziger König von Preußen, zeigte als junger Prinz früh sehr viele und vorzügliche geistige Anlagen, eine treffliches Gemüth, und besonders jene Festigkeit des Charakters, die er auch in der Folge in allen Verhältnissen behauptet hat. Ein schöner Zug der Dankbarkeit ist aus seinem Leben uns bekannt.

Als ein zehnjähriger Knabe war Friedrich Wilhelm mit seinem Hofmeister zur Zeit der gewöhnlichen Revüe oder Truppenmusterung zu Berlin. Er besuchte bei dieser Gelegenheit auch das Lager vor dem hallischen Thore, in welchem er einen schon ziemlich bejahrten Kavallerie-Offizier bemerkte, dessen Physiognomie ihm gefiel. Er ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein, und erfuhr, daß er seines Alters ungeachtet doch erst Lieutenant sey. Auf seine darüber geäußerte Verwunderung erhielt der Prinz zur Antwort, daß der Offizier während des siebenjährigen Kriegs lange Zeit in Kriegsgefangenschaft gewesen, und daher von dem indessen vorgefallenen Vorrücken der Offiziere ausgeschlossen geblieben sey. Da dieser Mann dem Prinzen sehr wohl gefiel, so ging Letzterer den folgenden Tag wieder ins Lager, und suchte den Offizier auf. Er fing von Neuem ein Gespräch mit ihm an, und bat ihn unter

anderm, er möchte ihm doch zeigen, wie man ein Kavallerie-Pferd sattle, indem er sich schämen müsse, noch kein Pferd sattlen zu können. Der Offizier ließ sogleich sein Pferd vorführen, und zeigte nun dem Prinzen jedes einzelne Stück des ganzen Geschirrs, sagte ihm von jedem den Namen und sattelte alsdann selbst sein Pferd. Dies machte dem edlen, jungen Prinzen viele Freude, und er stattete dafür dem Offizier seinen Dank ab.

Als der Offizier wieder in seinem Standquatier angekommen war, ließ er ein kleines Pferd mit vollständigem Sattelzeuge von einem Sattler verfertigen, und schickte es dem Prinzen, damit er sich daran im Sattlen üben könnte. Der Prinz fand daran sehr viel Vergnügen. Das Pferd war nun sein Lieblingsspielzeug, und selbst, als er schon erwachsen war, zeigte er denen, die zu ihm kamen, oft dieses Pferd noch mit sehr sichtbarem Ausdrucke des Vergnügens, das er in frühern Jahren dabei empfunden hatte.

Seit jener Zeit fragte Friedrich Wilhelm fleißig nach dem alten Lieutenant, der endlich Rittmeister geworden war, und erhielt immer das beste Zeugniß von seinem Wohlverhalten und seinen militärischen Kenntnissen. In den ersten Tagen, nachdem er die Regierung angetreten hatte, erinnerte er sich des Mannes, der ihm Unterricht ertheilt hatte. Sogleich schrieb er an ihn:

„Ich freue mich, daß mich die Vorsehung auf den Thron „erhoben hat, vorzüglich deßwegen, daß ich nun im Stande „bin, gewisse Schulden abzutragen, die mich schon lange drück„ten, und alte Verdienste zu belohnen.“

Friedrich Wilhelm überschickte ihm dabei das Patent als Major, und hundert Stück Friedrichsdor zu einer Reise nach Berlin, indem er ihn selbst zu sprechen wünschte. Der alte würdige Mann war über diese Ehre hocherfreut, reiste zum edelsten Könige, meldete sich, und wurde sogleich von ihm zur Tafel geladen.

Wie erhaben ist es, wenn Fürsten ihren Unterthanen als Vorbild der Tugend leuchten, und treu dem edlen Grundsatze bleiben: beständig und aufrichtig dem Verdienste die

Krone! Nichts macht ein Herz so liebenswerth, so verehrungswürdig, als Dankbarkeit.

8. Ehrenfried Klinger hatte als Knabe von 10 Jahren einen solchen Fehler begangen, daß sein Lehrer sich genöthigt sah, ihn hart zu bestrafen. Von dieser Zeit an war Ehrenfried sehr stille und zurückgezogen. Wenn er mit seinem Lehrer, dem Herrn Rothe sprach, betrug er sich schüchtern, und wagte es kaum, ihm ins Gesicht zu sehen. Nach einigen Jahren verließ Ehrenfried Klinger die Schule. Als er von Herrn Rothe Abschied nahm, schüttelte ihm dieser die Hand und sagte: „Sey immer recht glücklich, mein lieber Ehrenfried! ich wünsche dir dies von Herzen. Du hast dich in den letzten Jahren gut aufgeführt! Aber deine Zurückhaltung gegen mich ist mir oft aufgefallen. Ich habe dich Einmal hart bestrafen müssen. Allein konnte ich anders? Ich mußte als rechtschaffener Mann handeln. Du weißt nicht, wie schwer es mir gefallen ist.“ — Ehrenfried fing an zu weinen. «Lieber Lehrer, sagte er, indem er ihm die Hand küßte, o ich weiß, daß Sie es gut mit mir meinten. Ich werde es nie vergessen! Haben Sie für Alles, Alles, was Sie an mir thaten, herzlichen Dank.“ — Dem Lehrer traten die Thränen ins Auge; er drückte den gerührten Schüler an seine Brust, und gab ihm seinen Segen. Weinend schieden sie.

Nach fünfzehn Jahren erfuhr Herr Rothe, daß sein ehmaliger Schüler Ehrenfried in einer entfernten Gegend ein ansehnliches Amt erhalten, und ein sehr reiches Frauenzimmer geheirathet habe. Einige Jahre darauf vernahm er die Nachricht, Ehrenfried sey der Liebling eines allgemein geliebten Fürsten, und ein Segen für das Land, in welchem er lebte. Unbeschreiblich groß war die Freude, die der rechtschaffene Lehrer darüber empfand. «Auf diesen Schüler, sagte er, kann ich stolz seyn, der macht mir Ehre. Ich glaube wohl, daß er mich längst vergessen hat; denn wenn man einmal am Hofe lebt, und alle Tage von Fürsten und andern großen Herren und Damen umgeben wird, da vergißt man gewöhnlich nichts

leichter, als seine ehemaligen Lehrer, besonders wenn sie strenge waren. Aber ich freue mich doch, daß er mein Schüler war.“

In seinem 64sten Jahre verfiel der rechtschaffene Lehrer in eine Krankheit, die sehr gefährlich war. Man zweifelte an seiner Wiedergenesung. Indeß erholte er sich; allein er blieb so schwach, daß er nicht mehr unterrichten konnte, und deßhalb sein Amt niederlegen mußte. Da er nicht reich war, so mußte er sehr sparsam leben, um auszukommen. „Lieber Himmel, sagte er bisweilen in mißmuthigen Stunden, da habe ich mein ganzes Leben mich geplagt, und nun habe ich in meinen alten Tagen nicht einmal so viel, daß ich etwas bequemer leben könnte. Ach, so gehts den Jugendlehrern gewöhnlich; sie arbeiten für Andere, und ärndten dafür oft Undank. — Doch, ich will nicht klagen. Ich habe immer meine Pflichten erfüllt; das gereicht mir zum Troste. Hab' ich doch auch manche Freude an meinen Schülern erlebt! Wenn ich an Ehrenfried Klinger denke, — zwar auch der hat mich vergessen, — aber er macht mir doch Ehre.“ Bei diesen Gedanken erheiterte sich allemal die Seele des alten Mannes.

Einmal hatte er auch so gesprochen, als der Briefbote in seine Stube trat. „Das ist was Seltenes, rief ihm Rothe entgegen, Ihr seyd schon lange nicht mehr in meiner Stube gewesen. Nun, was bringt ihr mir?“ — Der Briefbote zeigte ihm einen Brief. „Von wem mag der seyn? sprach Rothe, zeigt her.“ — Er besah die Aufschrift; aber er erkannte die Hand nicht. Etwas zitternd vor Alter brach er ihn auf, und sah nach der Unterschrift. — „Gott, was seh ich, — rief er freudig; — Ihr dankbarer Schüler, Ehrenfried von Klinger, Geheimerath.“ — Der Brief fiel dem erfreuten Lehrer fast aus den Händen. „Nein, rief er, ich habe ihm unrecht gethan; er hat mich nicht vergessen; er ist dankbar, er denkt noch an mich!“ — Rothe fing an zu lesen; Freudenthränen glänzten ihm in dem Auge. „Mein unvergeßlicher Lehrer, — schrieb Klinger unter andern, — wie oft habe ich an Sie gedacht, wie oft Ihnen für den Unterricht gedankt, den Sie mir einst ertheilten. Sie haben viel zur Besserung meines Herzens beigetragen, und sind da-

durch der Urheber meines Glückes auf Erden geworden. Könnte ich Sie noch Einmal in diesem Leben sehen, ich würde dies unter die frohesten Vorfälle meines Lebens rechnen. Erlauben Sie, daß ich mir das Vergnügen mache, dem Brief eine Kleinigkeit beizufügen, die ich als einen kleinen Beweis meiner Erkenntlichkeit anzusehen bitte.» Rothe sah bei dieser Stelle des Briefes den Boten an. Dieser lächelte. «Hier ist das, was zum Briefe gehört,» — und überreichte ihm eine kleine Rolle, in welcher er 150 Dukaten fand.— «Gott! — sagte Rothe gen Himmel blickend, — du schenkst mir in meinem Alter noch eine große, große Freude! O was ist für einen Lehrer rührender, als die Dankbarkeit eines wohlgerathenen Schülers!»

Durch die Summe, die der redliche Rothe von Klinger erhalten hatte, wurde er in den Stand gesetzt, seine alten Tage sorgenfreier und bequemer zu verleben. — Nach drei Jahren hielt eines Tages eine Kutsche mit vier Füchsen vor dem Hause, in welchem er wohnte. Ein vornehmer Herr stieg mit einer Dame und drei Kindern heraus, und trat bald in Rothens Stube. «Mein würdiger Lehrer! sprach der Fremde, reichte Rothen die Hand, und schüttelte sie treuherzig. Sie werden mich nicht mehr kennen; ich bin Ihr ehmaliger Schüler Klinger!» — «Gott! rief Rothe, mein dankbarer, trefflicher Schüler? der Geheimerath von Klinger? — O Dank sey dem Himmel, daß ich Sie auf dieser Welt noch sehe.» — «Sieh, liebe Frau, sagte Klinger zu derselben, sehet meine guten Kinder, das ist der Mann, von dem ich euch schon oft erzählt habe, dem mein Verstand und mein Herz so viel zu verdanken hat!» — Alle sagten dem höchsterfreuten Rothe viel Schönes. Nachdem sie sich einige Stunden bei ihm aufgehalten hatten, schieden sie von ihm mit dankbaren Herzen. Der Vorfall wurde in der ganzen Gegend bekannt, und Jedermann pries das dankbare Herz des Geheimeraths von Klinger.

Ein halbes Jahr darauf starb Rothe. Sein dankbarer Schüler wollte noch nach dessen Tode ihm Beweise der Achtung und Liebe geben; er ließ ihm einen schönen Grabstein setzen, mit der Inschrift:

Hier ruhet

Joseph Rothe.

Er war ein redlicher Lehrer.

Heil und Ehre einem Jeden, dessen Herz den würdigen Lehrer liebt und achtet, innigen Antheil an seinem Schicksale nimmt, und des ergrauten Wohlthäters Tage durch thätige Dankbarkeit zu versüßen sucht!

9. Die Wittwe eines englischen Geistlichen, welcher einer Knabenschule zu Plimton vorgestanden, hatte, nach ihres Gatten Tode, eine Erziehungsanstalt für junge Mädchen aus den höhern Ständen errichtet. Sie hatte dieses Institut ohne Vermögen gegründet, und die Anzahl ihrer begüterten Freunde war nicht sehr groß: es fehlte ihr daher an Mitteln, mit ihren Zöglingen bei öffentlichen Vergnügungen in solchem Anzuge zu erscheinen, wie es sich für die daran Theilnehmenden schickt.

Eine ihrer Pflegempfohlenen, die einzige Tochter eines benachbarten Gutsbesitzers, fühlte tief die peinliche Lage ihrer eifrigen, liebevollen Erzieherin in Hinsicht der nothwendigen Kleidung, und da sie selbst nicht im Stande war, diesem Uebelstande abzuhelfen, so sann sie darauf, wie dies auf eine andere Art möglich zu machen sey.

Das gute Mädchen hatte viel von dem großen Künstler Josua Reynolds gehört; man hatte nicht allein sein Künstlergenie gepriesen, sondern auch sehr viel zum Ruhme seines edelmüthigen, menschenfreundlichen Charakters gesprochen. Nun fiel es dem Mädchen ein, daß er vormals in der Knabenschule zu Plymton gewesen war, und da schrieb sie, ohne irgend Jemanden ihr Vorhaben anzuvertrauen, an Sir Josua Reynolds, den sie sonst nie gesehen, und schilderte ihm die Verlegenheit, in der sich die Vorsteherin der Erziehungsanstalt für junge Mädchen in Ansehung ihrer Garderobe (Kleidervorrath) befand, mit der Bitte, der guten Frau doch ein solches Kleid zu schicken, in welchem sie auch bei öffentlichen Vergnügungen erscheinen könne. Der edle Künstler nahm Antheil an

dem Schicksal der Vorsteherin der Erziehungsanstalt, und freute sich recht sehr, daß die Schülerin auf diese Art, nämlich durch Verwendung zum Besten ihrer Lehrerin, ihre Dankbarkeit gegen sie bezeigte. Die Bitte fand Gehör. Bald darauf erhielt die Erzieherin mehrere seidene und andere Stoffe zu vollständigen Anzügen, ohne Unterschrift, zugesandt, und nie hat sie erfahren, wem sie diese ihr so willkommenen Geschenke zu verdanken hatte.

Ihr Mädchen! würdet ihr in ähnlichen Fällen mit eben solcher Liebe und Klugheit euerer Lehrer und Lehrerinnen euch annehmen? Wie sehr wäre dies zu wünschen!

10. In einer Stadt in Sachsen genoß ein dürftiger Schüler bei einem menschenfreundlichen Lehrer in der Woche einigemal Freitisch. Jene Stadt litt nun einmal durch einen schrecklichen Brand, und machte Manchen zum armen Manne. Kurze Zeit nach diesem großen Unglücke erhielt jener Lehrer von dem Schüler, der wegen seines Fleißes und seines guten, sittlichen Betragens immer von allen geliebt und geachtet war, ein Geschenk von 72 Reichsthalern, wobei folgendes Schreiben lag:

«Verehrungswürdiger Lehrer!

Seitdem ich Ihre Stadt verlassen, habe ich in E— und J— studiert, und auch da gute Menschen gefunden, welche mich, wie Sie, wertheſter Herr, in meiner Armuth unterstützten, wodurch ich Nützliches lernte, um den Menschen, meinen Brüdern, einst wieder nützlich zu seyn. Nun bin ich Hofmeister in * * *, und es geht mir recht wohl. Die Nachricht von Ihrem großen Unglücke hat mir bittere Thränen ausgepreßt, und in mir die heftigste Begierde erweckt, etwas zur Milderung Ihrer Noth beizutragen. Aber mein Gehalt reicht nicht weiter, als zur Befriedigung meiner höchsten Nothdurft und meiner dringendsten Bedürfnisse, so wie zum Unterhalt meiner armen Mutter; dieser konnte ich nichts entziehen. Dies fiel mir sehr schwer, bis ich unter vielen traurigen Gedanken auf das Lied kam: Befiel dem Herrn deine Wege ꝛc., mit dem ich mir so oft Trost ins Herz ge-

sungen hatte, wenn es schien, als könnte ich aus Armuth nicht mehr weiter studieren. Nun fiel mir bei, daß mir Gott den Mangel des Reichthums durch die Gabe des Gesangs und der Musik ersetzt habe, und plötzlich rollten Thränen der Freude und des Dankes über meine Wangen: die Hilfe war gefunden. Ich ergriff die Feder, machte eine Cantate, setzte sie in Musik, und bat alle Musikfreunde aus der Gegend dazu. Mein Principal ließ einen großen Saal ordnen, lud den benachbarten Adel ein, und Gott hatte es so geordnet, daß gerade einige fürstliche Personen in der Nähe waren, die sich auch dabei einfanden. So entstand ein Conzert, welches mir 72 Reichsthaler eintrug, die ich anmit Ihnen überschicke. Gott im Himmel mag nun über mich verhängen, was er will; ich genieße in diesem Augenblicke eine Seligkeit, die alle Leiden des Erdenlebens aufwiegt."

Kann wohl dieser edle Schüler jemal in seinem Leben eine größere Seligkeit und Freude empfunden haben, als an dem Tage, an welchem er seine Dankbarkeit dem Lehrer und Wohlthäter durch jenes Geschenk bewies? Wahrlich, das Wort des Heilandes ist schön: Geben ist seliger, als Nehmen. Apostelgesch. 20. 35.

11. Annius Verus, genannt nach seiner Annehmung an Kindesstatt Markus Aurelius Antonius, war im Jahre 121 nach Christi Geburt geboren. Erzogen und unterrichtet von Plutarchs Neffen, dem Sextus, dem Redner Herodes aus Athen und dem berühmten Rechtsgelehrten Valusius Marcianus, hatte er sich ganz zum Gelehrten bestimmt. Im Jahre 161 bestieg er den römischen Thron. Er war ein vortrefflicher Regent. Merkwürdig ist in seiner Lebensgeschichte, daß er seinen Lehrern immer, selbst noch als Kaiser, die größte Hochachtung erwies, und nach deren Tode ihr Andenken feierte. Dem Fronto und Rustikus bat er vom Rathe aus, ihrer Verdienste wegen ihnen Ehrensäulen zu errichten, und den Julius Prokulus erhob er zu der Bürgermeisterwürde. Der Letztere drückte hierüber zwar seine Freude aus, aber er bedauerte zugleich, daß er zu vermögenslos sey, diese Würde mit dem gehörigen Anstande zu übernehmen; allein Mark Aurel gab

ihm nun die erforderlichen Kosten dazu aus seinen eigenen Mitteln. Diesen Mann aber hielt er so sehr in Ehren, daß er ihm, so oft er ihn sah, einen Kuß gab, und eher, als alle die übrigen Vornehmen, zu grüßen pflegte. Seine Hochachtung und Dankbarkeit gegen seine Lehrer bewies er aber am meisten dadurch, daß er ihre Namen mit großen Lobsprüchen vor seinen erbaulichen Betrachtungen über sich selbst setzte, und es öffentlich bekannte, welche vortreffliche Männer sie in ihren Gesinnungen gewesen, wie liebevoll und rechtschaffen sie an ihm in seiner Jugend gehandelt, wie viele Verdienste sie um die Tugend und Glückseligkeit seiner Seele hätten. Nachdem er sie mit Ehre und Gütern überhäuft hatte, so lange sie lebten, so ließ er ihre Bildnisse, da sie gestorben waren, aus Gold verfertigen, setzte dieselben unter die Hausgötter in seine Kapelle, besuchte ihre Gräber, beehrte dieselben mit Opfern, und bestreute sie mit Blumen. Selbst Thränen vergoß er bei der Nachricht von ihrem Tode. So ehrte dieser edle Kaiser seine Lehrer, und zeigte bei deren Leben und Tode ihnen seine Dankbarkeit. Er selbst starb zu Sirmium im 59sten Jahre seines Alters und im 19ten seiner Regierung, in welcher er sich besonders durch Verbesserung der Volkssitten und Gerechtigkeitspflege verdient gemacht hatte.

Nie erlischt wahre Dankbarkeit beim Tode des Lehrers; selbst dessen Grabhügel ehret sie, und gibt alle Merkmale eines liebevollen Anerkennens seiner Verdienste.

12. Im Jahre 1827 starb zu Hildburghausen der Pfarrer und Hofprediger Kühner, ehmaliger Lehrer Ihrer Majestät der Königin von Baiern und der verstorbenen Herzogin von Nassau. Seit Kurzem ist nun auf seinem Grabe zu Eishausen ein schönes Monument mit der einfachen Inschrift zu sehen:

„Ihrem unvergeßlichen Lehrer Heinrich Kühner
widmet dankbar dieses Denkmal
Thereſe, Königin von Baiern.“

Auf der Rückseite steht der Vers aus Sirach, 39. 18: „Seiner wird nimmermehr vergessen und sein Name bleibt für und für.“

*

Sorget für die, welche unter euch arbeiten, und euch vorstehen im Herrn, und euch ermahnen. I. Thess. 5. 12. — Wer pflanzt einen Weinberg, und genießt nicht von seiner Frucht? oder wer weidet eine Heerde, und nährt sich nicht von der Milch derselben? I. Kor. 9. 7. — Wer in der Lehre unterrichtet wird, der beweise sich auf alle Art wohlthätig gegen den, der ihn unterrichtet. Galat. 6. 6. — Priester, die würdig vorstehen, halte man doppelter Belohnung werth, vorzüglich die, welche sich mit Lehre und Unterricht beschäftigen. I. Timoth. 5. 17. —

Soll ich die nicht lieben, ehren,
Und nicht denen folgen williglich,
Die mich leiten, die mich lehren?
O dann wär' ich selber wider mich!
Laß mich! Herr! doch immer dankbar seyn,
Laß an mir der Lehrer Müh' gedeih'n,
Jedem Freund, der mich in Jugend lehrt,
Sey von mir nur Lieb' und Dank gewährt.

IV. Sey dankbar gegen deine Wohlthäter.

Jeder Mensch, ganz besonders aber ein Kind, ist schuldig, für die durch Wohlthäter erhaltene Liebe, Hilfe und Wohlthat dankbar sich zu bezeigen. Dies geschieht, wenn man sich bestrebt, Jedem, der freiwillig und aus Liebe etwas beitrug, unser Bestes zu befördern, auf alle Art, durch Anerkennung seine Liebe, Gegenliebe, Hilfe und Rettung in der Noth zu beweisen, daß man sich verbunden fühle, die Pflichten einer wahren Menschenliebe ganz besonders gegen ihn zu beobachten, und nach allen Kräften dem Geber wieder Gutes zu erweisen. Das ist wahre Dankbarkeit gegen Wohlthäter.

Eine der angenehmsten und heiligsten Pflichten sey euch diese, liebe Kinder, eine lebendige, thätige Dankbarkeit gegen Wohlthäter zu bezeigen. Wer tugendhaft werden will, kann

es nur werden, wenn er dankbar gegen seine Wohlthäter ist; wer aber gefühllos gegen die Wohlthaten eines Menschen ist, den er sieht, ist es auch gegen die Gutthaten des unsichtbaren Gottes; Dankbarkeit fordert andere zu neuen Wohlthaten auf; daher schreckt nichts die Menschen mehr vom Wohlthun zurück, als die Undankbarkeit, und Niemand schadet der Beförderung des allgemeinen Wohles mehr, als ein Undankbarer. Der Dankbare wird geliebt und geschätzt, der Undankbare aber verabscheuet, und selbst von den unvernünftigen Thieren beschämt.

Lernet daher die Verdienste Anderer um euch, ihre Liebe und Güte gegen euch, erkennen; denn Leichtsinn, der euch gegen Wohlthaten gleichgültig macht, macht euch auch undankbar. Sehet das aus Liebe und Menschenfreundlichkeit euch erwiesene Gute wirklich als Wohlthat an, vergesset es nicht, und gebrauchet es zweckmäßig; beweiset euere dankbare Gesinnung durch Worte, durch die That, durch Gegenliebe, durch Hilfe, wenn der Wohlthäter ihrer bedarf, und vergeltet die erwiesene Wohlthat nach allen euern Kräften, eingedenk des Spruches:

Dankbarkeit ist Pflicht und Zier,
Bringt auch Ehr' und Vortheil dir.

1. Das dankbare Herz vergißt empfangene Wohlthaten nie, und sucht sie besonders dann zu vergelten, wenn das Glück ihm günstig ist.

Jakob Amiot war der Sohn eines Mezgers von Metün. Er verließ das Haus seiner Aeltern im 10ten Jahre, und suchte sein Brod unter fremden Menschen zu verdienen, weil seine Aeltern zu arm waren, länger ihn zu ernähren. Auf der Reise wurde er aber sehr krank; als ein hilfsbedürftiger Jüngling wurde er in dem Spitale zu Orleans aufgenommen. Hier erhielt er nun die gehörige Wartung und Pflege, und wurde mit aller Menschenfreundlichkeit behandelt. Nach und nach wurde er wieder gesund, und war bereits im Stande, seine Reise wieder fortzusetzen. Man beschenkte ihn nun mit 12 Sols Reisegeld, und entließ ihn. Amiot wanderte fort, schwang sich bald durch seinen Fleiß, durch seine Gelehrsamkeit

und Tugend zu hohen Würden empor, und war weise genug, die Niedrigkeit seiner Geburt nie zu vergessen noch zu verbergen. Besonders erinnerte er sich immer sehr dankbar an die Wohlthaten, welche er im Hospitale zu Orleans empfangen hatte. Als er sich dem Tode nahe sah, und in sehr glücklichen Vermögensverhältnissen lebte, nahm er sich vor, die in Orleans empfangenen Wohlthaten so viel möglich wieder zu vergelten, und vermachte dem Hospitale daselbst 12,000 Reichsthaler, als eine Erkenntlichkeit für die 12 Sols, die er ehmals in demselben empfangen hatte.

Wie manches Kind, wie mancher Mensch genoß in einer wohlthätigen Anstalt viel Gutes, und nachher ging es ihm wohl: aber vergessen wurde das empfangene Gute, war das schön und christlich?

2. Herr von Chalut, der Generaleinnehmer in Paris war, besaß ein sehr großes Vermögen; allein zu seinem großen Bedauern hatte er keine Kinder. Dies versetzte ihn und seine Gattin oft in große Traurigkeit. Nun beschlossen sie, ein fremdes Kind anzunehmen und zu erziehen. Sie gingen daher eines Tags ins Findelhaus, und suchten ein kleines Mädchen aus, das ihnen gar wohl gefiel. Sie erzogen es sehr sorgfältig, und als es herangewachsen war, verheiratheten sie es an den Geheimsekretär des Grafen von Vergennes, Herrn von Ville, welcher das ganze Vertrauen dieses Ministers besaß. Nun war das früher arme Mädchen aus dem Findelhause recht glücklich.

Als Frau von Chalut starb, brachte ihr Gatte seiner angenommenen Tochter eine Summe von hunderttausend Thalern, welche er aus dem Verkaufe der Diamanten, des Schmuckes, der Spitzen, der Kleider, des Silbergeschirrs und anderer Geräthschaften gelöset, und welche seine Frau ihrer Tochter, der Frau von Ville vermacht hatte. Als diese dies große Geschenk in die Hand nahm, fragte sie, ob es ihr eigenthümlich gehöre, oder ob sie es mit ihrem Manne in Gemeinschaft besitzen sollte? Sie erhielt zur Antwort, daß es ihr ganz allein gehöre, und daß sie nach Belieben darüber verfügen könne. Dann entstand in ihr ein edler Gedanke, den sie auch sogleich

in Ausführung brachte. Sie ging ins Findelhaus, wo sie ihre erste Erziehung und sehr viele Wohlthaten erhalten hatte, und schenkte dieser Wohlthätigkeitsanstalt die ganze Summe. Fünfzehntausend Livres Interessen bestimmte sie jährlich zur Ausstattung zweier Findelmädchen, und dieses Vermächtniß wurde auch jährlich gewissenhaft zu diesem edlen Zwecke verwendet.

Aus solchen Wohlthätigkeitsanstalten fließen jetzt noch alle Jahre unzählige Segnungen vielen Kindern zu, besonders aus Waisenhäusern. Möchten doch alle Kinder, die das Glück haben, solche große Wohlthaten zu genießen, einen unauslöschlichen Dank in ihren Herzen tragen, den Stiftern und Vorstehern der Waisenhäuser durch Gehorsam und Sittlichkeit, und bei einstigem Wohlergehen durch thätige Liebe ihre Dankbarkeit zeigen.

3. Erfreulich muß es einem Jeden seyn, wenn er sieht, wie so manche Menschen empfangener Wohlthaten in Liebe eingedenk sind, und dieselben sogar mit Aufopferung von ihrer Seite zu vergelten suchen. Solche Beispiele beruhigen einigermaßen über erfahrenen Undank, und entflammen zu fernerer Uebung der Wohlthätigkeit, weil wir einsehen, daß es doch noch Menschen giebt, welche empfangene Wohlthaten zu schätzen wissen. Höret daher die folgenden Erzählungen aufmerksam an.

Ein Herr begab sich zur Weihnachtszeit auf das Postamt in Paris, um einem alten Bedienten einiges Geld portofrei zu übersenden. Auf dem Wege dahin stellte sich seine Handlung, obgleich sie eigentlich von der Gerechtigkeit vorgeschrieben wurde, ihm sehr verdienstlich dar, so daß er sich eines gewissen Stolzes nicht erwehren konnte, der sich seiner bemächtigte, und ihn mit Wohlgefallen erfüllte. Allein bald wurde sein Stolz gedemüthigt.

Als er in das Postamt kam, mußte er einige Zeit wegen der Menge der Anwesenden, die Bestellungen hatten, verweilen, bis die Reihe an ihn kam. Er hatte also Gelegenheit, seine Aufmerksamkeit auf die Leute zu richten, die ihn umgaben, und knüpfte darauf mit einem jungen Bergbewohner, einem Provenſalen, der neben ihm stand und ärmlich gekleidet

war, ein Gespräch an. Er sprach zu ihm in provenzalischer Mundart: «Wo seyd ihr her?»

«Ich, aus der Nähe von Barcelonetta,» war die Antwort.

«Was thut ihr denn in Paris?»

«Ich, ich spiele auf der Leyer und singe Liederchen dazu; auch musicire ich, während ein Mann mit einer Zauberlaterne seine Kunststücke macht. Ich durchkreuze die kleinen und großen Straßen, besuche die Wälle, und spiele dem Volke zum Tanze auf. Sie glauben gar nicht, mein Herr, wie hoch in dem unvergleichlichen Paris ein angenehmes Talent geschätzt wird.»

»O ich weiß wohl, mein Freund, daß ihr recht habt; — sagte der Herr weiter; denn ich kenne manchen Possenreißer, der in der Kutsche fährt. Aber ihr müßt viel verdienen; denn es scheint, als wolltet ihr euere Ersparnisse nach Hause schicken. Wahrscheinlich wollt ihr dafür ein Grundstück kaufen, wie Mehrere eueres Gleichen zu thun pflegen, um euch ein sorgsames Alter zu bereiten.«

»Ach, ich armer Schelm! — rief er aus, und zuckte mit den Achseln. Ich bin nackend geboren, und werde dereinst eben so begraben werden. Als ich in meinem neunten oder zehnten Jahre meine Heimath verließ, um in Paris die Kamine zu fegen, gab mir mein Vater 24 Sols (Suh), und wies mir die Thüre.«

„Euer Vater ist also hart gegen euch?“

„O nein! mein Herr; er war nur sehr arm. Jetzt ist er auch todt, und ihm ist nun mit meiner früher verstorbenen Mutter wohler, als es beiden während ihres Lebens in ihrer Armuth war.“

„An wen wollt ihr denn das Geld schicken, mein Freund, das ihr hier in diesem Tuche eingewickelt haltet? Es scheint sehr viel zu seyn.“

„Viel? — Ach es sind nur 18 Livres (Liwer)!

„Jetzt errathe ich es! — Wahrscheinlich habt ihr in die Lotterie gesetzt, und das Glück“ —

„Mit nichten, — unterbrach der junge Provenzale den Herrn. — Ich bin nicht so thöricht; ich gebe mein Geld, das ich habe, nicht gern für Etwas aus, das ich schwerlich bekommen werde.“

„Verzeiht, — fuhr der Herr fort, — wenn ich euch unrecht gethan habe. Ihr habt recht; die Lotterien sind blos eine Auflage für Thoren, und ihr scheint mir nicht unter diese zu gehören. Aber sagt mir, wie ist es möglich, daß in diesem ansehnlichen Pakete nur 18 Livres seyn sollen?

„Das macht, weil sie noch in den Münzen bestehen, die ich nach und nach bekommen habe. Ich habe sie aus meiner Sparbüchse genommen, und habe ein ganzes Jahr daran gesammelt; da sehen sie selbst.«

Bei diesen Worten öffnete er das Tuch. Mit Neugierde und Mitleiden betrachtete der Herr das Geld, die Frucht des Schweißes des armen Jünglings. Das Geld bekam jetzt in den Augen des Herrn einen höhern Werth; ihm fiel jetzt der Heller der armen Wittwe im Evangelium ein, und das Urtheil, welches Jesus, der richtige Würdiger aller menschlichen Handlungen, darüber gefällt hat. Mit höherer Rührung blickte er jetzt in das geöffnete Tuch des armen, guten Jünglings, und sah in demselben große und kleine Münze von allen Sorten Frankreichs. Die Mehrzahl war von Kupfer, mit Grünspan überzogen, und diese machten das Paket so groß.

„Aber, für wen habt ihr denn das Geld bestimmt?“ — fragte der Herr weiter.

Der Jüngling wollte nicht antworten, sondern fragte ausweichend: „Mein Herr! schicken Sie das Geld, das Sie hier in der Hand haben, auch in ihr Land? Ach, ich lebe 200 Stunden von meiner Heimath. Wahrscheinlich ist in ihrem Pakete Gold. O haben Sie die Güte, und zeigen sie mir einen Louisd'or, wenn Sie einen bei sich haben, damit ich doch weiß, wie einer aussieht.“

Der Herr erfüllte seine Bitte, zog einen Louisd'or aus der Tasche, und zeigte ihm denselben. Mit großen Augen besah er das Goldstück von beiden Seiten, und küßte des Königs Bild darauf. Nachdem er seine Neugierde gestillt hatte, fuhr der Herr fort: „Ihr scheint mir aber nicht sagen zu wollen, an wen in Barcelonette ihr das Geld zu schicken gedenket.“

„O ja, mein lieber Herr; ich will es Ihnen nun sagen. Ich will zwar nicht gerne einer guten Handlung mich rühmen; aber

es ist doch auch keine Sünde, wenn man eine gute Meinung von sich erregen kann, besonders wenn man dazu aufgefordert wird.“

„Ihr sprecht recht verständig. Nun?“

„So will ich es Ihnen denn sagen: ich schicke mein weniges erspartes Geld der braven Katharina Merlotte, die nach dem Tode meiner Mutter sich meiner annahm, mich säugte, und mich wie ihr eigenes Kind pflegte. Meine arme gute Amme ist jetzt sehr kränklich, und kann sich wenig verdienen; mit diesen 18 Livres wird sie aber doch diesen Winter sich kümmerlich durchbringen können. Im Sommer hat sie eher zu leben; da liest sie Aehren auf dem Felde, geht in den Wald und sammelt Holz, oder treibt sonst Etwas, das ihr Alter ihr gestattet.“

Diese Worte des jungen Menschen, die er mit der größten Aufrichtigkeit und Herzlichkeit sprach, rührten den Herrn sehr, und brachen jenen Stolz, der ihn vorher beschlichen hatte. Um sich selbst wieder etwas aufzurichten, beschloß er, an der guten Handlung des Jünglings Theil zu nehmen, und sagte zu ihm:

„Höret, mein Freund! wahrscheinlich ist es in Barcelonetta etwas seltenes, das Bildniß des Königs in Gold zu sehen. Der Louisd'or, den ich Euch so eben gezeigt habe, ist noch ziemlich neu, und trägt das Bildniß des Königs noch ganz deutlich; wie wäre es daher, wenn wir einen Tausch eingingen? Ihr gebt mir die Münze, die ihr da in der Hand haltet, und nehmt dafür meinen Louisd'or. Dieser muß auf der Post frankirt werden, damit er euerer Katharina ohne allen Abzug zukommt. Wartet, ich will Euch das Alles in euerm Beiseyn besorgen, ohne daß es Euch weiter etwas kosten soll.“

Der junge Provensale war über diesen Antrag sehr erfreut, und sagte: „Sie sind doch sehr gütig, mein Herr! O was wird meine gute Amme für eine große Freude haben, wenn sie den Louisd'or von ihrem kleinen Peter bekommt! Sie wird glauben, ich sey reich geworden, und da wird sie vor Freuden weinen.“

„Mein Freund, erwiederte der Herr, ihr macht mir eine große Freude, daß ihr mir euere ganze Seele aufschließt.

Aber nun sagt mir auch aufrichtig, wie viel ihr noch für euch selbst übrig habt; wahrscheinlich nichts?" —

"Ich merke schon, wo Sie hinaus wollen. Es ist wahr, ich behalte nichts vom Gelde übrig; aber ich habe meine Leyer, und jetzt gibt es Feiertage; da will Alles tanzen, und so kann ich leicht den Tag einen Thaler verdienen. Sie sehen also, mein gütiger Herr, daß ich weiter nichts brauche. Mit freudigem Danke nehme ich das an, was Sie zu meinem Gelde für meine gute Amme hinzuthun; aber was mich betrifft, so habe ich den Grundsatz: daß, so lange man arbeiten kann, man seine Hand nicht nach Wohlthaten ausstrecken soll. Dieses sagt mir mein Ehrgefühl, und ich handle nicht gern ihm entgegen."

Diese Worte bewirkten vollends, daß der Herr die größte Hochachtung gegen den jungen Provenzalen hegen mußte, der viele Andere durch seine aufopfernde Dankbarkeit, Bescheidenheit und Redlichkeit beschämet, welche Wohlthaten empfangen, und sie nicht zu vergelten suchen.

4. Thomas Wolsey war von niederer Herkunft, der Sage nach der Sohn eines Fleischers zu Ipswich, besaß aber große Talente, welche er so gut verwendete, daß er, nach seinen Studien zu Oxfort, in der Grafschaft gleichen Namens in England, Capellan, Almosenier des Königs Heinrich des VII. und bei dessen Sohne und Nachfolger, Heinrich VIII., Minister, Günstling und Kardinal wurde. Durch seine Würden erlangte er am englischen Hofe einen höchst bedeutenden Einfluß auf die damaligen öffentlichen Angelegenheiten Europa's. Aber plötzlich verschwand die Sonne seines Glückes; er fiel in Ungnade bei dem freilich sehr veränderlichen Könige, wurde wegen mehrerer seiner Handlungen vor dem Parlament, dem höchsten Gerichtshofe, öffentlich angeklagt, und in sein Erzbisthum York verwiesen. Nun sah er sich von allen Großen des Reiches verlassen, selbst verachtet, obwohl er Manchem derselben vorher viel Gutes erwiesen hatte. Nur ein Einziger machte hievon ein Ausnahme; es war Fiz-Williams. Er vergaß nicht, wie viele Dienste und Wohlthaten der Minister ihm erwiesen hatte; ja er wagte es sogar, denselben zu ver-

theidigen, und die großen Eigenschaften des gefallenen Günstlings hervorzuheben. Er wollte seinem Wohlthäter Dankbarkeit zeigen, und bot demselben daher sein Badhaus zum Aufenthalte an, und bat ihn inständig, wenigstens einen Tag bei ihm zuzubringen.

Der Kardinal, erfreut, über diesen Beweis von Dankbarkeit, auf welche er gar nicht gerechnet hatte, folgte der Einladung seines einzigen Freundes, der ihm übrig geblieben und auch im Unglücke ihm treu war, und Fiz-Williams empfing ihn mit allen Aeußerungen der größten Ehrerbiethung und lebhaftesten Dankbarkeit. Als der König davon Nachricht erhielt, ließ er den dankbaren Fiz-Williams vor sich fordern, und fragte mit zorniger Stimme: „Wie konntest du dir anmaßen, den des Hochverraths angeklagten Kardinal bei dir aufzunehmen?“ —

„Hochgebietender Herr! erwiederte Williams, ich hege gegen Euere Majestät die höchste Ehrfurcht; ich bin weder ein schlechter Bürger, noch ein treuloser Unterthan. Nicht den in Ungnade gefallenen Minister, noch den Hochverräther, habe ich aufgenommen, sondern meinen alten, verehrungswürdigen Wohlthäter und Beschützer, dem ich meinen Wohlstand, meine Ruhe verdanke, welche ich jetzt genieße. Hätte ich wohl meinen edlen Wohlthäter in seinem Mißgeschick verlassen sollen? — Ach! Euer Majestät, hätte ich dieses gethan, so wäre ich der undankbarste Mensch gewesen!“

Diese Aeußerung eines edlen, dankbaren Herzens erregte die höchste Bewunderung des Königs, und von diesem Augenblicke an schenkte er dem Fiz-Williams die größte Hochachtung, alles Vertrauen, erhob ihn zum Ritter, und ernannte ihn bald darauf zu seinem besondern Rathe.

Ein dankbares Herz scheuet nichts, um seine Liebe thätig dem Wohlthäter zu zeigen, und nimmt sich desselben besonders in seinem Mißgeschicke an.

5. Ein dankbares Herz ist auch darauf bedacht, wie es in Stunden der Gefahr und des Unglücks den Wohlthäter erfreue und rette, und scheuet keine Mühe,

kein Opfer, um durch Erfreuung oder Rettung seine Dankbarkeit aussprechen zu können.

Ein junger Savoyarde hatte es durch sein verständiges und rechtschaffenes Betragen so weit gebracht, daß er als Schließer eines Gefängnisses in Paris angestellt wurde, und er bewies hiebei auch so viele Menschenliebe, daß er sich nie harte Drohungen oder gar Beleidigungen gegen die Gefangenen erlaubte. Einst erfuhr er, daß derjenige, der ihn bei seinem ersten Ausfluge aus seiner Heimath in Paris aufgenommen, ihn unterrichtet und für alle seine Bedürfnisse mit väterlichem Wohlwollen gesorgt hatte, der Pflegevater aller seiner Landsleute, der menschenfreundliche Salignac de la Motte-Fenelon, auf der Liste der Gefangenen stehe, welche aus dem Kerker zum Blutgerüste geführt werden sollten. Eiligst suchte er ihn auf, stürzt sich in die Arme dieses seines Wohlthäters, küßt ihn, und weint die heißesten Thränen. Als man nun den ehrwürdigen Greisen wegführen wollte, nannte er ihn seinen Vater, hielt den Arm der Soldaten, die ihn wegführen wollten, zurück, und wollte ihn nicht von der Stelle lassen. „Tröste dich, mein lieber Joseph, sagte Fenelon zu ihm, der Tod ist kein Uebel für den, der kein Gutes mehr thun kann. Deine Theilnahme ist in diesem Augenblicke ein süßes Labsal für mein Herz. Lebe wohl, lieber Freund, und erinnere dich von Zeit zu Zeit meiner.“ — „Ach, niemals werde ich Ihrer vergessen!“ — So rief der dankbare Savoyarde, der dem Unglücklichen durch seine Dankbarkeit noch die letzten Augenblicke seines Lebens versüßte, und vergoß einen Strom von Thränen. Nur mit dem bittersten Schmerze und der größten Ueberwindung konnte er sich aus den Armen desjenigen, den er seinen Vater nannte, losreißen. Wie muß es dem guten Jüngling ums Herz gewesen seyn, als man seinen Wohlthäter von ihm trennte, und es ihm nicht vergönnt war, denselben zu retten! Wäre es euch auch so, liebe Kinder? —

6. Mit den Bataillons, welche der General Graf Baptist d'Estaing von Toulon aus zum Kriege nach Amerika führte, ging auch ein Knabe von eilf Jahren. Er war eine ver-

lassene Waise aus der Provinz Maine (Mähn), ohne Aeltern, ohne Verwandte, ohne Schutz, und hieß Claude Tricot. Bei dem Angriff auf Savannah dachte der gute Knabe an seinen Wohlthäter, la Force (Lafors) der von seiner Jugend auf ihm so viel Gutes erwiesen hatte, und nun im hitzigen Gefechte bei schwüler Sommerszeit und in einem sehr warmen Clima stand, und dachte nach, was er wohl in dieser Lage für ihn, zu seiner Erquickung, thun könnte. Schnell ergriff er dann eine Flasche mit Branntwein, und begab sich mitten in das hitzigste Schlachtgetümmel, um seinen Wohlthäter zu suchen und ihm eine Labung zu reichen. Da erblickte ihn ein Offizier, und sagte: „Wohin willst du, unglücklicher Junge? Rette dich!“ — „Ich suche, — so erwiederte der gutmüthige Knabe, die Grenadiers von Bouillon (Buillion), um la Force, der mir so viel Gutes gethan, und mich bis hieher gekleidet hat, ein Glas Branntwein zur Labung zu bringen.“ — Allein es war zu spät; Claude Tricot mußte zurück, und er dachte immer an seinen Wohlthäter, und betete, daß Gott ihm das Leben erhalten möchte. Die Dankbarkeit des Knaben gefiel dem Offizier so wohl, daß er, nachdem die Schlacht vorbei war, die Geschichte dem General erzählte. Auch dieser freute sich des guten Knaben, denn Dankbarkeit gefällt Jedermann; und er befahl sogleich, man sollte den guten Knaben in das Stift der Erziehung für die Soldatenkinder bringen, und auf des Königs Kosten so lange versorgen, bis man mehr für ihn thun und sein Glück machen könne.

Dieser gute Knabe bewies seine Dankbarkeit auf eine eben so zartfühlende als muthige Weise, und fand sein Glück und seine Versorgung in Erfüllung der schönen Pflicht der Dankbarkeit.

7. Zwei Reisende fanden einst am Rande eines Waldes, im harten Winter, einen armen, halberfrorenen Knaben. Er war sparsam und in dünne Lumpen gekleidet, und hatte ein Tüchlein neben sich liegen, in welchem er seiner Mutter, einer dürftigen Wittwe, einige Stück Brod, die ihm wohlthätige Herzen geschenkt hatten, bringen wollte, denn es war eine große Theurung im Lande. Die beiden Reisenden,

fromme, christliche Leute, ließen ihren Wagen halten, nahmen den Knaben zu sich hinein, wickelten ihn in einen warmen Mantel, labten ihn durch einen Trunk Wein, und nahmen ihn mit sich, da ihr Weg sie nahe bei dem Orte, wo die Wittwe wohnte, vorbeiführte. Der Knabe weinte vor Freuden über die Liebe und Mildthätigkeit dieser Herren, und erholte sich bald im warmen Mantel. Da aber schon der Abend hereindämmerte, und sich überdies ein grauenvolles Schneegestöber erhob, so verlor der Kutscher den rechten Weg, und sie fuhren im Walde die Kreuz und Quer in der Irre herum. Endlich, als die Nacht schon eingebrochen war, sahen sie ein Licht schimmern, folgten demselben, und fanden eine abgelegene, einsame Herberge. Der Knabe stieg zuerst aus, und kroch, während die Reisenden draußen ihr Fuhrwerk und Gepäck besorgten, hinter den Ofen der Wirthsstube. Da beredeten sich der Wirth und die Wirthin, die des armen Knaben hinter dem Ofen nicht geachtet hatten, wie sie des Nachts die Reisenden, deren schweres Gepäck ihnen in die Augen fiel, berauben und ermorden wollten. Mit Schrecken hörte dies der Knabe an, und war klug genug, sich hinter dem Ofen ganz ruhig zu verhalten. „Ach wie wird es meinen Gutthätern, den lieben Herren, ergehen, die mich heute so liebreich aufgenommen haben" — so sagte er mit einem Seufzer zu sich selbst, und dachte nach, ob nicht Rettung seiner Wohlthäter möglich sey. Nun wartete er den Augenblick ab, in welchem sich der Wirth und die Wirthin entfernten, und dann brach er in aller Stille hinter dem Ofen hervor, schlich zum Hause hinaus, suchte seine Wohlthäter, und flüsterte ihnen zu, was er gehört hatte.

Schnell trafen die beiden Reisenden Anstalten zur Flucht, nahmen den guten Knaben wieder zu sich, spannten die noch angeschirrten Pferde rasch vor, und machten sich eilends davon. Der Knabe, der in diesem Walde wohl Bescheid wußte, besann sich bald, in welcher Gegend sie sich befänden, und glücklich fanden sie, nach seinem Rathe, den Ausweg. Als sie zu dem Orte gelangt waren, wo die Mutter des Knaben wohnte, hielten sie an, gingen zu ihr in die ärmliche Hütte, erzählten

ihr, wie sie durch ihren Sohn aus einer großen Gefahr gerettet worden wären, und baten sie, daß sie mit ihrem Sohne sich nach einer, nicht weit entlegenen, Stadt begeben möchte, wo sie selbst wohnten; dort wollten sie sicher für sie sorgen. Als Beide mit vielen Thränen dies Anerbieten angenommen hatten, ließen sie den Armen jener Hütte vorerst ein ansehnliches Geschenk zurück, und reisten weiter. Bald nachher aber nahmen sie Beide zu sich, und erwiesen ihnen Alles Gute.

Hier hatte die Dankbarkeit eines Knaben unendlich viel Gutes gethan, Leben und Vermögen gerettet; aber er fand auch den Lohn hiefür in seiner und seiner Mutter Versorgung, und sein ganzes Leben hindurch wird ihn ein edles Bewußtseyn, und der Segen der Dankbarkeit begleitet haben.

8. Kein Opfer ist der Dankbarkeit zu schwer, um dem Wohlthäter die Anerkennung der Liebe zu bezeigen, und Gutes mit Gutem zu vergelten.

Ein junger Mensch, Namens Peter, der in dem Findelhause zu Paris aufgewachsen war, begab sich, nachdem er etwas älter geworden, nach Amiens, im Departement der Somme. Hier fand ein Speisewirth, der ihn zufällig sah, solches Wohlgefallen an Peter, daß er ihn zu sich nahm, und ihn die Kochkunst lehrte. Peter zeigte sich sehr aufmerksam, und machte seinem Wohlthäter durch sein gutes Betragen die größte Freude. Nachdem er einige Jahre bei dem Speisewirth gewesen, wurde dieser von einem seiner Gläubiger so gedrängt, daß er sich genöthiget sah, zu dessen Befriedigung sein Silbergeräthe zu verkaufen.

Peter bekam Kunde von dem Mißgeschick seines Wohlthäters, und beschloß, für das viele Gute, was er von ihm erhalten hatte, sich ihm dankbar zu zeigen, und ihn aus dieser großen Noth zu befreien. Er begab sich nun zu dem Herrn von Franfure, Obersten bei dem königlichen Artilleriekorps, und ließ sich für das Regiment von Auxonne (Oxon) als Soldat anwerben. Dafür erhielt er ein ordentliches Handgeld, welches er zu dem Speisewirthe trug, und dann zu demselben sagte: „Ich hatte schon längst Lust, dem Könige zu dienen; jetzt aber habe ich meinen Wunsch erst in Ausführung

gebracht, um Ihnen, mein theuerſter Herr, zu zeigen, daß ich kein Undankbarer bin. Hier nehmen Sie das Handgeld, das ich empfangen habe, und ſuchen Sie damit ſich aus Ihrer jetzigen Verlegenheit zu ziehen.“

Der Speiſewirth und deſſen Frau brachen bei dieſen Worten in Thränen aus; ſie umarmten den edlen Jüngling auf das zärtlichſte, und erſuchten ihn, ſein Geld wieder zurück zu nehmen. Allein ihr Zureden war vergeblich: Peter riß ſich von ihnen los, und ſeine Wohlthäter bedauerten ſeine Trennung; ihm aber blieb das lohnende Bewußtſeyn, ſeine Dankbarkeit, ſo weit es ihm möglich war, bewieſen zu haben.

Wie viele Jünglinge können an dem Betragen dieſes edlen jungen Menſchen ein ermunterndes Beiſpiel nehmen; denn leider zeigen ſich Viele gerade von der entgegengeſetzten Seite, vergeſſen nur zu bald die empfangenen Wohlthaten, und laſſen ſich wohl gar zur Undankbarkeit verleiten.

9. Ein begüterter Kaufmann einer norddeutſchen Handelsſtadt wollte ſeiner Geſundheit wegen mit Frau und Tochter in das Bad nach Spaa in den Niederlanden reiſen. Schon hatte er dieſen berühmten Badort nahe vor ſich, als auf der Landſtraße pfeilſchnell ein Wagen hinter dem ſeinigen angefahren kommt. Die Pferde vor demſelben Wagen werden wild, der Wagen wird umgeworfen, ein junger Mann wird aus demſelben herausgeſchleudert, und liegt betäubt und verwundet in ſeinem Blute auf der Erde. Der Kaufmann läßt ſeinen Wagen anhalten, eilt mit ſeiner Familie dem Verwundeten zu Hilfe. Dieſer war der Adjutant eines franzöſiſchen Generals, welcher in Spaa ſein Hauptquartier hatte, und welcher von dem General als Kurier nach einem gewiſſen Ort geſchickt worden, von dort jetzt zurückkehrte. Der Kaufmann hebt den Verwundeten in ſeinen Wagen, bringt ihn in das Wirthshaus des nächſten Orts, läßt durch einen herbeigerufenen Wundarzt die Wunden unterſuchen und verbinden; die Tochter pflegte des Kranken mit aller Sorgfalt. Wenige Tage darauf bringt man den Verwundeten nach Spaa. Durch die Sorgfalt der Wundärzte und durch ſeine Jugend wird der Adjutant nach Verlauf einiger Wochen wieder hergeſtellt; nun

bewies er auf mannigfaltige Art seine Dankbarkeit der Familie des Kaufmanns, so wie gleichfalls der General seine Hochachtung derselben auch zu erkennen geben suchte. Eine schleunige Ordre ruft den Adjutanten nach einem andern Orte. Der Kaufmann erhielt ein Päckchen, vom Adjutanten für ihn und seine Tochter bestimmt. Darin war befindlich ein herzliches Danksagungsschreiben für den Kaufmann, und ein sehr schönes Toilleten-Kästchen für seine Tochter. So bewies dieser edle Jüngling seine Dankbarkeit gegen seine Wohlthäter, und behielt nebenbei das Andenken an die erhaltenen Beweise hoher Menschenfreundlichkeit treu im Herzen. Es sollte aber noch mehr geschehen.

Als der Kaufmann sich bereits als Genesender längere Zeit in seinem Wohnorte wieder aufgehalten hatte, brach der Krieg zwischen Deutschland und den Franzosen aus. Es kommt in der Nähe der Handelsstadt, in welcher der Kaufmann wohnte, zwischen den deutschen und französischen Völkern zum Gefechte; erstere werden geschlagen, letztere dringen stürmend in die Stadt und plündern das Haus des Kaufmanns.

Ein französischer Soldat, welcher das aufbewahrte Toilettenkästchen geraubt hatte, trägt es zum Hause hinaus. Ein französischer Offizier sieht es in seinen Händen. Der Offizier ist der bei Spaa verwundete Adjutant des Generals. Er erkennt das Kästchen als dasjenige, welches er der Tochter des Kaufmanns verehrt hatte, entreißt es dem Soldaten, dringt mit gezogenem Säbel in das Haus des Kaufmanns, vertreibt die darin befindlichen Soldaten, stellt Sicherheitswachen vor die Thür, eilt zu dem Kaufmann, überreicht der Tochter das Kästchen wieder, und freut sich sehr darüber, dieser Familie durch Befreiung von den Plünderern seine Dankbarkeit noch einmal bezeigt zu haben.

In der Stunde der Gefahr ist die Dankbarkeit am thätigsten.

10. Moritz von Sachsen wohnte, ehe er Kurfürst wurde, als Freiwilliger einem Kriege bei, welchen Karl V. und sein Bruder Ferdinand mit Soliman II., dem türkischen Sultan, führten. Bei der Belagerung von Pest, an der Donau, ritt

er einst des Morgens aus dem Lager, um den Feind zu recognosciren. Er wurde, außer wenigen Soldaten, nur von einem seiner Edelknaben oder Pagen, der Sebastian von Reibisch hieß, begleitet. Indem sie sich ein wenig vom Lager entfernt hatten, sahen sie sich auf einmal von einem Haufen türkischer Reiter umringt. Es war fast kein anderes Mittel übrig, als sich gefangen zu geben, oder auf dem Platze zu bleiben. Sie beschlossen aber doch, sich so lange zu wehren, bis ihnen vielleicht Jemand aus dem Lager zu Hülfe kommen würde. Der Herzog Moritz griff sie muthig an, und er sowohl, als der junge Reibisch, der viele Wohlthaten von dem Herzoge erhalten hatte, thaten Wunder der Tapferkeit. Weil aber die Seinigen ihm nicht geschwind genug folgten, so wurde dem Herzog das Pferd unter dem Leibe erschossen, das Casquet vom Kopfe geschlagen, und er von den Türken, die mit Säbeln auf ihn einstürmten, zu Boden geworfen und umringt. Nun war er in der größten Gefahr, von den Türken erschlagen oder gefangen zu werden. Als dies sein treuer Leibpage sah, beschloß er, seinem Wohlthäter in der großen Gefahr alle Hülfe zu leisten, und wo möglich, ihn vom Tode zu retten, sollte es auch sein eigenes Leben kosten. Reibisch sprang von seinem Pferde, warf sich auf den Herzog, bedeckte ihn mit seinem Leibe, und ließ auf sich so lange hauen und stechen, bis endlich eine Schwadron von ihren Reitern kam, und den Herzog rettete. Reibisch wurde, von den vielen Wunden, die er bekommen hatte, halb todt in's Lager getragen, wo er bald darauf starb.

Wie schön bewies dieser edle Jüngling Dankbarkeit gegen seinen Wohlthäter in der Stunde der Gefahr! Gewiß hat er, der für den Wohlthäter sein zeitliches Leben nicht achtete, sondern einer heiligen Pflicht es zum Opfer brachte, ewigen Lohn im bessern Leben empfangen.

11. Was ich jetzt erzählen werde, handelt von einem Neger, der auf eine sehr edle Art Dankbarkeit gegen seinen Wohlthäter bewies, und Manchen beschämt, der den schönen Christen-Namen führt.

Ludwig Desroulcaux (Deruloh) war Negersklave bei

einem Plantagen-Besitzer auf der westindischen Insel St. Domingo. Früh, schon als kleiner Knabe, kam er zu einem Herrn, der ihn menschenfreundlich behandelte. Schon seit längerer Zeit suchte er seine Freiheit, und verdiente sie auch wirklich durch seine gute Aufführung, Anhänglichkeit an seinen Herrn, so wie durch seine treuen Dienste. Sein Herr hatte sie ihm schon mehr als einmal versprochen; aber der treue und arbeitsame Sklave war ihm zu nothwendig. Nun entschloß sich der Neger, der seine Hoffnung stets vereitelt sah, etwas zu sammeln, womit er sich loskaufen konnte. In den westindischen Pflanzungen überläßt man den Negern einiges Land, zu dessen Anbau ihnen täglich 2 Stunden bewilligt werden, in welcher Zeit sie sich ihren ganzen Unterhalt verdienen müssen. Ludwig nützte diesen kümmerlichen Vortheil, und durch seinen unermüdeten Fleiß gelang es ihm, sich nebst seinem Unterhalte auch noch etwas Geld zu verdienen. Nachdem er die Ketten schon 12 Jahre getragen hatte, fiel er eines Tages seinem Herrn, der ein Franzose war, zu Füßen. „Herr!“ rief er, indem eine helle Thräne in seinem Auge glänzte, — „ich habe dir nun 12 Jahre gedient; ich weiß wohl, die Vorsehung hat mein Leben und meine Freiheit in deine Hände gegeben; aber sprich, ob ich in diesen Jahren deinen Zorn verdient habe?»

«Du bist mein guter Ludwig,» sagte Jener, und ließ ihm ein Glas Rum, eine Art Branntwein, der aus dem Saft des Zuckerrohrs bereitet wird, reichen. — „Ach so nimm mir diese Fesseln ab!» rief der Neger, und umfaßte die Knie seines Herrn. „Du verlangst viel, sagte der Franzose; du bist mir mehr als 500 Louisd'or werth. Indessen, fuhr er fort, gehe nur wieder an deine Arbeit, ich will mich besser besinnen.»

Ludwig ging. Er erinnerte von Zeit zu Zeit seinen Herrn an das Versprechen; allein dieser wies ihn immer wieder ab. Die Schwierigkeiten, welche Ludwig fand, machten ihm das kostbare Gut, nach dem er strebte, die Freiheit, immer reitzender, und er suchte seine Kräfte zu vervielfachen, um jene, die er nicht umsonst erhalten konnte, für Geld zu bekommen.

Er schätzte sich also nach dem Werthe, den ihm sein Herr beigelegt hatte, und Tag und Nacht träumte er von den 500 Louisd'or. Endlich, nach so manchem verseufzten Tage, trat unser guter Ludwig, der schon einen andern Neger zum Eintreten in seine Stelle beredet hatte, vor seinen Herrn, und zählte ihm die ganze Kaufsumme in Gold hin. Sein Herr erstaunte. Wie viel vermag des Menschen Kraft um eines der kostbarsten Erdengüter, die Freiheit!

„Geh, sagte der Herr; lange genug habe ich mit der Freiheit meiner Mitmenschen Handel getrieben; sey frei! Du machst, daß ich mich vor mir selbst schäme.“ Dankerfüllt fiel Ludwig seinem Herrn zu Füßen, und gelobte, nie diese große erwiesene Wohlthat zu vergessen.

Bald darauf verkaufte jener edle Franzose alle seine Besitzungen, und schiffte sich nach Frankreich ein. Der Aufenthalt in Paris hatte für seine Vermögens-Umstände traurige Folgen, und da er die hohen Begriffe, die man von dem Reichthume eines Mannes hatte, der in Amerika war, unterhalten wollte, überließ er sich ohne Ueberlegung allen Gelegenheiten zu Ausgaben, bis endlich sein ganzes Vermögen mit den genossenen Freuden verflogen war. Er hielt es nun nicht für gut, nach seinem Geburtsorte zu gehen, sondern schiffte sich wieder ein, um dahin zurückzusegeln, wo er reich geworden war. In seiner Verzweiflung hielt er es nämlich für weniger erniedrigend, in Amerika diejenigen, die ihm ihren Glücksstand zu danken hatten, um ihre Hülfe zu bitten, als in Europa Unterstützung von denen zu erbetteln, die ihn zu Grunde gerichtet hatten.

Unser armer Abentheurer kam auf Cap Français (Franßä) an; allein seine Freunde, wenn er anders solche hatte, bekümmerten sich nicht um ihn; er mußte daher auf die erbärmlichste Art in den schlechtesten Wirthshäusern herumirren, die am Hafen stehen, und in welchen nur Matrosen und Sackträger einkehren. Noch hatte er seinen ehemaligen Neger Ludwig nicht aufgesucht, er wollte sich ihm in seiner traurigen Lage nicht gerne zeigen. Allein Ludwig, der vortreffliche Mann, der sich unterdessen ein schönes Wirthshaus angeschafft hatte, hörte von dem Unglücke seines ehemaligen Herrn, suchte ihn sogleich in seiner elenden

Herberge auf, warf sich zu seinen Füßen, nannte ihn noch immer seinen liebevollen Gebieter, seinen großen Wohlthäter, und weinte über dessen traurige Lage, die ihm dieser nun ohne Rücksicht schilderte. Ludwig ließ es nicht bei bloßen Mitleids-Ausrufungen bewenden; er nahm den Unglücklichen mit sich nach Hause, und übergab ihm sein ganzes Hauswesen zu seinem unumschränkten Gebrauche. Bald aber fühlte der edle Neger, wie sehr dessen Eigenliebe durch einen solchen Wechsel gekränkt worden, und wie widrig jede Art von Abhängigkeit dem seyn müsse, der vorher Gebieter war; auch fühlte er im Voraus, wie lästig seinem ehemaligen Herrn die Wohlthaten seines gewesenen Sclaven fallen würden. Und nun zeigte der Mohr, — ein Mensch von Götzendienern geboren und erzogen — eine Seele, die eines höhern Glückes werth wäre.

„Mein Herr!“ sagte er eines Tags zu ihm, und umfaßte dessen Knie, — „ich habe dir Alles, was ich bin und habe, zu danken; nimm Alles was ich habe, verlasse das Land, wo du dich immer an dein Unglück erinnerst.“ — „Wovon soll ich aber in Frankreich leben, mein Sohn?“ fragte der Kaufmann. „Ach mein guter Herr! antwortete Ludwig, wolltest du wohl von deinem Sclaven etwas annehmem, was er dir lange aus Dankbarkeit zugedacht hat; wolltest du mir nicht die Gnade erweisen?“ Der Herr stand lange da, und wußte nicht, was er antworten sollte. Der Neger fuhr fort: „Würdest du wohl mit 1500 Livres (Liwer) jährlicher Einkünfte auskommen?“ — „O, ich hgite es nicht aus! rief der Herr, und brach in Thränen aus. Der Neger lief fort, und brachte ihm in Zeit von einer Stunde den gerichtlichen Aufsatz, worin ihm auf Lebenszeit ein Einkommen von 1500 Livres ausgesetzt ward. Der Kaufmann, der nach Frankreich zurückkehrte, erhielt wirklich, so lange er lebte, seine Pension alle 6 Monate vorher, ehe sie fällig war, ausbezahlt. Den vortrefflichen, dankbaren Neger, Ludwig Desrouleaux, haben mehrere europäische Handelsleute auf St. Domingo kennen gelernt.

Und das war ein Neger! Kinder, die ihr von andern Gutes empfangen habt, welche nachher euere Hülfe gebrauchen, gehet hin, und thut deßgleichen.

12. Es erregt wehmüthig-freudige Gefühle, wenn man in unscheinbaren Menschen einen so edlen Charakter, innige Dankbarkeit und Liebe, einen hohen Grad von Zartgefühl und große Selbstüberwindung findet. Wer, wenn er folgende Geschichte liest oder hört, freut sich nicht der zarten und großen Seele, die in Cery, einem Negermädchen, lebte? Wessen Herz wird nicht voll Wehmuth bei der Erzählung ihrer hohen Liebe, Dankbarkeit, ihres Zartgefühls, ihres Edelmuthes und ihrer Aufopferung für den geliebten Wohlthäter? Liebe Kinder! ein amerikanisches Mädchen that dies, welches nie das Glück hatte, so viel schöne Lehren zu hören, wie ihr; und doch war ihre Seele so schön und edel. Möchte diese Erzählung ganz besonders euch ansprechen, und zur innigsten Dankbarkeit euch ermuntern.

Johanna Cery, von einer schwarzen Sclavin und einem Europäer entsprossen, und in der Sclaverei geboren, diente in der niederländischen Kolonie Surinam, auf der nördlichen Ostküste von Südamerika, bei einem angesehenen Plantagen-Besitzer, Namens Fauconberg (Foconber), von welchem sie aber gar keiner guten Behandlung sich zu erfreuen hatte. In einem Alter von 15 Jahren war Johanna von ausnehmender Schönheit. Ihre äußerlichen Reitze wurden noch durch ihre Sittsamkeit und Bescheidenheit erhöhet. Nach dem Tode des gefühllosen Fauconberg kehrte bei der Wittwe desselben, der Herrschaft der jungen Mulattin, ein holländischer Seefahrer, Namens Stedtmann, ein, um dort einige Zeit zu verweilen. In den ersten Tagen seines Aufenthaltes wurde er durch ein jämmerliches Klaggeschrei aus seinem Zimmer in den Hof des Hauses gerufen, wo der Aufseher die arme Johanna, wegen einer unversehens zerbrochenen Kaffetasse, unbarmherzig mit Peitschenhieben züchtigte. Im höchsten Unwillen sprang Stedtmann auf den gefühllosen Mann zu, riß ihm das Strafwerkzeug aus der Hand, erbot sich, den durch Johanna angerichteten Schaden gut zu machen, und befreite auf diese Art die arme Sclavin aus den Händen des Wütherichs. Er legte auch ferner bei der Plantagen-Besitzerin ein gutes Wort für Johanna ein, und von nun an wurde sie viel besser behandelt, und nie konnte sie ohne Rührung an den

menschenfreundlichen Mann denken, dem sie alles dieses zu verdanken hatte.

In den heißen Sommertagen reißt häufig ein ansteckendes Faulfieber, das neuerlich sogenannte gelbe Fieber, in Surinam ein, welches viele Eingeborne wegzuraffen pflegt, und diesmal besonders gegen die dort wohnenden Europäer wüthete. Auch Stedmann wurde von dieser schweren Krankheit befallen, und in das Hospital gebracht. Freiwillig bat sich Johanna zur Wärterin des Kranken an, und keine Vorstellungen und Bitten, daß sie in ihrem zarten Alter sich nicht unbedachtsam der Gefahr der Ansteckung aussetzen möchte, konnte sie bewegen, sich vom Bette ihres Wohlthäters zu entfernen. Tag und Nacht wich sie nicht von seiner Seite, und pflegte ihn mit kindlicher Liebe und Sorgfalt. Aber alle ihre Bemühungen schienen fruchtlos zu seyn; die Krankheit verschlimmerte sich mit jedem Tage, und der Arzt gab schon alle Hoffnung auf. Kraftlos schloß der Schwerkranke die Augen, und schien nicht mehr zum Leben zu erwachen. Weinend stand Johanna an seinem Bette, und konnte sich nicht trösten. Ach, ihr Wohlthäter, ihr Retter dem Tode so nahe, — wie durchschnitt dieser Gedanke ihr Herz! Alle ärztliche Sorge schien umsonst zu seyn. Schon legte man ihn in der Todenkammer auf das Stroh, und nahm das Maaß zu seinem Sarge. Alles gieng davon, nur die treue dankbare Johanna konnte sich von der vermeinten Leiche nicht trennen; sie ahnete noch einige Spuren des Lebens, und beschloß, seine Rettung zu versuchen. Sie rieb die Schläfe des Ohnmächtigen mit scharfem Essig, umwickelte seine erstorbenen Glieder mit Tüchern, welche sie mit Essig befeuchtet hatte, und setzte diese sorgfältige Pflege Stunden lang fort, wenn schon ohne Zeichen eines glücklichen Erfolges. Endlich gelang es ihr, einige Tropfen warmen Weines in den Mund des Todscheinenden zu gießen, und — o unaussprechliche Freude! — das Leben kehrte zurück, Stedmann fing an zu athmen. Johanna, durch diesen glücklichen Erfolg belohnt, setzte ihre Bemühungen desto eifriger fort, der Ohnmächtige schlug die Augen auf, und sah — die dankbare, treue Johanna ganz allein mit ihm beschäftigt. Wer beschreibt das Entzücken des guten Mädchens, als sie ihrem Wohlthäter noch einmal in

die Augen sehen, und eine Thräne des Dankes in demselben lesen konnte! Nun wurden alle Aerzte in der Nähe von ihr zu Hülfe gerufen, und es gelang ihren angestrengten Bemühungen, den Kranken ganz herzustellen. Beinahe aber hätte das dankbare Mädchen eine so große Treue mit dem eigenen Leben bezahlen müssen. Sie wurde bald darauf von der nämlichen Krankheit ergriffen, und nur der sorgfältigsten Behandlung der Aerzte, und ihrer guten Leibesbeschaffenheit hatte sie es, nächst Gott, zu danken, daß sie nach schweren Leiden dem Tode entging. Während dieser Krankheit bot Stedmann alles auf, um das gute Mädchen zu retten; denn sie war durch ihre edle Handlungsweise seinem Herzen sehr theuer geworden.

Als sie genesen war, suchte er ihr ein überraschendes Vergnügen zu machen. Er kaufte ihr für 50 Thlr. Kleidungsstücke und Putz, und überschickte es ihr. Sie nahm das Geschenk an; aber am folgenden Tage fand Stedmann die ausgelegte Summe auf seinem Tische. Johanna war mit den Geschenken zu den Kaufleuten geeilt, und hatte sie durch Bitten und Zureden vermocht, das, was Stedmann für sie gekauft hatte, zurückzunehmen, und hatte von ihren eigenen Ersparnissen darauf gelegt, damit jene in ihr Begehren willigten. Als ihr Stedmann deswegen Vorwürfe machte, sagte sie: „Sie sind nicht so reich, daß Sie so kostbare Geschenke machen können; ich bin durch Ihre Freundschaft für die Dienste hinlänglich belohnt, die ich Ihnen erwiesen habe. Ihr Wohlwollen ist mir mein größter Schmuck, und auch ohne schöne Kleider werden Sie mir immer gut seyn.“

Stedmann machte Johannen nun ein kostbareres Geschenk; er *erkaufte ihr von der Plantagen-Besitzerin die Freiheit.* Johanna nahm sie mit gerührtem, tief fühlendem Herzen an, und ihre Dankbarkeit war ohne Gränzen. Stedmann war von den liebenswürdigen Eigenschaften des edlen Mädchens so eingenommen, daß er nach weißlicher Ueberlegung beschloß, sie zu heurathen, und nach Europa heimzuführen: denn seine Abreise war nahe. Johanna fühlte den ganzen Werth dieses Glückes, aber ihre Bescheidenheit ließ nicht zu, dasselbe zu benützen. „Nach Europa kann und darf ich Ihnen nicht folgen,“ — sprach sie im Tone wehmüthiger Bescheidenheit — „dort wäre

ich Ihnen zur Last; deßwegen kann ich auch nie ihre Gattin werden. Ihre Familie würde Ihnen die bittersten Vorwürfe machen, daß Sie eine Mulattin geheurathet haben; die Ihrigen würden sich für beschimpft halten, daß sie eine Gattin gewählt haben, die ehemals eine arme Sclavin war; und wenn ich so von den Ihrigen gering geachtet oder gar verachtet würde, so müßte mir das Herz brechen, weil ich es um Sie nicht verdient hätte. Darum lassen sie mich hier bei meines Gleichen und bei denen, die mich immer lieb haben und schätzen werden, weil sie mich kennen. Meine Freundschaft, meine Dankbarkeit wird Ihnen überall hinfolgen. Nie werde ich Sie vergessen!" —

Von diesem Entschlusse konnte Johanna keine Ueberredung abbringen, so schwer auch diese Selbstverläugnung ihrem Herzen ankam, das ganz an Stedmann hing. Schmerzlich war die Trennung von dem geliebten Wohlthäter. Er schied; die Wellen trugen den Liebling ihres Herzens fort, und sie sank auf der Anhöhe, von welcher sie dem scheidenden Schiffe nachsah, ohnmächtig nieder, als es ihren Blicken entschwunden war. Von nun an verlor sie alle Heiterkeit; sie war von düsterer Schwermuth gedrückt, welkte sichtbar in der schönsten Blühte ihres Alters, und — überlebte Stedmanns Abreise nicht lange. Sie sank in das kühle Grab, ehe sie das neunzehnte Jahr vollends erreicht hatte, und wurde auf Veranstaltung der dortigen Frau Godefroi, die liebevoll sich ihrer angenommen hatte, in einem Orangen-Haine begraben.

Möge Gott dieses edle, dankbare Mädchen dort gesegnet, und ihm jenen Frieden gegeben haben, den die Welt ihr nicht zu geben vermochte. Möge sanft ihre Asche im stillen Haine ruhen, bis der Herr am Tage der großen Aerndte für die Aussaat ihrer Liebe, Dankbarkeit und Treue ihr die Krone des ewigen Lebens weihen wird. Möge aber auch euch, liebe Kinder, die Geschichte dieses edlen Mädchens zur reinsten Dankbarkeit, und zur Treue gegen euere Wohlthäter bis in den Tod, bewegen.

13. Dankbarkeit ehret und liebet den Wohlthäter nicht nur bei seinem Leben sondern selbst nach dessen Hinscheiden, und ist darauf bedacht, dem Verstorbenen die treueste Dankbarkeit entweder durch das öffentliche Anerkennen dessen Liebe

in Worten, oder durch ein ehrendes Denkmal auszudrücken.

An einem kühlen Sommerabende wandelte eine schöne Dame einsam in dem Alleegange der Lerchenfeld-Vorstadt in Wien. Ein Mädchen von ungefähr 12 Jahren, Angelika mit Namen, das eine Guittarre unter dem Arme trug, näherte sich schüchtere und mit schamübergossenen Wangen der vornehm gekleideten Dame und bat mit niedergeschlagenen, weinenden Augen um die Erlaubniß, ihr etwas auf dem Instrumente vorspielen zu dürfen. Das feine Wesen der Kleinen, die Röthe, welche das Gesicht überzog, die Thräne, die an der zarten Wimper hing, das Ungewisse, Bebende, Abgebrochene der Stimme, machten auf das Gemüth der Dame einen unbeschreiblichen Eindruck. „Auf der Alee hier möchte sich das nicht schicken, sagte die freundliche Dame; ich will dir jedoch in deine Wohnung folgen, wenn du dessen zufrieden bist.“

„Zufrieden — o du lieber Gott! das werde ich, und ruhig und froh, dann nur wieder werden können, wenn sich meine liebe Mutter und mein lieber Bruder Fritz wieder vom Krankenbette aufrichten.“

Die Dame. Die Deinigen sind also krank, und du sagtest mir das nicht sogleich. Geschwind voran, daß wir Hülfe bringen, deren sie vielleicht ohne Aufschub bedürfen.

Angelika. Gnädige Frau! Sie haben ein so gutes, menschenfreundliches Gesicht. Ach! um Alles in der Welt willen bitt' ich Sie, erbarmen Sie sich meiner armen kranken Mutter, und verschaffen Sie ihr und dem guten Bruder Fritz etwas Fleischbrühe, und vorerst nur die Hälfte von dieser Medicin, die der Doctor ihnen schon seit vorgestern ordinirt hat, ich aber nicht holen konnte, weil — ich — nicht —

„Weil es dir an Geld mangelt, — sag' es mir ohne Scheu heraus, — fiel die Dame ein. Dafür will ich aber Rath schaffen. Komm! führe mich zu der nächstgelegenen Apotheke, dann geht's zu den beiden Kranken.“

Ein Himmel von Freude schien auf einmal auf dem Angesichte der guten Angelika aufzugehen, welche, die Ordinationszettel in der Hand, und die Guittarre unterm Arm, an der Seite

der edlen Unbekannten haſtig in eine Gaſſe einlenkte, wo eine Apotheke war. So wie unſere Dame hier die zuſammengeſetzte Arznei bezahlt hatte, ging es in ein nahes Gaſthaus, wo nicht nur Fleiſchſuppe, ſondern auch ein eingemachtes Huhn und eine Flaſche guten Weins eingekauft wurde. Das Mädchen, welches, um das Eingekaufte tragen zu können, ihr Muſikinſtrument hier aufzuheben gab, war halb außer ſich vor Freude. »Gnädige Frau! — rief die Kleine aus — Sie thun ſo viel, Sie ſind wahrſcheinlich mein und der meinigen Engel.«

»Komm nur, liebes Kind! ſprach die Gütige; deine Patienten werden ſehr ſehnſüchtig der Hände harren, auf deren Pflege ſie ſich verlaſſen.«

»Du guter Gott! ja wohl, erwiederte das Mädchen. Sie haben ja außer mir keine Menſchenſeele, die ſich ihres hülfloſen Zuſtandes annimmt. Euer Gnaden erwerben ſich durch Ihre reichliche Unterſtützung und menſchenfreundliches Wohlthun wahrhaftig Gottes Segen.

Man war indeſſen zur Wohnung der Familie unſers Mädchens gekommen. Es ging vier Treppen hinauf und die Dame trat jetzt in eine kleine, halbfeuchte Kammer, worin ihr Blick bloß einige Stühle von Stroh, etwas Küchengeräthe, einen grob gearbeiteten, zerbrechlichen Tiſch, einen alten Schrank, zwey ärmliche Betten, worin die Kranken lagen, und ein ſchon ſehr abgenütztes Kanapee antraf. Aus dem Geſichte der kranken Frau ſprach die tiefſte Niedergeſchlagenheit, und auf dem andern Bette zerfloß der etwa ſechsjährige Knabe in Thränen. Die Mutter ſuchte dem Kleinen Muth einzuſprechen, aber ſie ſelbſt bedurfte des Muthes allzuſehr. Von tiefer Rührung ergriffen nähert ſich ihr die Unbekannte, tröſtet ſie mit ſanften Worten, und richtet an ſie einige Fragen über ihr Befinden.

Unſere edle Menſchenfreundin überzeugte ſich jedoch ſehr bald, daß ſtärkende Speiſe und ein guter Trank hier nothwendiger ſeyn dürften, als der Genuß von Arzney. Sie und das Mädchen ſuchten daher unverzüglich die erſchöpften Kranken durch die mitgenommene Speiſe zu erquicken. Dankbar und ſegnend wenden die hierdurch Geſtärkten ihre Blicke zum Himmel. Die Dame erkundigte ſich hierauf in freundlichen, theilnehmen-

den Worten um den häuslichen Zustand der kranken Frau, und diese sprach nun von demselben, und zugleich auch von ihrem traurigen Schicksal unter Seufzern und Thränen: „Ach, gnädige Frau! — sprach die Arme — mein Uebel kommt aus zu tiefer Quelle; die Heilkunst hat kein Mittel dagegen. Ich bin Mutter, und eine unglückliche Mutter von noch bedauernswerthern Kindern. Mein und meiner Kinder Unglück hat diesem Herzen schon allzutiefe Wunden geschlagen, der Tod allein kann meinem Elend ein Ende machen: und doch zittere ich vor ihm; denn der Gedanke an die gänzliche Verlassenheit meiner Kinder macht mir ihn entsetzlich.“ Die Frau weinte nun heftiger, und fuhr hierauf, von der innigen Antheil nehmenden Dame sanft getröstet, also mit der Erzählung ihres unglücklichen Geschickes fort:

„Es sind nun gerade 16 Jahre, daß mein Mann — Gott habe ihn selig! — als Feldwebel mich, die Tochter eines Militärarztes, ehelichte. Wir lebten zufriedene, glückliche Tage, und der Unglückliche lebte sicher noch, wenn er Feldwebel geblieben und nie Offizier geworden wäre, obschon er diese höhere Würde lediglich seiner Geschicklichkeit und Genauigkeit im Garnisonsdienste und seinen Auszeichnungen im Felde zu verdanken hatte. Mein Mann brachte es binnen 10 Jahren vom Fähndrich bis zum Oberlieutenant. Es sind nun sieben Monate, seit seine bittern Tage den Anfang, und leider mit seinem Tode den Ausgang nahmen. Die Kompagnie, welcher er mehrere Jahre hindurch als Kommandant vorgestanden war, erhielt einen jungen Hauptmann, welcher zwar von vornehmem Adel, aber, weil er nur erst ein Jahr das Soldatenleben versucht hatte, höchst unerfahren im Dienste, und überdies äußerst rasch und jähzornig war. Der junge Grafensohn dehnte sein rohes Benehmen vom jüngsten Gemeinen angefangen, bis zum ältesten Kompagnie-Offizier aus. Mein Mann litt, die häusliche Lage der Seinigen berücksichtigend, lange und oft harte Worte, die er einst, wie er oft sagte, als Feldwebel nicht von seinem grauköpfigen Hauptmann gleichgültig auf sich genommen haben würde. Der junge Hauptmann machte es aber endlich doch gar zu arg, und es kam so weit, daß mein Mann eines Tags

ihm, und zwar im Angesicht des Lieutenants und Fähndrichs, den Degen zu Füßen warf, und nimmer unter seinem Kommando dienen wollte. Es kam zur Herausforderung, und mein guter, schwerbeleidigter Mann fiel im Duelle. Ich sank ohnmächtig zusammen, als ich die herzzerreißende Nachricht erfuhr. Die Anverwandten des Hauptmanns boten allen ihrem Einfluß auf, die vorgegangene Duellgeschichte zum Schutz ihres Angehörigen zu verkünsteln, daß sie nach und nach als ein Subordinations-Verbrechen, dessen sich mein gebliebener Mann gegen seinen Vorgesetzten schuldig gemacht hätte, angesehen und behandelt ward. Mir blieb von diesem unglücklichen Augenblicke an nur namenloses Elend und anwachsende Verarmung. O gnädige Frau! lassen Sie mich über die Folgen schweigen, die ein solch unersetzlicher Verlust für mich und die Meinigen haben mußte. Vergebens supplicir' ich seit 3 Monaten um eine Pension — ach! dahin möcht' ich mich wünschen, wohin mein guter Mann mir vorangegangen ist, wenn ich nur Wittwe, und nicht auch zugleich Mutter wäre, und ach — leider! die unglücklichste, hilfloseste Mutter, die weit und breit zu finden ist."

So klagte die arme Frau, und in dem Auge der fremden Dame glänzte die Thräne des innigsten Mitleids.

„Verzweifeln Sie nicht — sprach sie jetzt tröstend zur trostlosen Wittwe und Mutter — der Himmel vergißt der Seinen nicht. Ich habe von Ihrem erlittenen Unglücke, ich gesteh' es Ihnen, in verdrehter Meinung sprechen gehört. Ich bedauere Sie herzlich, liebe Frau, und will Alles für Sie und die Ihrigen thun, was in meinen Kräften steht. Denken Sie indessen darauf, Ihr kostbares Leben Ihren Kindern zu erhalten. Vor allem müssen Sie in ein helleres und trockneres Zimmer. Geh', liebe Kleine, und hole mir den Hauseigenthümer herauf."

Das Mädchen eilte hastig ab. Der Besitzer des Hauses erschien, erstaunte aber nicht wenig, als er in der anwesenden Dame die milde Fürstin von Schwarzenberg erkannte. Diese Ehrfurchtsbezeugung und die Betitelung: Euer Durchlaucht — enthüllten nun den verborgen gebliebenen Umstand

auch den übrigen Anwesenden. In jedem Angesichte drückten sich tiefes Staunen, sprachlose Aeußerungen des Dankes, und helle Segensthränen aus.

„Geben Sie sich zufrieden, liebe Frau! — begann nun die Fürstin — Ihnen und den Ihrigen soll nun geholfen werden. Ich gehe noch heute zu meinem Schwager, der, wie Sie wissen, Vicepräsident beim Hofkriegsrath ist.“

Die Edle hielt Wort. Der unglücklichen Offiziers-Wittwe wurde eine reichliche Pension zugemittelt. Die Fürstin beschenkte dieselbe außerdem noch reichlich, und wies ihr auf einem fürstlichen Landschlosse in Böhmen eine niedliche Behausung an. Dort lebte die, einer bessern Zukunft entgegengeführte, ruhige Familie zufriedene Tage.

Aber da kam aus Frankreichs erster Hauptstadt die Trauer und Bestürzung verkündende Nachricht: Pauline, Fürstin von Schwarzenberg, die erhabene Wohlthäterin der Menschen, habe in einem entstandenen Brande ihr tugendgekröntes Leben als Opfer der teutschen Mutterliebe eingesetzt. Unsere gute Familie, die an der vollendeten Erlauchten eine wahre Mutter verlor, zerfloß in Thränen, und die Kinder, Angelika und Fritz, klagten anhaltend und herzlich um den Hintritt der zärtlichsten und besten Wohlthäterin.

Da sich in einigen Monaten der Geburtstag der verewigten fürstlichen Wohlthäterin nahte, so wurden sie einig, ihr erspartes Geld, von welchem sie den größten Theil der großen Freigebigkeit ihrer verlorenen Wohlthäterin zu verdanken hatten, zur Gründung eines Denkmals der Dankbarkeit im heimischen Garten zu verwenden. Die Kinder weihten auch ihre Mutter in diesen schönen Vorsatz ein, und freudig trug sie auch das Ihrige bei, um das Andenken an die verewigte große Wohlthäterin aufrecht zu erhalten, und ein Zeichen der Dankbarkeit der Dahingeschiedenen zu geben. In der Nähe einer Trauerweide wurde nun ein einfaches, aber hübsch geformtes Grabmonument errichtet. Der festliche Tag war erschienen, und kaum beleuchtete der erste Morgenstrahl das Grabmal, als Angelika und ihr Bruder Friedrich schon ins frisch duftende Gärtchen gingen, um aus dem mitgenommenen

vollen Korbe den Boden um das ſchöne Grabmonument herum mit gewundenen Blumenkränzen zu beſtreuen. Ein Gewinde von Roſen ward an den Handheben eines weißen Aſchenkruges befeſtigt, und auf die ringsum geſtreuten Blumen fielen die Thränen des gerührteſten, kindlichſten, innigſten Dankes.

Treue Dankbarkeit erliſcht im Herzen nicht bei des Wohlthäters Tode, ſondern erhält neues Leben, das ſich durch öffentliches Anerkennen empfangener Wohlthaten zu erkennen gibt. Nehmet euch dies wohl zu Herzen, und wie in Erz, alſo ſeyen in euer Herz empfangene Wohlthaten eingeprägt, und bleiben unauslöſchlich.

14. Nicht ſelten erhält die herzliche Dankbarkeit gegen Wohlthäter hier auf Erden ſchon einen ſchönen Lohn; die folgende Geſchichte wird euch dies zeigen.

Herr von Senange (Senaſch) ein reicher Gutsbeſitzer im ſüdlichen Frankreich, lebte ehe- und kinderlos. Er war früher Marine-Offizier, und behielt ſeine einfachen Gewohnheiten aus dem Leben zur See in ſo weit bei, als ſich dieſelben mit den Verhältniſſen auf ſeinem Landgute, zwanzig Meilen von Bordeaux (Bordo), vereinbaren ließen. Sein Vermögen war ſehr bedeutend. Er hatte einen ſparſamen Vater und deſſen geizigen und kinderloſen Bruder geerbt. Nur von Seiten ſeiner Mutter lebten noch Verwandte, und dieſe hätten dem wackern ehmaligen Schiffs-Kapitain lieber heute als morgen das Trauergeleite zur Familiengruft gegeben, um ſich je eher, je lieber in ſeine reiche Habe zu theilen. Bis zur Zudringlichkeit belagerten ſie ihn in ſeinem Hauſe, brachten ihre unerzogenen Kinder mit, welche dem Herrn von Senange ſeine Baumpflanzungen verdarben, ſeine Roſenhecken beraubten, die Neſter der Singvögel ausnahmen, überhaupt dem gutmüthigen Manne ſo viel Herzeleid zufügten, daß ihm oft die Geduld ausging, und er die ganze Verwandtſchaft ferne wünſchte. Die Mütter dieſer ausgelaſſenen Kinder ſtöberten dem Herrn von Senange das ganze Haus durch, hatten zahlloſe Wünſche und Begehrungen, und waren nimmer zufrieden zu ſtellen, machten ſtets nur Plane auf des Schiffs-Kapitains Koſten, erregten Zank und Klatſchereien unter den Dienſtboten, und

verscheuchten dem gastfreien Alten die ihm so willkommenen Nachbaren aus seinem Hause.

Zu gutmüthig, die lästigen Verwandten aus dem Hause fort zu weisen, sah der Schiffs-Kapitain doch recht wohl ein, daß er von ihnen in seinem höhern Alter eben so wenig eine liebende Pflege, als nach seinem dereinstigen Hintritte ein gesegnetes Andenken zu erwarten habe. Diese Ueberzeugung schmerzte ihn einerseits tief, anderseits aber bestärkte sie ihn in seinem Vorhaben: sich unter fremden Menschen seines Namens Gedächtniß zu stiften, das über seinen Tod hinaus lebe, und fremde Wohlfahrt selbst durch ungewöhnliche Opfer und auf manchem ungewöhnlichen Wege zu begründen. Er that daher öffentlich und im Stillen viel Gutes. Zwar wagten es die habsüchtigen Verwandten, ihn auf alle Weise davon abzuhalten, und ließen sich selbst beikommen, seinen Hang zum Wohlthun bespötteln zu wollen. Er aber zeigte ihnen darüber seinen ernsten Unwillen, so daß sie, scheu vor dem Erzürnten, schwiegen, während er selbst, ohne die Zudringlichkeiten weiter zu beachten, dem edlen Zuge seines Herzens folgte.

Da Herr von Senange das Glück, selbst Vater zu seyn, entbehrte, so nahm er an dem Glücke Anderer desto lebhafteren Antheil, besuchte die Hütten der mit zahlreicher Familie gesegneten Landleute am liebsten und häufigsten, nahm sich der Bedürfnisse ihrer Kinder mit thätiger Liebe an, unterstützte freundlich Wittwen, und ließ Waisen oft und gern die Milde seiner wohlthätigen Hand empfinden.

Dies war auch der Fall mit André, dem Sohne einer armen Weingärtners-Wittwe, einem ehrlichen Jünglinge, den er bald nach seiner Ankunft auf dem Landgute dort ziemlich verwildert angetroffen, deßhalb zur Schule geschickt, und nachher bei einem Tischlermeister in die Lehre gegeben hatte, wo André zwar unter magerer Kost streng gehalten ward, aber Alles erlernte, was ihm dereinst sein Fortkommen in der Welt und angemessenen Unterhalt sichern konnte.

André war fleißig zur Kirche geschickt worden, und in aller Frömmigkeit herangewachsen. Zweimal im Jahre ging er auf das Schloß des Herrn von Senange, nämlich einmal im Junius,

um denſelben, als ſeinem Wohlthäter, zum Geburtstage, und das anderemal am Neujahrstage, um ihm zum neuen Jahre Glück zu wünſchen. Dann ließ ſich Andrè durchaus nicht abweiſen, und mochten die böſen Verwandten des Schiffs-Kapitains ihn auch noch ſo hart antaſten, er blieb unerſchüttert und unverdroſſen ſo lange, bis irgend ein alter Bedienter ihn zu ſeinem Wohlthäter eingelaſſen, dem er dann höflich und dankbar die Hände ſchüttelte. Gewöhnlich lief es dann nicht ohne eine gute Gabe für Andrè ab, die derſelbe treulich der Mutter brachte, welche dafür eine Weſte, ein Tuch, oder einen Hut zum ſonntäglichen Putz kaufte.

Endlich ward Andrè Geſelle, und dabei, weil er ein gutes Lob von ſeinem Lehrherrn erhielt, von dem Herrn v. Senange ganz neu bekleidet, auch durch das Verſprechen erfreut, ihn, wenn er nach einigen Jahren der Wanderung aus der Fremde heimkehren werde, zu ſeiner Einrichtung als Meiſter zu unterſtützen. Es verging jedoch bis dahin, daß Andrè ſeine Wanderſchaft antrat, noch einige Zeit.

Während derſelben kam der Schiffs-Kapitain eines Tags zu dem Meiſter, bei welchem Andrè als Geſelle arbeitete, und brachte einige Stück altes Holz von einem Schiffe, mit dem er einſt zur Nachtzeit geſtrandet, und auf deſſen Trümmern er geraume Zeit im Meere umhergeſchwommen war, ehe er mit Anbruch des Tages Rettung und Aufnahme in einem andern Fahrzeuge gefunden hatte. Herr von Senange beauftragte den Tiſchler, ihm davon nach der mitgebrachten Zeichnung einen Rahmen um ein Gemälde zu machen, der nur ſehr einfach, aber deſto ſtärker und dauerhafter ſeyn ſollte. Andrè war fleißig beſchäftigt, Alles recht genau nach des Herrn v. Senange Willen auszuführen, und konnte ſich nicht genug mit dem Meiſter über die Gefahr unterhalten, welche jener auf dieſen alten Schiffsplanken beſtanden hatte. Als der Rahmen fertig war, trug Andrè ihn auf das Schloß, und erhielt den Beweis der Zufriedenheit des Schiff-Kapitains in einem blanken Goldſtücke, das dieſer dem muntern Geſellen zum Zehrpfenning für die Wanderſchaft ſchenkte, welche derſelbe nunmehr antrat.

[illegible] Jahre auf, arbeitete in Bordeaux, Nismes, Nimes, Toulon, Marseille, Lyon und endlich in Paris selbst, lernte viel für seinen Beruf, blieb aber in seinen Sitten so einfach, als er es von Jugend an gewesen war. Weder in den für den Unterhalt so theuren Städten ersparen konnte, hatte er seiner kränklichen Mutter überlegt, und kehrte endlich zu derselben heim, um sich nun als Meister in seinem Geburtsorte niederzulassen, und der hochbetagten Mutter Stütze zu [illegible]. Dort fand er [illegible] einen gutmüthigen, [illegible] Meister, der wegen Mangel [illegible] eine entfernte Stadt gezogen war, die Mutter [illegible] Pflegen, und Andrè [illegible] Gesange [illegible] seit einem Jahr Zimmerlinden Feld hüten. Es ging dem armen Andrè gar übel. Er verdiente mit aller Anstrengung kaum soviel, als der tägliche Unterhalt, und die Krankenpflege der geliebten Mutter erforderte. Ein begüterter Nachbar, dessen fleißige und fromme Tochter Colette er lieb gewonnen, hatte ihm, die er um ihre Hand angehalten, solche abgeschlagen, und die Hütte, in der er bisher gewohnt hatte, war verkauft worden; er mußte dieselbe nächstens räumen, und die Mutter jammerte laut, daß sie eine Wohnung verlassen sollte, in welcher sie 40 Jahre lang Freude und Leid im vielfachen Wechsel erfahren hatte. Bevor dieser Zeitpunkt aber herannahte, starb die Mutter, welche Andrè tief und innig betrauerte, und sechs Wochen später folgte er unter lautem Schluchzen der Leiche seines verehrten Wohlthäters, des Herrn v. Sauange, den [illegible] Andrè klagenden Hirtenthränen desselben, zu seiner letzten Ruhestätte nach. Jetzt fühlte sich Andrè sehr unglücklich, und allein Colette, auf deren Hand er immer noch Hoffnung hatte, war von ihrem strengen Vater zu einer Tante gebracht worden. Mutter und Wohlthäter waren todt, andere Jugendgefährten theils in weit glücklicherer Lage als er, verheirathet und angesehen, theils abwesend. So sehr Andrè nun auch den Ort seiner Geburt liebte, und so freudig er dahin, wo ihm die Welt am schönsten erschien, zurückgekehrt war, um sich nie wieder von dort zu entfernen: so bewegte ihn seine jetzige

Tage doch so tief, daß er wieder in die Fremde zu gehen beschloß, um zu versuchen, sich an einem andern Orte ein besseres Loos zu bereiten.

Für die Wünsche und Erwartungen seiner habgierigen Verwandten viel zu spät war Herr von Senange endlich gestorben, und kaum in der alten Familiengruft beigesetzt, als sie über seine Verlassenschaft herfielen, um sie unter sich zu theilen. Sehr willkommen erschien ihnen daher ein Notar, in Begleitung eines Gerichtsvorstandes, mit einem Testamente des verstorbenen Schiffs-Kapitains, welches dessen Willen in Betreff der Auszahlung einiger Legate und die Anordnung enthielt, sein gesammtes Fahrniß-Vermögen, ohne irgend eine Ausnahme, zu verkaufen, und das daraus gelöste Geld unter die Ortsarmen zu vertheilen. In allem Uebrigen sollten seine Verwandten die unangefochtenen Erben seyn.

Das Testament mußte, trotz dem lauten Unwillen der Letztern, getreulich vollzogen werden. Die Legate wurden, unter richterlicher Aufsicht, aus dem baaren Nachlasse des Herrn v. Senange bezahlt, und der öffentliche Verkauf der Fahrniß anberaumt. Bei demselben erschienen zwar die Verwandten auch, konnten aber ihre üble Laune so wenig beherrschen, daß sie oft die Möbeln und das Geräthe des edlen Verstorbenen bespöttelten, und im Preise herabzusetzen suchten, statt diese Erinnerungen an ihren so würdigen Verwandten und vielfachen Wohlthäter gehörig zu schätzen, und um jeden Preis selbst an sich zu kaufen. Endlich ward sogar auch das Bild desselben ausgeboten, sehr ähnlich dem Verstorbenen, und in den Rahmen eingefaßt, welchen derselbe aus einigen Stücken der Planken seines gescheiterten Schiffes hatte verfertigen lassen. Andrè war bei der Steigerung ebenfalls zugegen. Er hatte sich bereits in den Stand gesetzt, am nächsten Morgen aus seinem Gefängnißorte fortzuwandern, und war heute bei der öffentlichen Versteigerung des Hausgeräthes seines verstorbenen Wohlthäters auf das Schloß gegangen, um noch einmal in den Zimmern zu seyn, wo er öfters denselben gesehen, gesprochen, und so manches Gute von ihm empfangen hatte. Seine geringe Baarschaft trug Andrè bei sich, worunter das Goldstück,

welches Herr von Genuge ihm, als er auf die Wanderschaft gegangen war, geschenkt, und das er bisher, selbst in mancher bittern Lage, als ein theures Andenken sorgfältig bewahrt hatte. Nicht zu schildern ist der Eindruck, den es auf André machte, als er, schon voll Unwillens darüber, seines theuren Herrn und Wohlthäters Sachen so zerstreut zu sehen, selbst dessen verehrtes Bild in dem von seinen eigenen Händen gefertigten Rähmen zum Verkauf ausbieten hörte; inzwischen ging das Gebot auf das Bild seinen Gang. Da war es, als müßte es unserm André die Brust sprengen. Gar zu gerne hätte er dies Bild gehabt, um bei dessen Anblicke immer wieder die Gefühle der Dankbarkeit gegen den edlen, menschenfreundlichen Wohlthäter erneuern zu können. Rasch griff er in seine Tasche, und bedachte sich keinen Augenblick mehr, das höchste Gebot zu thun. „Dies ist aller Dank, den ich meinem Wohlthäter bringen kann; Gott wird weiter helfen!“ — so sagte er halblaut zu sich, als er das kleine Geldbeutelchen hervorzog. Sein Gebot blieb das höchste, und nicht ohne Spott wurde dem armen Tischlergesellen André das Bild des Schiff-Kapitains zugeschlagen. Er bezahlte es mit dem ihm so theuren Goldstücke, verhüllte es sorgsam, und ging eilig aus den weiten Sälen hinab in den Garten des Schlosses, und von da in seine Wohnung.

In einer hohen Ulmen-Allee blieb er stehen, betrachtete das erstandene Bild des ihm so theuren Mannes, küßte es lange, und die Thränen heißer Dankbarkeit strömten über seine Wangen herab. Ein Herr eilte ihm nach; es war ein invalider See-Offizier, der in der Umgegend wohnte, und ebenfalls heute zur Versteigerung des Nachlasses des Schiff-Kapitäns, aber um einige Augenblicke zu spät, gekommen war, nachdem das Bild desselben, welches er für sich hatte erstehen wollen, bereits verkauft war. Er eilte dem Käufer nach, und bot unserem André das Doppelte, Dreifache, Zehnfache des bezahlten Preises für das Bild: aber vergebens! „Das Bild meines Wohlthäters ist für keinen Preis feil!“ Das war André's bestimmte Erklärung, und bei dieser blieb es.

André nahm sein Bild und ging heim. Fiel ihm freilich

wohl sein, daß er jetzt von dem besten Mittel, seine Reisekosten nach Lyon, wohin er wieder gehen wollte, zu bestreiten, entblößt sey; so sagte er sich auch gleich wieder: Gott wird schon helfen, ich will desto weniger essen und trinken, und desto rascher fortwandern, bis ich dort bin, wo ich wieder Verdienst haben werde. Er küßte sein Bild, und war guten Muthes. Aber wohin mit dem großen, schweren Bilde? Das war ein anderer Gedanke, der ihn lebhaft beschäftigte. Mit sich nehmen konnte er es nicht. Wie hätte er es fortbringen sollen! Wenn aber Alles, es hier im Orte anvertrauen? Und dann, ein schmerzlich that ihm der Gedanke, den köstlichen dieser theuren Züge entbehren zu müssen. Deßwegen hatte er das Bild gekauft, damit es sich von dem Anschauen desselben nicht trennen könnte. Er wollte sich von dem Bilde Marias nicht trennen, und sann hin und her, wie es möglich sey, es mit sich fortzubringen. Da fiel ihm ein, des Bildes Rahmen hinten zu öffnen, das Bild selbst aber, welches auf Pergament gemalt war, herauszunehmen, es sauber aufzurollen, und so mitzunehmen, sobald er aber wieder Arbeit und Verdienst habe, einen neuen Rahmen um dasselbe zu fertigen, und ihm dann in seinem Kämmerlein einen solchen Platz anzuweisen, wo er es gleich beim Erwachen mit seinem ersten, und beim Schlafengehen mit seinem letzten Blicke erreichen könne. „Ja, ja, das geht!“ — rief er aus, und schlug jubelnd in die Hände. Den alten Rahmen wollte er übrigens auch nicht aufgeben, sondern dachte: „den vertraue ich meinem Wirthe und Pathen, dem Schulmeister, bei dem ich jetzt wohne, zum Aufbewahren an, und hole ihn mir einst wieder selbst von ihm ab, oder lasse ihn mir von ihm nachschicken, wenn ich an einem Orte mein Brod gefunden habe.“ So groß war selbst vor dem Herzen des Wohlthäters die Achtung dieses dankbaren jungen Menschen.

Andrä ging zu seinem Wirthe, und fand ihn bei seiner Familie in der Wohnstube. Er zeigte sein, ihm so theures, Bild des Herrn von Sensauge, erzählte, daß er es erkauft habe, und eröffnete nun seine Absicht mit demselben, ersuchte dann aber den Schulmeister, ihm den Rahmen aufzubewahren.

Als dieser gern darein gewilligt hatte, forderte er denselben auf, ihm behülflich zu seyn, das Bild selbst vorsichtig aus dem Rahmen zu heben, holte das nöthige Handwerkszeug herbei, und man ging an's Werk.

Sobald die wohl eingefügte Hinterwand behutsam abgelöst war, wurde die Unterlage von Papier langsam hinweggenommen; dann aber stieß man auf ein, die ganze Fläche des Bildes ausfüllendes, großes Brief-Couvert, mit der Aufschrift: „An den gegenwärtigen Besitzer dieses Gemäldes.“ André und der Schulmeister stutzten. In dieser Verlegenheit entschloß man sich kurz, und holte den Ortsvorsteher herbei, trug ihm die Sache, wie sie war, ausführlich vor, und ersuchte ihn, Rath zu geben, wie man sich jetzt zu verhalten habe. Dieser, ein verständiger Mann, erwiderte lächelnd: Der Rath sey nicht so schwierig. Die Aufschrift des in dem Rahmen des Bildes gefundenen großen, mit dem ihnen allen wohlbekannten Wappen des verstorbenen Gutsherrn versehenen Briefes, sey ganz verständlich; André habe, wie er, der Ortsvorsteher selbst, und andere zahlreiche Ortsbewohner davon Augenzeugen gewesen, dieses Bild nebst Rahmen im öffentlichen Ausgebote erstanden, und richtig bezahlt; er sey jetzt rechtmäßiger Besitzer desselben und alles dessen, was in und an demselben sey, er könne damit thun, was er wolle. An ihn sey auch das unerwartet darin gefundene Schreiben des vormaligen Besitzers desselben gerichtet, und er möge es nur ungesäumt eröffnen, indem es vielleicht noch irgend einen Wunsch des Verstorbenen enthalte, den André gewiß erfüllen werde, wenn er könne.

„O gern, gern!“ — rief dieser, erbrach nunmehr rasch das Siegel, und fand zum größten Staunen aller Anwesenden das ganze große Brief-Couvert mit Banknoten angefüllt. Dabei lag eine offene Schrift, von dem Herrn von Senange selbst geschrieben, besiegelt, und von dem Departements-Gerichte mit Unterschrift und Siegel ausgefertigt und beglaubigt. Der Inhalt der Schrift und des gerichtlichen Dokuments war dieser:

„Herr von Senange müsse sich, leider! täglich mehr davon

überzeugen, daß seine Verwandten keine Liebe und Anhänglichkeit für ihn hegten, sich vielmehr nur je eher je lieber in den Besitz seines Vermögens gesetzt zu sehen wünschten. Er habe es ihnen, um ihrer Kinder willen, nicht zu leide thun wollen, sie zu enterben, wie es ihre Liebloſigkeit gegen ihn wohl verdient hätte; aber er habe es seinem Herzen nicht versagen können, noch nach seinem Tode der Wohlthäter desjenigen zu werden, der ihm erweislich mit gröſserer Liebe, als Jene, ergeben sey. Zu dem Zwecke hätte er ausdrücklich verordnet, daß sein sämmtlicher Fahrniß-Nachlaß, öffentlich, zum Besten der Armen des Ortes, solle verkauft werden, indem damit zugleich sein Bild feil geboten werden würde. Dasselbe habe er absichtlich in einen unmodischen Rahmen ohne Werth, aber von groſser Dauerhaftigkeit, einfassen lassen. Wer dasselbe in dieser Gestalt kaufen werde, von dem könne er voraussetzen, daß es ihm darum zu thun sey, von ihm das sprechende Bild seiner Züge zu besitzen; von dem dürfe er aber auch glauben, daß er ihn persöhnlich geachtet und geliebt habe; und dem, — wer es auch sey — schenke er zum Andenken hiedurch die anliegenden 25,000 Livres (11,460 fl.) in Banknoten."

Dieser, von ihm selbst verfaßten und durch Unterschrift und Siegel beglaubigten, Schrift hatte der Herr von Senange eine in aller Form rechtmäßig ausgefertigte Schenkungsakte auf 25000 Livres von dem Departements-Gericht beifügen lassen, also, daß das unter dem Bilde versteckte Geschenk dieser Summe in Banknoten nunmehr ein völlig gültiges und rechtliches Eigenthum des gegenwärtigen Besitzers des Gemäldes von ihm geworden war.

Man denke sich das freudige Erstaunen der Anwesenden, als sie die Schrift gelesen hatten! Andrè war von einem wundersamen Gemische von Empfindungen ganz überwältigt. Er wollte gar nicht daran glauben, daß die Sache so sey. Er bestand darauf, daß die eben noch auf dem Schlosse anwesenden Notar und Friedensrichter geholt würden. Sie erschienen auf die Bitte des Ortsvorstehers, untersuchten die Schrift und das Dokument, fanden die Gültigkeit und Aechtheit derselben auſser allem

Zweifel, und wünschten dem immer noch betroffenen André zu der schönen Erbschaft Glück, die ihm, trotz aller Einreden der Verwandten, zu Theil wurde. Bald darauf nahm André Colette zur Frau, war sehr glücklich, und blieb in der Gemeinde seines Geburtsortes, in welcher er eines der achtungswerthesten und geachtetsten Mitglieder war.

So wußte Gott, der weise und gütige Vergelter und Beförderer alles Guten, die treue Dankbarkeit dieses braven jungen Menschen zu belohnen. Wie muß er sich nun in seinem Glücke gefreut haben bei dem Gedanken: Dankbarkeit beförderte das Glück seines Lebens!

*

Wer Böses für Gutes vergilt, von dessen Hause wird das Uebel nie weichen. Sprchw. 17. 13. — Wer Dank opfert, ehret Gott den Herrn. Psal. 49. 23. Betraget euch dankbar. Kolosſ. 3. 15. Seyd für alles dankbar; denn das ist Gottes Wille in Christo Jesu an euch Allen. I. Theſſ. 5. 18.

Den, der durch Wohlthun dich erfreut,
Erfreue du durch Dankbarkeit.
Wer gern dir seine Dienste beut,
Dem sey dein Gegendienst geweiht.

Demuth.

Unter allen Tugenden, die der Christ sich eigen machen soll, ist eine der wichtigsten, und gleichsam die Grundlage aller andern Tugenden — die Demuth. Wahre Demuth eignet sich keine Vorzüge an, die man nicht wirklich besitzt; vergrössert die eigenen Vorzüge nicht, verkleinert die Mängel nicht; sie sieht das Gute mit Freude und Dank gegen Gott, das Böse mit Reue und Bestreben nach Besserung an, und schreibt Gott alles Gute zu, das er gab. Demuth redet von eigenen Vorzügen selten, nur wenn die Pflicht es fordert, und dann aber bescheiden; von fremden Vorzügen redet sie aber gerne, oft, und mit gebührendem Lobe.

Demuth ist ein Zug, der wesentlich zum Bilde des Tugendhaften gehört. Ohne Demuth; und Bescheidenheit, welchen Stolz, Eigendünkel, Hoffart entgegen stehen, ist der Reitz, die Anmuth jeder andern Tugend dahin. Demuth giebt der Wahrheit Glanz, und dem Irrthume Verzeihung; sie ist der Schlüssel, der alle Herzen öffnet. Demuth denkt oft und gern an der Menschen Schwäche, und ihre Abhänglichkeit von Gott und Andern, die über sie gesetzt sind; sie verweilt mit ihren Betrachtungen oft bei eigener Schwäche, und der Menge und Größe eigener Unvollkommenheiten. Demuth prahlt nie mit ihren Verdiensten, sie sucht nie damit zu glänzen, sondern sie möglichst zu verbergen. Demuth läßt sich gerne ihre Fehler sagen, um sich bessern und künftig vor jedem Fehler hüten zu können. Demuth macht billig, gelind, schonend in der Beurtheilung Anderer, die sie nie beneidet, wenn sie auch auf was immer für eine Weise uns vorgezogen werden, ja sie macht sogar noch uns aufmerksam auf die Vorzüge Anderer, und zeigt immer, was man noch von Andern zu lernen habe, und worinn man ihnen noch zurückstehe.

Um euch nun diese schöne, folgenreiche Tugend eigen zu machen, geliebte Kinder! lernt euch selbst immer besser kennen. Selbstkenntniß ist der erste Schritt zur Demuth. Wenn ihr über euch selbst oft nachdenket, so werdet ihr Manches an euch finden, das besser seyn könnte; ihr werdet an euch manche Unarten entdecken, welche beschämen; euer Blick wird auf manche Untugenden fallen, die abgelegt werden müssen, und ihr werdet täglich euch mehr überzeugen, daß ihr eben nicht sonderlich Ursache habet, stolz zu seyn, und mit Verachtung über Andere wegzusehen; ja wenn ihr auch Alles gethan habt, was ihr im jugendlichen Leben zu thun schuldig waret, so werdet ihr doch in Demuth anerkennen, daß Gott es war, der euch dazu Kraft, Zeit und Veranlassung gegeben hat.

Demuth ist der schönste Schmuck eines Menschen, er mag von der Vorsehung hoch oder niedrig gesetzt, Kind, Mann oder Greis seyn. Nur sanfte, gute Seelen, in welchen Demuth wohnt, sind dem Schöpfer angenehm; nur der Reitz der Demuth gewinnt die Liebe und Verehrung der Mitmenschen.

Darum strebet mit allem Ernste nach der holden Tugend der Demuth, und vergesset nie den Spruch:

Ein off'ner, menschenholder Blick,
Und ein demüth'ger Ton empfehlen;
Selbst das Talent stößt fein're Seelen
Durch stolzen Uebermuth zurück.

1. Der Demüthige sucht nicht Vorzüge und Ehrenstellen, sondern weiß die Verdienste Anderer zu schätzen, und begegnet ihnen mit Achtung.

Kaiser Decius, welcher nach Christi Geburt 250 regierte, wollte seinem Sohn noch bei Lebzeiten die kaiserliche Krone übergeben. Mancher Jüngling hätte dessen sich gefreut, um auf den Thron gelangen zu können. Allein, so war der junge Prinz nicht gesinnt. Er verbat sich's, ihm die kaiserliche Würde zu übergeben. Er sagte die schönen Worte: «Würde man mich zum Kaiser machen, so müßte ich befürchten, zu vergessen, daß ich Ihr Sohn bin. Mein Vater soll Regent seyn; mein Regiment aber soll in Demuth und im Gehorsam bestehen.» Nun unterblieb die Feierlichkeit, und der edle Jüngling ward nicht gekrönt. Aber diese kindliche, demüthige Achtung und Ergebenheit an seinen Vater schmückte ihn weit schöner, als eine Krone von Gold und Edelsteinen, die ihm angeboten war.

Wie schön ist es, wenn Kinder mit Demuth ihren Aeltern begegnen, sie innig lieben und verehren! Gottes Segen ruht auf ihnen.

2. Demuth erhöhet den Glanz und Werth schöner Geistesgaben und Kenntnisse, und erwirbt die Achtung der Menschen.

Roswitha stammte aus einer altadelichen Familie in der Mark Brandenburg. Sie ist bekannt als die erste Dichterin der Deutschen. Es kannte Roswitha von frühester Jugend an keine größere Freude, als sich von ihrem Pflegevater unterrichten zu lassen, und aus seinem Munde Lehren der Weisheit und Frömmigkeit zu vernehmen, die sie tief in ihr junges Herz einprägte. Ferne lag ihrem Sinne Eitelkeit und Freude

an weltlichem Treiben, und wenn ihre Gespielinnen sich im Tanzen übten, oder um ihren Schmuck bemüht waren, saß sie an einem stillen Oertchen des Schlosses, und vervollkommnete sich in den schönen Wissenschaften. Bald konnte sie, was zu jener Zeit eine große Seltenheit war, lesen und schreiben; noch hatte sie ihr zwölftes Jahr nicht erreicht, so las, schrieb und sprach sie schon fertig lateinisch, worin ein gelehrter Schloßkaplan sie unterrichtete. Früh zeigte sich in ihr die Liebe zur schönen Dichtkunst, und schon als fünfzehnjähriges Mädchen machte sie selbst dichterische Versuche. Die Schönheit ihres Körpers glich ganz jener ihrer Seele; aber nie ward sie stolz auf ihre geistigen und körperlichen Vorzüge. „Alles kommt von Gott, — sagte sie; — wie sollte ich denn auf Gaben stolz seyn, die ich mir nicht durch mein eigenes Verdienst erworben habe?“ Roswitha, in solchen Gesinnungen und mit so seltenen Vorzügen ausgerüstet, aber auch so schön in ihrer Demuth, war daher der Liebling ihres Pflegevaters. Wer sollte denn Kinder nicht herzlich lieben, welche fromm, fleißig und demüthig sind?

Ihre größte Freude fand Roswitha im Genusse der freien Natur; da erfüllte sich ihr Gemüth mit frommen, dankbaren, gottseligen Gedanken, und in gefühlvollen Liedern pries sie die göttliche Allmacht und Liebe. Oft begleitete sie ihr frommer Pflegevater auf ihren einsamen Spaziergängen; dann suchten sie ein schön gelegenes Waldplätzchen auf, und sie vernahm dann an der Seite ihres Pflegevaters manche ermunternde Geschichte aus dem Leben ihrer edlen Voraltern, aber öfters noch fromme Lehren christlicher Weisheit aus seinem Munde.

Roswitha ging endlich in das Kloster zu Gandersheim, und wurde durch ihre Schriften und ihre Gelehrsamkeit sehr berühmt. Kaiser Otto II. und die Aebtissin Gerberge von Gandersheim forderten sie auf, die Thaten Otto des Großen zu schildern, und sie that es in lateinischen Versen. Auch schrieb sie den Märtyrertod des heiligen Dionysius und Pelagius und der heiligen Agnes in Versen. Sie lebte gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts, ungefähr 980. Ihr Leben ist ermunternd für alle Mädchen, ihre Jugendzeit fromm, fleißig und demüthig

zuzubringen, nicht aber in eitlen Vergnügungen und Tändeleyen. Demuth ist Gott und den Menschen wohlgefällig.

5. Der Demüthige weiß die Vorzüge der Geburt zu würdigen, ist aber nicht stolz, sondern begegnet Jenen, die durch die göttliche Vorsehung auf eine niedere Stufe gesetzt wurden, mit Achtung, übernimmt sogar manches Werk der Liebe gegen Arme; Demuth gibt wahren Adel der Seele und der Herzen.

Casimir stammte aus der hochedlen Familie der Könige von Polen. Er erhielt von seinem Vater eine sehr christliche Erziehung, und sein hochwürdiger Freund und Jugendlehrer Liborius, gebürtig aus Konstanz am Bodensee, bildete ihn nach den himmlisch schönen Grundsätzen der heiligen Religion Jesu. Daher zeichnete sich auch Casimir schon in zarter Jugend durch ein sehr edles Leben aus. Besonders aber wurde durch seine christliche Erziehung die schöne Tugend der Demuth in dem Herzen des königlichen Jünglings vorherrschend.

Die Lebens- und Leidensgeschichte unseres göttlichen Erlösers Jesu war es, aus welcher der fromme Liborius vorzüglich die Perle aller sanften, frommen Herzens-Eigenschaften, die Tugend der Demuth, in das empfängliche Gemüth seines edlen Zöglings zu übertragen strebte. Und dieses fromme Bestreben trug reichliche Früchte.

Casimir las eines Vormittags, als sein Erzieher abgerufen war, mit gespannter Aufmerksamkeit und inniger Beherzigung das rührende Evangelium vom grünen Donnerstag, und verweilte tief gerührt auf der schönen Schriftstelle, durch welche die demüthigste der edlen Handlungen unseres göttlichen Erlösers, jene der von Jesus kniend an den Füßen der Jünger verrichteten Reinigung, beschrieben war. „Wie! — rief auf einmal der von edlem Nachahmungstrieb begeisterte Jüngling aus, — wie, wenn es der höchste Sohn Gottes, der Eingeborne des himmlischen Vaters, des Königs aller Könige, wenn es Jesus, der Lehrer und Heiland der Welt, nicht unter seiner Würde hielt, an seinen von der Reise ermüdeten und mit Staub bedeckten Jüngern das liebevolle Werk herab-

lassender, menschenfreundlicher Demuth, die dem Abendmahle vorangehende Fußwaschung vorzunehmen: warum sollen irdische Königssöhne Anstand nehmen, an ihren Untergebenen auch herablassend, wohlthuend, menschenfreundlich zu handeln, und so das von Jesus ihnen zur Nachahmung gegebene Beispiel am Fuße ihres irdischen Thrones auszuüben?" —

So dachte und sprach für sich Casimir, ließ es aber dabei nicht bewandt seyn, sondern schritt in hoher Begeisterung zur schönsten Handlung seines jugendlichen Lebens. Er sah ein, daß zur leichtern Ausführung derselben ein Theilnehmer ihm nothwendig sey; er würde auch ohne Anstand seinen Erzieher und Freund Liborius dazu gebeten haben: aber Casimir wollte menschenfreundlich handeln, auch ohne nur im mindesten Anspruch auf gesuchte Bekanntheit zu machen. Im Stillen wollte er wohlthun. Nur in dieser Absicht fand er, daß es zweckdienlicher sey, einen Andern zum Vertrauten seines Vorhabens zu machen, und fand diesen in seinem braven alten Bedienten.

Der gute Greis, der Wenzel hieß, und von Liborius früher schon den Auftrag erhalten hatte, jeder guten und edlen Handlung Casimir's alle Beihülfe zu geben, that auch mit Freuden, um was der Prinz ihn ansprach. Es waren nur noch wenige Tage bis zum grünen Donnerstage, und weil die Geldbaarschaft des Prinzen zur gänzlichen Ausführung seines frommen Vorhabens zu gering war, so mußte ein kostbarer Ring bei einem Geschmeidemacher gegen eine baare Summe verpfändet werden.

Die heilige Charwoche nahte, und in ihr der Tag, an welchem Casimir seinen frommen Entschluß ausführen wollte. Geistliche Verrichtungen hielten den ehrwürdigen Vater Liborius in der Domkirche. Man wußte dies, und um so leichter und unbeachteter hoffte der Prinz so handeln zu können, wie Jesus gehandelt hatte.

Der Ort war Casimirs Studierzimmer. Hier war ein mit Speisen gedeckter Tisch, um welchen 12 Stühle standen, auf deren jedem ein vollständiger Knabenanzug lag. Die, welche sich damit bekleiden, und dann gesättigt werden sollen,

traten in das Zimmer, und blickten staunend über das, was sie gehört haben und wirklich sehen, einander an, bald aber mit einem noch höhern Staunen, ja selbst bis zu Thränen gerührt, auch den Prinzen, welcher an einem ihrer dürftigen Kameraden mit gebeugten Knien, nach dem schönen Vorbilde des göttlichen Weltheilandes, die Fußwaschung vornimmt. O des schönen Anblickes, der an diese demüthige, wohlthuende Handlung sich anschloß, als die armen, hochgerührten Knaben, die neuen Kleidungsstücke mit Blicken, in welchen ein unnennbarer, stummer Dank lag, aufhoben, als sie zum Tische hinrückten, der edle Königssohn mit Demuth sie bediente, und nach geendigtem Essen sie noch mit Geld beschenkte! Dies war ein herrlicher Auftritt; und eben so herrlich und herzlich war jener, als die königlichen Aeltern und der edle Lehrer Liborius die schöne Handlung des Sohnes und Schülers erfuhren, und ihn unter den herzlichsten Segnungen freudig weinend an ihre Brust drückten.

Liebe Kinder! ahmet diesem edlen Jünglinge nach; seyd demüthig, damit ihr die Gnade Gottes erlanget, wie Casimir, und die Freude euerer lieben Aeltern und Lehrer werdet. Thuet Gutes den Armen in christlicher Demuth. Wenn aber ob des irdischen Ansehens, höherer Geburt, oder wegen Reichthümern, die euch das Glück zuwenden könnte, der mindeste Hang zu thörichtem Stolze sich eueres Herzens bemeistern will, so denket schnell an den Wahlspruch, den der fromme Casimir sich gemacht hatte:

Ein schwacher Mensch bleibt selbst der größte König:
Ich präge diese Wahrheit tief dem Herzen ein,
Damit ich lern', wie ich Gott unterthänig,
Wie ich auf dieser Welt stets kann demüthig seyn.

Für seine Erziehung dankte Casimir noch im spätern Alter seinen Aeltern und seinem Lehrer Liborius, und schrieb einst von seinem zarten Jugendalter: „daß ich aus einem altadelichen, berühmten, königlichen Geschlechte abstamme; dieses, was in den Augen so mancher Weltmenschen vielgeltenden Werth hat, kann für die meinigen allenfalls nur jenen haben, den

eine leere Nußschaale besitzt, die mit Goldflittern überzogen ist. Bleibt sie leer, so wird und kann sie der Kenner nicht achten; aber leget in ihre Höhlung eine große, edle Perle, und die Schaale wird des kostbaren Inhaltes wegen einen bedeutenden Werth erhalten. Heil dir daher, und ewiger Dank, dir, edler, frommer Vater, dir hochwürdiger Freund und Jugendlehrer Liborius! Du legtest als mein Lehrer und Erzieher die edle Perle des christlichen Unterrichts in die leere, übergüldete Schaale meiner glänzenden Geburt; du machtest mich zum König über meine sinnlichen Begierden, und zeigtest mir, daß, wenn alle irdische Hoheit und Herrschergewalt zerstäubt, einzig und unvergänglich sey und verbleibe die himmlische Würde der christlichen Frömmigkeit und Tugend."

4. Wer auf einen hohen Grad christlicher Tugend sich geschwungen hat, ist demüthig, prahlt nicht mit den Verdiensten, sucht nicht damit zu glänzen, sondern sie möglichst zu verbergen.

Dies that Louise Amalie, Prinzessin von Braunschweig. In früher Jugend schon zeichnete sie sich durch die reinste Sittlichkeit aus, und konnte allen ihres Geschlechtes als Muster zur Nachahmung aufgestellt werden. Aber ihre Tugenden, schreibt ihr Biograph, machten erst Demuth und Bescheidenheit recht sichtbar. Sie wollte nicht viel scheinen und glänzen; immer wollte sie weniger glänzen, als sie nach der Vortrefflichkeit ihrer Seele wirklich galt. Bei ihren edlen und großen Eigenschaften war keine Spur von Anmaßung oder zu großen Ansprüchen. Es genügte ihr, daß sie gut war, ohne es sich deßwegen in den Sinn kommen zu lassen, daß ihr wegen dessen, was sie ohnehin als ihre Pflicht und ihr Glück zugleich empfand, noch rauschender Beifall und laute Bewunderung gebühre. Menschliche Lobsprüche galten ihr nicht viel, wornach sonst Vornehme gierig haschen, sondern sie wandelte gerade vor sich hin den Weg der Wahrheit und Tugend, mit aller Demuth und Liebe, und auf diesem fand sie sich ruhig und glücklich, das schöne Zeugniß ihres Herzens, und die Achtung aller Guten genießend.

Wie ein beladenes Schiff sich tiefer in die See senket, so will der Demüthige bei hohen Tugenden nicht glänzen, sondern erniedriget sich. Demüthige sind wie fruchttragende Zweige, welche, da sie sich zur Erde beugen, gleichsam zur Danksagung das Haupt neigen, und sich eines so reichen Einflusses des gütigen Himmels unwürdig schätzen. Darum strebet mit allem Eifer nach der schönen Tugend christlicher Demuth.

5. Sehr oft ist das Glück Menschen von geringer Herkunft günstig, daß sie sich zu hohen Würden und Aemtern empor schwingen; aber wer in der Jugend demüthig war, wird vom Glücke sich nicht blenden lassen, und seiner niedern Herkunft sich nicht schämen, sondern derselben ohne Erröthen immer eingedenk seyn.

Agathokles war der Sohn des Karkinos, der sich zu Thermä in Sicilien aufhielt. Wegen eines bedenklichen Orakelspruchs wurde er als Kind ausgesetzt, durch die Mutter aber heimlich erzogen. Den siebenjährigen Knaben nahm der reuige Vater wieder an, und ließ ihn zu Syrakus, wo er jetzt als Bürger lebte, das Töpferhandwerk lernen. Durch einen vornehmen Syrakusaner, Damas, den seine Schönheit ihm bekannt machte, wurde er aus der Dunkelheit hervorgezogen, und bald an die Spitze eines Heers gegen Agrigent, einer Stadt in Sicilien, gestellt. Er wurde nun sehr reich, eroberte den größten Theil von Sicilien, ohngefähr 317 Jahr vor Christus, und dehnte seine Herrschaft auch in Afrika aus. Von seinem niedern Stande schwang er sich hinauf bis zum Throne, und war ausgezeichnet durch Tapferkeit und alle Vorzüge des Feldherrn und Herrschers, obgleich er auch mancher Fehltritte sich schuldig machte. Aber nie vergaß er in seinem Glücke seine niedere Herkunft, sondern ließ öfters unter seine goldenen Geschirre auch irdene auf seine Tafel setzen, und gab dadurch öffentlich zu erkennen, daß sein Vater, und auch er selbst, ehmals solche verfertigt habe.

6. Der Kardinal von Bragni hütete in seiner Jugend die Schweine. Einige Mönche, die ihn bei der Heerde auf dem Felde antrafen, und bei ihm viel Geist und Lebhaftigkeit wahrnahmen, riethen ihm, nach Rom zu gehen und daselbst zu

studieren. Der Jüngling folgte diesem Rathe, und ging gleich zu einem Schuster, sich zu seiner Reise ein paar Schuhe zu kaufen. Dieser borgte ihm, weil er ihm gut war, einen Theil des Geldes, das er dafür forderte, und setzte lächelnd hinzu: „Er könnte ihm den Rest einst bezahlen, wenn er Kardinal würde.“

Bragni machte sehr große Fortschritte in den Wissenschaften, stieg von Stelle zu Stelle, und wurde wirklich Kardinal. In seinem hohen Stande vergaß er aber so wenig seinen vorigen niedrigen Stand, daß er das Andenken daran durch verschiedene Erinnerungsmittel in sich zu erhalten suchte. In einer Kapelle, welche er zu Genf bauen ließ, ließ er die wichtigsten Begebenheiten seines Lebens in Stein hauen. Hier ließ er sich vorstellen als einen jungen Menschen, der baarfuß ging, und eine Heerde Schweine, die unter einem Baume lag, ansah. Rund in der Mauer herum ließ er Figuren von Schuhen anbringen, zur dankbaren Erinnerung an die Güte, die ihm der Schuster erwiesen hatte, dem er auch, mit dessen Familie, sich auf die thätigste Art dankbar erwies.

Durch ein solches Benehmen erwarb sich dieser Mann allgemeine Achtung, was sicher nicht geschehen wäre, wenn er seiner niedern Geburt und seines Wohlthäters vergessen hätte.

7. Karl Rollin war der Sohn eines Messerschmieds. Sein Vater, der ihn eben dies Handwerk wollte lernen lassen, ließ ihn schon jung als Lehrburschen einschreiben. Ein Benedictiner entdeckte, zum großen Vortheil der Wissenschaft, große Fähigkeiten bei dem Jüngling. Er besorgte ihm daher eine Freistelle in einem Collegium, und ließ ihn studieren. Rollin stieg rasch in den Wissenschaften vorwärts, und das Glück unterstützte ihn. Allein bei seiner Erhebung zu den ansehnlichsten Ehrenstellen, und bei allen Gnadenerzeugungen der Großen, die er genoß, vergaß er seiner Herkunft nie.

Als er einmal an einer vornehmen Tafel mit einem Ordensgeistlichen speiste, bat man demselben, einen Wildbraten vorzulegen. Da nun Rollin sah, daß des Vorlegers Messer nicht schneiden wollte, sagte er: „Mein Herr, nehmen Sie doch mein

Messer, es ist schärfer. Ich verstehe mich darauf; denn ich bin eines Messerschmieds Sohn.“

*

Dem Stolzen folgt Erniedrigung nach: dem Demüthigen aber wird Ehre zu Theil. Sprüch. 29. 23. — Je höher du bist, desto mehr demüthige dich in Allem, und du wirst Gnade vor Gott finden. Sir. 3. 20. — Lernet von mir, denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig. Matth. 11. 29. — Seyd einträchtig gesinnt unter einander! Trachtet nicht nach hohen Dingen, sondern haltet euch zu den Niedern herab. Seyd nicht eingebildet von euch selber! Röm. 12. 16. — Was hast du, das du nicht empfangen hättest? Wenn du aber empfangen hast, warum prahlst du, als ob du es nicht empfangen hättest? I. Kor. 4. 7. — Demuth sey euer Gewand; denn Gott widersetzt sich den Uebermüthigen, aber den Demüthigen gibt er Gnade. I. Petr. 5. 5.

Verschieden sind die Gottes-Gaben;
Nicht Jeder hat, was And're haben:
Der hat mehr Weisheit, Der mehr Kraft,
Der Eine denkt, der And're schafft.
Drum sollt ihr keinen Menschen stolz verschmähen
Nicht auf Geburt, Rang und Talente sehen:
Nur Demuth gibt dem Kinde wahren Werth;
Wenn es sie liebt, so wird es stets geehrt.

Dienstboten.

Der Beruf eines Dienstboten ist ein schwerer; im Dienste Anderer sein Brod in dem Schweiße des Angesichtes verdienen, ist gewiß nichts Leichtes. Dienstboten tragen viel zum Wohle der menschlichen Gesellschaft bei. Gute, tugendhafte Dienstboten haben einen großen Einfluß auf die ganze Einrichtung des häuslichen Lebens, auf Eintracht zwischen Ehegatten, auf die Erleichterung und den geordneten Gang häus-

licher Geschäfte, besonders aber auf den glücklichen Erfolg der Kinderzucht. Wie viel thun sie für euch, liebe Kinder, bei Tag und Nacht? Wie manche Stunde müssen sie zubringen, um euch zu dienen, zu bewachen, zu reinigen, zu speisen? Ihr empfanget unzählige Wohlthaten von ihnen. Wer aber von Menschen Gutes empfängt, soll wieder mit Gutem erwiedern. Darum achtet auch in den Dienstboten die menschliche Würde; erkennet auch sie als durch Christus Erlöste; suchet durch Liebe und Dienstfertigkeit ihre Bürde ihnen zu erleichtern, das Bittere ihres Standes durch freundliches Benehmen gegen sie ihnen zu versüßen. Unterstützet sie mit Freuden, wenn sie in euerem Dienste alt und krank geworden sind, und denket an das Wort des göttlichen Heilandes: was ihr Einem dieser meiner geringsten Brüder gethan habt, das habt ihr mir gethan. Matth. 25. 40.

1. In einem schönen Dorfe in Schwaben diente Johanna W— bei einem braven Bürger schon viele Jahre. Sie besaß das Zutrauen des ganzen Hauses, besonders aber die Liebe der kleinen Franziska K—, der Tochter jenes Bürgers. Johanna war gar fleißig bei ihrer Arbeit, gehorsam gegen die Befehle ihrer Herrschaft, wie es alle Dienstboten seyn sollten; dabei aber begegnete sie der kleinen Franziska recht liebevoll, machte ihr viele Freude, warnte sie, wenn das Mädchen einen Fehltritt zu thun im Begriffe war, und war gleichsam ihre zweite Mutter. Franziska erkannte, wie gut es Johanna mit ihr meinte, wie sehr sie von ihr geliebt werde, und darum achtete sie Johannen auch recht, und liebte sie wieder. Wo sie ihr in der Arbeit behüflich seyn, wo sie eine Freude ihr bereiten konnte, war Franziska bereit; und an dem Namensfeste der treuen Dienerin überraschte sie Franziska immer mit einem Geschenke, das zwar klein war, aber aus gutem Herzen gegeben wurde. Oft sagte das gute Mädchen: „Liebe Johanna! es muß doch recht hart seyn, so weit von der lieben Heimath bei fremden Menschen sein Brod zu verdienen. Ich seye wohl ein, daß der Stand eines Dienstboten ein schwerer ist. Aber was man ja aus Liebe zu Gott thut und duldet, ist nicht so schwer. Und zu dem seyd ihr ja bei uns

nicht fremd; wir alle haben euch recht lieb, weil ihr so gut seyd. Bleibet nur recht lange bei uns, wir wollen euch gewiß auch helfen!" Dies freute nun die fleißige Johanna recht, und sie hatte die gute Franziska immer lieber.

Aber nun wurde Johanna recht krank; sie durfte das Bette nicht mehr verlassen, weil der Arzt es so verordnet hatte. Franziska zeigte nun, daß sie Dienstboten zu ehren und zu schätzen wisse. Sie wachte am Bette der Kranken, reichte ihr die Arzneien, legte sie mit vieler Sorgfalt weicher, und bewies eine solche Ausdauer und Treue, die man von einem Mädchen von 14 Jahren nicht erwartet hätte. Wie wohl that der armen Dienstmagd diese Liebe! Sie beschloß auch, wenn ihr Gott die Gesundheit wieder schenken sollte, mit aller Treue und Ergebenheit in dem Hause zu dienen, in welchem Aeltern und Tochter es sich angelegen seyn ließen, ihr in der Krankheit alle Beweise der Menschenfreundlichkeit zu geben.

Johanna genaß bald; denn Liebe und das Bewußtseyn, gute Menschen um sich zu haben, wirken oft weit mehr, als manches Arzneimittel. Bald aber hatte sie Gelegenheit, der guten Franziska ihre Dankbarkeit zu bezeugen. Auch diese wurde krank, und mußte 4 Monate das Bette hüten. Aber bei Tag und Nacht war Johanna um sie, wartete und pflegte sie mit unermüdeter Sorgfalt, und ließ sich selbst nicht durch die Drohung abschrecken, ihr zu dienen, als man sagte, daß die Krankheit ansteckend sey. „Hat nicht Franziska mir, der Dienerin, Hülfe geleistet, als ich krank war? Könnte ich sie wohl verlassen? Nimmermehr!» — So sprach die gute Dienerin, und achtete nicht die große Gefahr, die ihr drohte. Nach und nach erholte sich Franziska, und konnte wieder, wiewohl sehr matt, umhergehen. Da nahm sie einst die Hand der guten Johanna, drückte sie und sagte: „Womit kann ich dir danken für deine Liebe und Treue, liebe Johanna? Ohne deine Hülfe und Sorgfalt wäre ich wohl schon im Grabe. Aber nie sollst du von mir dich trennen, und dein ganzes Leben bei mir zubringen." Johanna blieb auch immer in diesem Hause, pflegte mit der nämlichen Sorgfalt in späterer Zeit die Kinder der Franziska, mit der sie einst dieser selbst gedient

hatte, und ſtarb allgemein geliebt und bedauert in einem hohen Alter den Tod einer frommen und treuen Dienerin.

Wer liebevoll dem Nächſten begegnet, ihm Achtung und Hilfe ſchenkt, hat wieder Liebe und Hilfe zu erwarten.

2) Nach der ſchrecklichen Schlacht bei Borodino, wie die Ruſſen ſie nennen, die Franzoſen aber bei Moſaisk, unweit Moskau am 7ten September 1812, ritt ein ſächſiſcher Offizier über den Wahlplatz. Er erblickte unter den vielen tauſend Todten einen jungen ruſſiſchen Offizier, der von ſeinem Pferde geſtiegen war, und ſich über einen Leichnam hingeworfen hatte. Der ſächſiſche Offizier wurde durch das ſonderbare Schauſpiel veranlaßt, näher hin zu reiten. Ein junger, gemeiner Ruſſe, deſſen ſchöne Züge auch der Tod nicht hatte entſtellen können, lag, mitten durch die Stirne geſchoſſen, auf dem Boden. Der ruſſiſche Offizier hielt ihn feſt in ſeine Arme geſchloſſen, und der Sachſe ſtieß unvermuthet auf eine Scene, die ſein Herz ergriff. „Michailow, guter Michailow!“ — rief der junge Offizier unaufhörlich — „warum willſt Du nicht mehr hören?“ Er hatte ſein Geſicht dicht auf die Wangen des Entſeelten gelegt, und benetzte ſie mit einem Strome von Thränen. Er wollte ihn durchaus ins Leben zurückrufen, und war viel zu ſehr mit dem geliebten Todten beſchäftigt, als daß er an die Nähe des Feindes hätte denken ſollen. Auf den weiten Gefilden des Mordens und der Vernichtung, wo alle ſanfteren Gefühle gewöhnlich ſchweigen, brachte er hier der Freundſchaft, der Dankbarkeit ein Opfer, wie es wohl ſelten auf ihrem Altare erſcheint. Erſt als ihm der ſächſiſche Offizier, welcher mehrere ſeiner Leute bei ſich hatte, zurief, ſich zu ergeben, ſah er, daß er gefangen war.

„Schießt mich todt, Kameraden,“ ſagte er, „wie dieſen da; ich mag ohne den treuen Michailow nicht mehr leben. Er ging aus Liebe zu mir in den Tod.“ — Der ſächſiſche Offizier erfuhr nun, daß der Gebliebene auf den Gütern des jungen, ruſſiſchen Grafen mit ihm aufgewachſen, ſein Spielgenoſſe, unzertrennlicher Freund und Bedienter geweſen war. Da ſein junger Herr in Kriegsdienſte getreten war, hatte ihn nichts abhalten können, ihm zu folgen, und auch Soldat zu werden. Er ſtand bei der-

selben Kompagnie, und diente auch im Felde dem Grafen als Bedienter. Dieser hatte ihn am Morgen durchaus zum Train oder der Wagenburg schicken wollen, wogegen sich aber Michailow aus allen Kräften gesträubt hatte. Er mußte neben seinem Herrn fechten, und wurde ein Opfer der Liebe. Aber kaum hatte ihn der junge Graf vom Pferde sinken sehen, als er von dem seinigen sprang, um dem Schwerverwundeten beizustehen, welcher aber indessen sogleich verschieden war. Ohne auf das fürchterliche Kampfgewühl, auf die weit und breit donnernden Feuerschlünde zu achten, die auf beiden Seiten tausend und tausend Leichen thürmten, hatte er sich neben seinem treuen Michailow niedergeworfen, um ihn ins Leben zurückzurufen. Er verließ den Leichnam nicht, ohne das Haupt des Gebliebenen noch unzählige Male an seine Brust gedrückt zu haben. So sehr achtete dieser edle Jüngling seinen treuen Diener, dem auch er treu, bis zum Tode blieb. Die sechs sächsischen Reiter, die den edlen Grafen mit hoher Achtung betrachteten, schienen, da sie ihn wegführten, ihm mehr als Ehrenwache zu dienen, als ihn für einen Gefangenen anzusehen.

Auch der Feind ehret Dankbarkeit und Achtung, die man dem Nebenmenschen, sey er auch der Geringste, erweiset.

*

Wer dir arbeitet, dem gib bald seinen Lohn, und halte Niemand seinen verdienten Lohn vor. Was du nicht willst, daß man dir thue, das thue einem Andern auch nicht. Tob. 4. 15 — 16. — Beleidige einen treuen, fleißigen Diener nicht; ein frommer Diener sey dir lieb, wie deine Seele. Sir. 7. 22 — 23. — Wisset, daß auch ihr selber einen Herrn im Himmel habt, und bei ihm kein Ansehen der Person gilt. Ephes. 6. 9.

Ein Jeder achte stets den Dienerstand,
Wie es die Pflicht begehrt;
Und reich' dem treuen Diener gern die Hand,
Er ist der Hülfe werth.

Dienstfertigkeit.

Durch die göttliche Vorsehung sind die Kräfte verschieden, unter den Menschen vertheilt, damit einer dem andern diene, und zu allem Guten die Hand biete. Jeder hat die Pflicht, dem Andern zu dienen, und ihm nützlich zu seyn, so viel er es vermag. Die Bereitwilligkeit, Jedem, der es bedarf, ohne Rücksicht auf Dank, noch weniger auf Lohn, mit allen Kräften zur Erreichung rechtlicher und nützlicher Zwecke behülflich zu seyn, nennt man Dienstfertigkeit.

Ganz besonders ist es im Charakter eines Kindes schön, wenn es immer bereit ist, Andern zu dienen. Darum suchet durch die Tugend der Dienstfertigkeit euch auszuzeichnen, meine lieben Kinder. Bedenket, daß Gott jeden Dienst, den ihr einem euerer Mitmenschen leistet, so betrachte, als wäre er ihm selbst geleistet worden. Durch Dienstfertigkeit gewinnet ihr die Liebe euerer Mitmenschen, und ihr könnet mit größerer Zuversicht auf ihre Gegendienste rechnen. Wer dem Nächsten gerne dienet, wird bei dem Bewußtseyn, Gutes gethan zu haben, immer eine frohe Aussicht in die Ewigkeit haben. Vermeidet daher besonders Hoffart und übertriebenen Eigennutz, weil beide euch an Ausübung christlicher Dienstfertigkeit hindern. Seyd dienstfertig in christlicher Liebe, und denket oft an das Sprüchlein:

Diene fertig, und thu Allen,
Was erlaubt ist, zu Gefallen.

1. An einem schönen Nachmittage erhielt Anselm Kolb, der Sohn eines Bürgers von R — in Baden, die Erlaubniß, vor das Dorf hinaus spazieren gehen zu dürfen. Der Herr Pfarrer hatte ihm in der christlichen Lehre, in welcher er nicht nur immer fleißig erschien, sondern auch sehr aufmerksam war, die schöne Geschichte des heiligen Eustachius, von dem frommen Herrn Christoph Schmid erzählt, zum lesen gegeben. Er suchte sich also am Abhange eines waldigten Hügels ein schattenreiches Plätzchen, setzte sich nieder, und las in dem Büchlein mit Herzenslust. Immer tiefer versenkte er sich in die Geschichte,

die ihn sehr ansprach, und bemerkte nicht, daß im Westen ein Gewitter sich gesammelt hatte. Der Wind wehte immer heftiger, und es fing an, in großen Tropfen zu regnen. Jetzt erst gewahrte Anselm, daß es Zeit sey, sich nach Hause zu begeben. Er verwahrte daher zuerst das schöne Büchlein, um es vor dem Regen zu schützen, und lief etwas langsam der väterlichen Wohnung zu; denn er hatte in der Schule gehört, daß heftiges Springen bei einem Ungewitter sehr gefährlich werden, den Blitz nach sich ziehen, und tödten könne. Aber nun riß ihm der heftige Wind die Mütze vom Kopf, und jagte sie über ein Feld seitwärts. Anselm ging ihr nach, und erreichte sie da an einer Hecke, wo sie hängen geblieben war. Nun aber bemerkte er auf einem Seitenwege einen alten Mann, der dem heftigen Winde kaum widerstehen und sich aufrecht erhalten konnte, nebenbei noch einen schweren Bündel trug. „Der arme Mann kommt nicht fort, dachte Anselm, und das Gewitter ereilt ihn ganz, ehe er das Dorf erreicht; ich muß ihm doch helfen!» —

Gedacht hatte dies Anselm, und eilte schon über die Felder dem Mann entgegen. „Ich will euch helfen, lieber Mann!» sprach Anselm zu dem wankenden Greise, der mit dem Stocke anhielt, um sich gegen den heftigen Wind zu halten. „Daß Gott dir es vergelte!" sagte freudig der Alte; ich komme fast nicht mehr weiter." — „Gebt mir nur euern Bündel, damit ihr etwas freier athmen könnet." — Mit diesen Worten nahm Anselm den schweren Bündel, ging voran, und es konnte jetzt der alte Mann etwas flinker vorwärts kommen. Allein sie entrannen dem immer stärkeren Regen doch nicht ganz, und ziemlich durchnäßt erreichten sie endlich das Dorf. Da dankte der alte Mann dem braven Anselm recht herzlich, daß er gegen ihn so dienstfertig sich erzeigt hätte, und sprach manch dankbares „Vergelt dir's Gott!"

Aber Anselm sah, wie müde der arme alte Mann war, und fragte ihn: ob er wohl heute noch weiter wolle, da es schon ziemlich spät sey? — „Wohl möchte ich heute noch zu meiner Tochter hinüber nach B— gehen; sie ist krank geworden, und da will ich ihr einiges Bettzeug bringen." Anselm

bat ihn, bis morgen in der Früh bei ihm zu bleiben, ſich jetzt vorerſt zu trocknen, und etwas zu eſſen; dann ging er zu ſeiner Mutter, und bat ſie recht herzlich, zu erlauben, daß der arme alte Mann bei ihnen über Nacht bleiben dürfte. Die Mutter willigte in die Bitte des guten Sohnes, und brachte in kurzer Zeit dem Greiſen eine gute Suppe, Brod und etwas Wein zur Stärkung, und bald legte ſich dann der Müde zur Ruhe.

Als Anſelm ſein Nachtgebet verrichtet, und ſich zur Ruhe begeben hatte, dachte er nocheinmal über den verfloſſenen Tag nach. Wie freute er ſich, als ihm ſein Gewiſſen ſagte: du haſt durch deine Dienſtfertigkeit heute eine gute That vollbracht! — Wie freudig war ihm der Gedanke, dem Alten beigeſprungen zu ſeyn, der vielleicht ohne ſeine Hülfe im Felde und Sturme hätte bleiben müſſen, und ſehr krank geworden wäre! „Ja, ſagte Anſelm zu ſich ſelbſt, immer will ich meinen Mitmenſchen dienen, ſo gut ich es vermag, und ihnen nützlich zu ſeyn ſuchen!“ Sanft und ruhig ſchlief er ein; denn ein ruhiges, gutes Gewiſſen iſt beſſer, als ein weiches Lager.

Anſelm ſtand, durch den ſanften Schlaf neu geſtärkt, friſch wieder auf, beſorgte dem Alten ein Frühſtück, und als dieſer daſſelbe zu ſich genommen hatte, trug ihm Anſelm noch eine gute Strecke weit den Bündel, und ſegnend ſchied der Greis von dem guten Jüngling.

Wollt ihr es auch, wie Anſelm machen, und den Hülfsbedürftigen euere Dienſte anbieten, auch wenn ſie arm ſind, und keinen Lohn euch geben können?

2. Albertine * war ein recht gutes Mädchen, die Freundlichkeit ſelbſt, gegen Reiche und Arme, gegen Große und Kleine. Darum war ſie auch von ihren Mitſchülerinnen und vom Lehrer ſehr geliebt. Ging ſie in die Schule, und traf einige ihrer Mitſchülerinnen, ſo klein ſie auch ſeyn mochten, an, ſo ging ſie nicht ſtolz vorüber, wie zuweilen die größeren und eingebildeten Mädchen thun, ſondern ſie ſchloß ſich an ſie an, und redete gar vertraut und liebreich mit ihnen. So wie ſie in die Stube trat, grüßte ſie höflich alle, die ihr begegneten, und ſetzte ſich auf ihren Platz. Wurde von einer

Abwesenden dieses oder jenes Nachtheilige erzählt, so wußte sie so bescheiden und doch so treffend diese zu entschuldigen, daß alle ihr Recht gaben, und die Verläumderin beschämt schweigen mußte. Wenn eine ihr Buch, ihr Lineal, eine Feder oder Stricknadel vergessen hatte, so bot sie ihr so herzlich das Fehlende an, daß man von niemand lieber etwas borgte, als von ihr. Es war in dieser Schule eingeführt, daß jede ihr Strickzeug mitbringen und arbeiten durfte, so lange nicht geschrieben wurde. Albertine hatte in ihrem 14ten Jahre von ihrer erwachsenen Schwester schon eine Menge weiblicher Geschicklichkeiten gelernt, die oft Mädchen in ihrem zwanzigsten Jahre nicht besitzen. Sie blieb oft eine Stunde nach der Schule da, umgeben von ihren lernbegierigen Freundinnen, und lehrte sie allerlei neue schöne Frauenzimmer-Arbeiten. Während des Unterrichts hörte sie nur auf den Lehrer; ihr entging keines seiner Worte, und ihre Arbeiten und Antworten waren daher immer die Besten.

Wer Andern Freude macht, dem macht man auch gern wieder Freude. Vor ihrem Geburtstage beredete sich der Lehrer mit den Schülerinnen, die ihr vorzüglich viel zu verdanken hatten, sie unvermuthet durch ein Geschenk zu überraschen. Albertina saß an jenem Tage wieder nach ihrer Gewohnheit still und freundlich da, als sich die Schulstube öffnete, und drei ihrer Freundinnen hineintraten, und ihr in ihrem und ihrer Freundinnen Namen einen schönen Arbeitsbeutel mit feinem Baumwollengarn gefüllt, ein niedliches Spinnrad, und Campe's väterlichen Rath für seine Tochter, schön gebunden, überreichten. Die Freude machte sie stumm, bis sie endlich unter einem Strom von Freudenthränen ihnen allen dankte. Als sie bald darauf der Schule entlassen wurde, hefteten ihre Mitschülerinnen ihr zu Ehren einen Kranz von Immergrün über die Thür. Er umfaßte ein schön gemaltes Bild, auf welchem zwei schwebende Engel eine Blumenkrone hielten, und unten standen die Worte: Unserer lieben, dienstfertigen Albertine geweiht.

Welch' eine schöne Tugend ist die Dienstfertigkeit! Sie gibt frohen Muth, und erwirbt die Achtung und Liebe aller guten Menschen.

3. Am 6ten April 1811 Morgens 4 Uhr brach in dem Wagenschoppen des Gasthauses zum schwarzen Adler in der Leopoldstadt in Wien Feuer aus. Der Boden des Schoppens, welcher mit Heu, Stroh, Hafer und andern leicht zündbaren Sachen angefüllt war, loderte augenblicklich in fürchterlichen Flammen empor. Unter dem Schoppen lagen Ballen mit Schaaf- und Baumwolle, Seide, Fässer mit Branntwein, u. d. gl., wodurch das Feuer, wenn es dieselben ergriffen hätte, sich schnell und weit würde verbreitet haben würde. Im Hofe waren sehr viele Frachtwagen, auf welchen Kaufmannsgüter von sehr hohem Werthe geladen waren. Es handelte sich hier um den Verlust oder die Erhaltung einer halben Million Gulden.

Schnell eilten die Spritzen herbei, und suchten dem Feuer Einhalt zu thun. Selbst Seine Majestät der Kaiser, der große, edle Menschenfreund, kam an den Ort der Gefahr, leitete die Löschanstalten, und ermunterte durch seine Gegenwart und freundlichen Worte die Arbeiter. Alles, was Hände hatte, griff zu, die Wagen wurden aus dem Hofe, die Ballen und Fässer aus dem Schoppen geschafft, und das Feuer wurde, ohne daß es bedeutenden Schaden angerichtet hätte, glücklich gelöscht.

Unter den Arbeitenden befand sich auch ein Knabe von eilf Jahren, Franz Renz. So wie er an Alter der jüngste, so war er an Muth und Thätigkeit einer der Ersten unter den Rettenden. Er scheute keine Gefahr, war überall voran, griff überall zu, und unternahm Arbeiten, die seine Kräfte weit zu übersteigen schienen. Mit der Abnahme des Feuers wuchs sein Vergnügen über die verminderte Gefahr, und gab ihm neue Kräfte, mitzuwirken, daß es ganz unterdrückt wurde. Endlich, als alle Gefahr entfernt war, sank er, von der außerordentlichen Anstrengung ganz ermattet, mit dem frohen Bewußtseyn, auch das Seinige zu einem guten Werke beigetragen zu haben, auf einen Wollsack hin.

Der Kaiser bemerkte den Muth und Eifer dieses braven Knaben. Er wurde gerührt, als er vernahm, daß Franz Renz, der so schön in diesem Alter sich auszeichnete, ein vater- und mutterloser Waise, ohne Hülfe, ohne alle Unterstützung von Verwandten sey. Er beschloß, des guten Kindes sich anzunehmen,

und übergab ihn dem Direktor des Waisenhauses, Herrn Vierthaler, zur Erziehung. Der Kaiser bezahlte das Kostgeld aus seiner Privat-Kasse, und befahl, ihm zu berichten, wenn er die Gegenstände der Hauptschule vollendet habe, ob er durch seine Anlagen und Sitten geeignet sey, und Lust bezeige, in einer Militär-Akademie zu einem braven Offizier, oder in einem Civil-Convikte zu einem tüchtigen Staatsdiener sich zu bilden, oder ob er lieber bei einem Meister ein tüchtiges Handwerk erlernen wolle.

Lernet von diesem braven Knaben, eueren Mitmenschen so viel zu dienen, als in eueren Kräften steht, und verehret die weise Vorsehung Gottes, die für jeden Menschen sorgt, wenn er gut und arbeitsam ist.

4. Dienstfertigkeit hat schon manchen Menschen glücklich gemacht, und großen Segen über ganze Familien verbreitet.

Der Kaufmann Berchtold lebte bei mittelmäßigen Glücksumständen vergnügt und zufrieden. Er war ein Mann nach ächt deutscher Sitte, redlich und bieder, und wurde daher von jedem, der ihn kannte, geschätzt. Doch das Glück ist veränderlich. Berchtold hatte in kurzer Zeit mehrere Unglücksfälle, verlor all das Seinige und kam in den Schuldthurm. Eines Abends ging sein Sohn, Julius, über den Hauptplatz mit einer Laterne, um dem Vater eine Suppe in das Stadtgefängniß zu tragen. Ein Fremder ging vor ihm, und suchte etwas. Julius fragte: „Suchen Sie etwas?“

Der Fremde. „Nicht viel, mein guter Junge! Ich habe nur meinen Stock fallen lassen, und kann ihn im Finstern nicht finden.“

Julius war sogleich bemüht, mit der Laterne den Stock zu suchen, und fand ihn auch bald. Der Fremde dankte dem Knaben, und wollte sich entfernen. Allein, Julius bat ihn um die Erlaubniß, ihm nach Hause leuchten zu dürfen. Der Fremde, der ein Großer des sächsischen Hofes war, wurde von der Dienstfertigkeit des Knaben gerührt, und nahm das Anerbieten an. Der Fremde fragte nun Julius: wo er hingehe?

Julius. Ich trage meinem Vater eine Suppe nach dem Stadtgefängnisse.

Der Fremde. Nach dem Stadtgefängnisse? Ist denn dein Vater ein Verbrecher?

Julius. Ach nein, das ist mein guter Vater nicht.

Das Haus des Fremden war erreicht; da sie an der Thüre waren, bat der Fremde den Julius, am andern Morgen zu ihm zu kommen. Froh ging der Sohn seinen Weg, und überreichte dem Vater die Erquickung, ohne ihm von dem Vorgefallenen etwas zu sagen. Am Morgen des andern Tages ging Julius zu dem fremden Herrn, welcher zu wissen verlangte, warum sein Vater im Gefängniß sitze. Julius sagte freimüthig die Ursache der Gefängnißstrafe seines Vaters, und fing an zu erzählen:

„Mein Vater hatte sich durch Fleiß und Sparsamkeit ein bedeutendes Vermögen erworben. Eines Abends trug er 500 Thaler in einem leinenen Sacke zu einem Handelsmann unter dem Arme, und eine Laterne in der Hand. Ein Unbekannter trat zu ihm, um Licht bei seiner Laterne anzuzünden. Ehe sich's der Vater versah, schlug ihm der Unbekannte die Laterne aus der Hand, und nahm ihm das Geld, ohne daß er den Unbekannten und das Geld wieder zu sehen bekam. Gleich nachher wurden einige Bürger, denen er mehrere tausend Gulden vorgestreckt hatte, wegen schlechter Wirthschaft vergantet; mein Vater erlitt dadurch einen unersetzlichen Schaden, und sein Handel sank. Die jetzigen Zeitumstände, die für den Handel so ungünstig sind, brachten ihn um allen Kredit und hiemit ins Verderben. Er gab sich alle Mühe, empor zu kommen; aber umsonst. Seit acht Tagen sitzt er wegen 100 Thalern, die er einem Bürger nicht bezahlen konnte, im Gefängnisse."

Der Fremde. „Ist's möglich, daß Menschen so hartherzig seyn können? Wo wohnt der Bürger?"

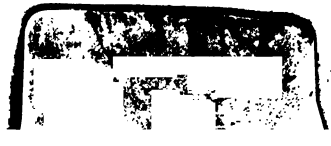
Julius. „In der Straße N., Nro. 19.

Der Fremde befahl seinem Bedienten, in die benannte Straße hinzugehen, und bei dem Bürger sich zu erkundigen,

ob sich die Sache so verhalte, wie der Junge erzählt hatte, und gab ihm zugleich einen Beutel mit 100 Thalern, um dem Bürger, wenn die Sache wirklich so sey, das Geld gegen Quittung zu bezahlen. Der Bediente kam mit der Quittung des Bürgers zurück. Der vornehme Fremde überreichte Julius die Quittung mit den Worten: „Guter Junge! hier ist die Quittung; händige sie deinem Vater ein, und gib du ihm die Freiheit.“ Julius fiel auf die Kniee nieder, und dankte unter Thränen seinem Wohlthäter. Sogleich eilte er dem Gefängnisse zu, und gab dem Vater die Quittung. „Was gibst du mir?“ fragte der Vater. — „Die Freiheit gebe ich Ihnen, lieber Vater!“ rief Julius, fiel dem Vater um den Hals, und erzählte Alles, was sich zwischen ihm und dem fremden Herrn zugetragen habe. Der Vater überreichte die Quittung dem Kerkermeister, der sie auf das Stadtgericht trug. In einer Stunde kündigte der Stadtrichter dem Vater die Freiheit an. Der Vater umarmte voll Wonnegefühl seinen Sohn, und rief aus: „Deine Dienstfertigkeit gab mir meine Freiheit.“

Wäre Julius in jener Nacht ohne alle Theilnahme an dem suchenden Fremden vorüber gegangen, so hätte er keinen Wohlthäter so bald gefunden, und der Gram hätte vielleicht den Vater im Kerker getödtet, die ganze Familie wäre vielleicht sehr unglücklich geworden. Dienstfertigkeit war hier die Retterin.

*

Ein Bruder wird in der Noth erkannt. Sprchw. 17. 17. Erkenne aus dir selbst, was dein Nächster gern oder ungern hat. Sir. 31. 17. — Dienet einander in Liebe. Gal. 5. 13. — Lernet euch durch gute Werke für nöthige Bedürfnisse auszeichnen, damit ihr nicht unfruchtbar bleibet. Tit. 3. 14. — Dienet einander, Jeder mit der ihm zu Theil gewordenen Gabe, als gute Verwalter der mannigfachen Gnadengeschenke. I. Petr. 4. 10.

Wo ich Menſchen dienen kann,
Soll ich ſchnell und willig dienen:
Lang geſäumt, heißt kaum gethan.
In den heitern, frohen Mienen
Spiegeln ſich des Herzens Triebe,
Fern von Eigennutz, voll Liebe.